Heft 2, Juni 2009/ 89. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND
ISSN 0930-7001

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

Herausgeber: Landesverein Badische Heimat e. V.
Für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Landesvorsitzender: Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Chefredakteur: Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe, Tel. und Fax: (07 21) 75 43 45

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06

Geschäftszeiten: Mo., Di., Do., Fr. 9.00–12.00 Uhr

Internet: http://www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 26 €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 10,00 €. Nachbestellung eines Heftes für Mitglieder 6,50 €.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen
des Landesvereins:

Postbank Karlsruhe,
Kto.-Nr. 16468-751,
BLZ 660 100 75

Sparkasse Freiburg – Nördl. Breisgau
Kto.-Nr. 2003201,
BLZ 680 501 01

Gesamtherstellung:
G. Braun Buchverlag
im DRW-Verlag Weinbrenner GmbH & Co. KG
Kaiserallee 87
76185 Karlsruhe
Dorothee Kühnel
Tel. (07 21) 50 98-61
Fax (07 21) 50 98-89
E-Mail: kuehnel@gbraun-buchverlag.de
Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig

Unser Partner
Rothaus
TANNEN ZÄPFLE

Titelbild: Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe, Hildapromenade
Foto: Heinrich Hauß

Inhalt

Zu diesem Heft und darüber hinaus
Dr. Sven von Ungern-Sternberg . . 124

Einladung Ausstellungseröffnung Mannheim 127

Rahmenprogramm zur Ausstellung der Badischen Heimat im LTA Mannheim 127

Aufruf 131

Unter Bruchsals Straßen
Archäologische Untersuchungen nahe der Marienkirche
Martin Thoma 132

Schwäbischer Heimatbund und Landesverein Badische Heimat vergeben gemeinsam den Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg
Gerhard Kabierske 144

„Was bedeutet uns Baden?“
Deutungsvarianten des politisch verfassungslos gewordenen Baden (1952–2009)
Heinrich Hauß 146

Badens Präsenz
Die Wahrnehmbarkeit Badens
Heinrich Hauß 153

Die Naturgeschichtliche Sammlung im Mannheimer Schloss
Mode und Ideal einer Naturalien-Sammlung im 17. und 18. Jahrhundert
Kai Budde 167

Die Schiffs- und Maschinenbau AG Mannheim
Zur Geschichte der einstmals größten Binnenwerft Deutschlands
Sebastian Parzer 179

Vom Patrizierpalast zum Krankenhaus
80 Jahre St. Hedwig-Klinik in Mannheim
Tobias Möllmer 186

Von Gurs über Chansaye – in die Freiheit?
Über einen dramatischen Rettungsversuch badischer jüdischer Internierter im unbesetzten Frankreich 1940–1944
Peter Künzel 198

Ein Kardinal aus Durlach
Konfession und Karriere in der frühen Neuzeit
Klaus P. Oesterle 215

Briefe aus Carlsruhe 1792–1794
Lulu Schlosser an ihre Freundin
Leonhard Müller 223

Badische Auswanderungsagenten im 19. Jahrhundert
Alexandra Fies 228

Von London nach Bad Rippoldsau – Ferdinand Freiligrath im Sommer 1868
Detlev Hellfaier 233

Die Badische Landesverfassung vom 21. März 1919
Zum 90. Jahrestag ihrer Verkündung
Detlev Fischer 238

Zum historischen Gasthaus „Großbauer-Linde“ in St. Georgen
Spezialitäten aus der eigenen Rauchküche
Heinz Nienhaus 244

Zur Geschichte der Hausforschung
Edmund Kiehnle 251

Kunstvolle Gläser im Südwesten Deutschlands
Ein Beitrag zur Glasgeschichte
Kurt Pittrof 262

Die Markgräfler Tracht – eine beliebte badische Volkstracht
Fred Wehrle 269

Gedenktage Badischer Geschichte
Redaktion: Heinrich Hauß

13. Januar 1809: Judenedikt 283

Eröffnung der Ausstellung 100 Badische Jahre am 27. Februar 2009 in Freiburg . . . 285

Eröffnung der Wanderausstellung 100 Badische Jahre im Karlsruher Schloss am 23. April 2009 288

Aktuelle Informationen
Redaktion: Heinrich Hauß

Begleitende Vortragsprogramme zur Ausstellung „100 Badische Jahre“ in Freiburg und Karlsruhe 290

Freiburger Wohnhaus von Reinhold Schneider unter Denkmalschutz. 290

Lage der Reinhold-Schneider-Gesellschaft in den Blick genommen 291

Verleihung des Verdienstordens der Republik Frankreich an Regierungspräsidenten a. D. Dr. Sven von Ungern-Sternberg am 6. 3. 2009 291

Der Fernsehmoderator Markus Brock „Badener des Jahres“ 292

Älteste Brücke Mannheims soll abgerissen werden 292

Metropolregion Rhein-Neckar . . . 292

Heidelbergs Bedeutung. Argumente des Vortagsabends im Kurpfälzischen Museum. 292

Keine Rekonstruktion des Hortus Palatinus in Heidelberg. . 292

Die Region zwischen Bruchsal und Bühl muss schlagkräftiger werden. 293

Regio am Oberrhein präsentiert sich in der Landesvertretung Baden-Württembergs in Brüssel . 293

Festakt der Jüdischen Religionsgemeinschaft in Baden anläßlich des 200-jährigen Bestehens 293

25-jähriges Bestehen des Arbeitskreises Heimatpflege Regierungspräsidium Karlsruhe . 293

Breisgauer Narrenzunft feiert 75. Geburtstag 293

Ausstellung in der Badischen Landesbibliothek „Händel in Karlsruhe“. 293

Der Michaelsberg (Bruchsal-Untergrombach). Geschichte – Glaube – Natur. . . . 294

Kongress „Hauptsache Kunst“ im ZKM in Karlsruhe am 4. 5. 2009 . 294

450. Todestag Philipp Melanchthons 294

Jugendstil am Oberrhein. Kunst und Leben ohne Grenzen . 294

Struwwelpeters Vater Heinrich Hoffmann wird 200 Jahre. 294

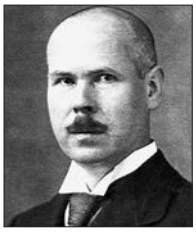
Institutionen in Baden

Der Arbeitskreis Heimatpflege Regierungsbezirk Karlsruhe
Gerhard Layer. 295

Veranstaltungen badischer Institutionen. 298

Jahresrückblick der Regionalgruppen auf das Jahr 2008
Regionalgruppe Freiburg 300
Regionalgruppe Karlsruhe. 301
Regionalgruppe Mannheim 302
Regionalgruppe Pforzheim 303
Regionalgruppe Rastatt 303
Regionalgruppe Schwetzingen . . 304

100 Jahre Badische Heimat – 58 Jahre Baden in Baden-Württemberg
Eine Umfrage der Redaktion
Heinrich Hauß 305



Zu diesem Heft und darüber hinaus

Liebe Mitglieder,
sehr geehrte Leserinnen und Leser,

Die Nr. 2/2009 unserer Vierteljahresschrift beschäftigt sich, dem Jubiläum gemäß, mit badischen Belangen. Die Redaktion griff die von Helmut Engler anlässlich des 90. Vereinsjubiläums gestellte Frage: „Was bedeutet uns Baden?“ wieder auf und beantwortete sie mit fünf Bedeutungsvarianten Badens nach dem Verlust der Eigenstaatlichkeit. Der Zeitraum, der untersucht wird, umfasst die Jahre 1952 bis 2009. Der Aufsatz versucht, die verschiedenen Interpretationen nicht nur zu dokumentieren, sondern leitet aus den Deutungen eine zukünftige Strategie ab: Erhalt des gesamtbadischen Zusammenhangs als Aufgabe des Landesvereins. Anlässlich des 100. Jubiläums der Badischen Heimat schien es der Redaktion wichtig, Institutionen vorzustellen, in denen „badische Substanz“ immer noch wahrnehmbar ist. Unter dem Titel „Badens Präsenz“ werden drei Institutionen vorgestellt: das Generallandesarchiv als Hüter der Quellen und Sachwalter der badischen Geschichte, die Badische Landesbibliothek mit ihren Handschriften als badisches Kulturerbe und das Badische Landesmuseum mit seiner Zuständigkeit und Kompetenz für die badische Landes- und Kulturgeschichte.

Den Anfang der Aufsätze bildet natürlich das Badnerlied. Über die Ländervereinigung hinaus ist „Baden in Baden-Württemberg“ immer noch wahrnehmbar. Diese Wahrnehmbarkeit in Form von „Erinnerungsposten“ (P.-L. Weinacht) hat man oft mit der Erzdiözese Freiburg, der evangelischen Landeskirche Badens, Vereinen und Verbänden in Verbindung gebracht, deren Verwaltungsgrenzen entweder noch mit dem ehemaligen Land Baden zusammenfallen oder die Baden oder badisch noch in ihrem Namen tragen. Es war deshalb naheliegend, zum Jubiläum des Landesvereins Badische Heimat eine Umfrage bei den Zeitungen, Institutionen und Vereinen zu starten. Gefragt wurde, in welcher Weise Baden und das Badische bei den Genannten noch bewusst ist und gepflegt wird.

Geschichtliche Themen werden besonders im Zusammenhang mit vier badischen Städten behandelt: Ausgrabungen in Bruchsal, sowie die Naturgeschichtlichen Sammlungen, Schiffs- und Maschinenbau und die St. Hedwigs Klinik Mannheim. Es schließen sich zwei Themen zu Karlsruhe bzw. Durlach an. Der Aufsatz „Von Gurs über Chansaye in die Freiheit?“ setzt sich mit dem Schicksal von sechs nach Gurs deportierten Juden aus Freiburg auseinander. Mit Themen zur badischen Geschichte beschäftigen sich die Arbeiten „Badische Auswanderungsagenten im 19. Jahrhundert“ und eine Arbeit zum 90. Jahrestag der Badischen Landesverfassung vom 21. März 1919. In der Sparte „Gedenktage Badischer Geschichte“ wird an das Judenedikt von 1809 erinnert.

Das Jubiläumsjahr 2009 hat für die Badische Heimat hervorragend begonnen. Als „Sondernummer“ der Vierteljahreszeitschrift ist Ihnen im Frühjahr der Ausstellungskatalog als Heft 1/2009 zugegangen Dieser Katalog hat ganz überwiegend großen Zuspruch und Anerkennung erfahren. Am 27. März wurde in Freiburg im Regierungspräsidium die Ausstellung mit einem wirklichen „Paukenschlag“ eröffnet – Heinrich Hauß berichtet in dieser Ausgabe über die ausgesprochen geglückte Veranstaltung.

In der Zwischenzeit ist die Ausstellung in Freiburg beendet worden, die einen ausgesprochen guten – über das normale Maß von Ausstellungen im Basler Hof hinausgehenden – Publikumsbesuch aufzuweisen hatte. Insbesondere gab es ein sehr ansprechendes Rah-

menprogramm. Den Beginn machte unser Beiratsmitglied Professor Paul-Ludwig Weinacht mit einem fesselnden Vortrag über die Geschichte der Wiedergründung der Badischen Heimat nach dem Zweiten Weltkrieg. Es folgte ein sehr interessanter Vortrag von Prof. Dr. Rudolf Post zum Thema Badisches Wörterbuch. Am Gründonnerstag hielt Professor Günther Reichelt seinen sehr gelungenen Vortrag zu dem Thema „Hundert Jahre Naturschutz in Baden" – „höchst bemerkenswert", in der wissenschaftlichen Aufarbeitung ganz offensichtlich ein Neuland, das betreten wurde. Und schließlich gab es einen fulminanten Abschluss in Zusammenarbeit mit der Muettersproch-Gsellschaft mit Pflaum und Sesterhenn: „Alemannisch kriz un' quer". Der Regierungspräsident und seine Mitarbeiter haben uns hierbei stark unterstützt. Vielen Dank!

Mittlerweile ist die Ausstellung nach Karlsruhe weiter gezogen – auch hier gab es einen sehr gelungenen Start mit viel Prominenz. Für die Stadt Karlsruhe war Oberbürgermeister Heinz Fenrich anwesend, den Landkreis vertrat Landrat Dr. Christoph Schnaudigel. Das Badische Landesmuseum unter Leitung von Professor Harald Siebenmorgen hat hier ganz große Verdienste und uns sehr unterstützt. Auch hier gibt es ein abwechslungsreiches, umfangreiches Rahmenprogramm, um das sich Elisabeth Schraut mit großem Engagement in hervorragender Weise verdient gemacht hat. Auch über diese Veranstaltung berichtet Herr Hauß im Einzelnen in diesem Heft.

Anschließend wird es dann von Karlsruhe nach Mannheim weiter gehen – hier wird die Ausstellungseröffnung am 9. Juli sein. Die Regionalgruppe Mannheim unter Leitung von Herrn Keller und Frau Axt hat ein sehr attraktives Programm erarbeitet. Hier unterstützt uns das Landesmuseum für Technik und Arbeit in großem Maße.

Insofern ist der Beginn sehr ermutigend. Die weiteren Stationen für dieses Jahr sind festgelegt – es folgen in diesem Jahr Waldshut-Tiengen und Konstanz.

Es ist mir ein Anliegen, mich bei all denjenigen, die sich hier engagiert eingebracht haben, zu bedanken. Zuvörderst ist die Ausstellung mit dem Namen von Dr. Bernhard Oeschger verbunden, der mit seiner Mannschaft – ich nenne hier ganz besonders Herrn Lindenmaier, Herrn Dettmann, Herrn Streicher und Frau Ott – Erstaunliches bei der Begrenztheit der finanziellen Mittel auf die Beine gestellt hat. Insbesondere hat Herr Oeschger über Monate hinweg mit großem ehrenamtlichem Engagement gearbeitet.

Das alles kostet Geld – wir waren sehr aktiv in Sachen Sponsorengelder und Anzeigen – unser Landesrechner, Michael Nitsche, hat demzufolge eine erfreuliche Mehrarbeit vollbringen müssen, mit entsprechenden zusätzlichen Belegen, Finanznachweisen und Verbuchungen – ihm herzlichen Dank!

Mit großem Einsatz von Frau Sabine Trunz haben wir eine sehr erfolgreiche und professionelle Medienkampagne gestartet. Ganzseitige Berichterstattungen in Tageszeitungen, ganze Serien im Rundfunk zu unserem Jubiläum, bis hin zur intensiven Berichterstattung im Fernsehen, haben dazu geführt, dass wir uns auch öffentlich sehr erfolgreich präsentieren konnten. In Karlsruhe ist die erfolgreiche Öffentlichkeitsarbeit vor allen Dingen Elisabeth Schraut zu verdanken. Natürlich ist mit den Jubiläumsaktivitäten erheblich mehr Arbeit auf unsere Geschäftsstelle zugekommen. Hier hat sich Karl Bühler mit großem Einsatz verdienstvoll bewährt.

Die Arbeit an der Chronik ist abgeschlossen. Hier gebührt insbesondere dem Herausgeber der Publikation Kurt Hochstuhl ein großes Dankeschön, aber auch allen anderen, die sich als Autoren ehrenamtlich eingebracht haben, danke ich sehr. Im Karlsruher Rathaus werden wir Ende September im Beisein von Oberbürgermeister Heinz Fenrich diese Chronik öffentlich vorstellen. Zugleich wird sie als drittes Vierteljahresheft jedem Mitglied zugehen. In gebundener Form wird sie der erste Band der neu aufgelegten Schriftenreihe der Badischen Heimat sein. Als Band zwei der Schriftenreihe wird in Zusammenarbeit mit der Muettersproch-Gsellschaft das Alemannische Wörterbuch für Baden von Dr. Rudolf Post veröffentlicht werden. Dieses Buch wird anlässlich der Alemannischen Woche in Oberried ebenfalls in diesem Herbst herausgegeben. Auf die entsprechenden Hinweise in dieser Ausgabe zu diesen beiden Büchern wird verwiesen.

Die ganzen Jubiläumsaktivitäten dienen natürlich auch dazu, endlich den Rückgang von Mitgliederzahlen umzukehren und neue Mitglieder zusätzlich zu gewinnen. Wir haben zu diesem Zweck einen sehr attraktiven Flyer entworfen. Es scheint auch so zu sein, dass wir im Jahr 2009 das erste Mal den Abwärtstrend in den letzten Jahrzehnten brechen konnten. Ich möchte aber jedes Mitglied bitten, im Bekanntenkreis selbst auch aktiv zu werden, und den einen oder anderen anzusprechen. Es geht eben nur über direkte mündliche Ansprache – dann kann sie aber durchaus erfolgreich sein. Wir wollen ebenfalls das Jubiläumsjahr dazu nutzen, nicht nur die Schriftenreihe des Landesvereins, die es früher schon einmal gegeben hat, wieder zu beleben, sondern auch Fachgruppen in Bereichen wie Natur- und Denkmalschutz auf Landesebene wieder neu einzurichten, die das Profil der Badischen Heimat weiter schärfen können. Auch hier wird auf die Aufrufe in diesem Heft in Einzelnen verwiesen.

Ansonsten gab es im Rahmen der Vernetzung mit verwandten Organisationen wieder eine ganze Reihe von Gesprächen und Terminen. So waren Heinrich Hauß und ich bei der festlichen Jubiläumsveranstaltung des Schwäbischen Heimatbundes in Stuttgart. Sehr erfolgreich war auch die Verleihung des Denkmalschutzpreises, der gemeinsam vom Schwäbischen Heimatbund und der Badischen Heimat alle zwei Jahre vergeben wird. Gerhard Kabierske, der Vorsitzende der Jury, wird darüber im Einzelnen berichten. In unserer Serie: Institutionen und Vereine in Baden stellt sich dieses Mal der Arbeitskreis Heimatpflege Regierungsbezirk Karlsruhe e. V. vor.

So war es bisher ein sehr abwechslungsreiches und interessantes Jubiläumsjahr. Ich bitte Sie alle, sich nach Möglichkeiten zu beteiligen und einzubringen, und nun wünsche ich Ihnen wie immer eine gute Lektüre unserer Zeitschrift.

Mit herzlichem Gruß bin ich Ihr

Dr. Sven von Ungern-Sternberg
Landesvorsitzender

EINLADUNG

Alle Mitglieder und Freunde
der Badischen Heimat sind herzlich eingeladen
zur Ausstellungseröffnung

100 Badische Jahre

am Donnerstag, 9. Juli 2009 um 19 Uhr

im Landesmuseum für Technik und Arbeit
in Mannheim

Es sprechen:
Museumsleiter Prof. Dr. Hartwig Lüdtke
Landesvorsitzender Dr. Sven von Ungern-Sternberg
Bürgermeister Dr. Michael Grötsch

Schirmherrschaft:
Ministerpräsident Günther H. Oettinger

Öffnungszeiten der Ausstellung (10. Juli – 30. August 2009):
Di, Do, Fr 9–17 Uhr
Mi 9–20 Uhr
Sa, So, Feiertag 10–18 Uhr

Rahmenprogramm zur Ausstellung der Badischen Heimat im LTA Mannheim

Mittwoch, **15. Juli 2009**, 18:30 Uhr, Landesmuseum für Technik und Arbeit Mannheim, Auditorium
Eleonore Kopsch
Stephanie Napoleon, die erste badische Großherzogin
Diavortrag
Vor zweihundert Jahren endet die Kurpfalz, und Mannheim kommt zu Baden. Die neue Herrscherfamilie der Zähringer behält ihre Residenz in Karlsruhe, aber das Mannheimer Schloss wird für einige Jahre der Wohnsitz der Erbprinzessin (1806–1811) und dann für vierzig Jahre der Witwensitz der Großherzogin Stephanie (1819–1860).

Mittwoch, **22. Juli 2009**, 18:30 Uhr, LTA Mannheim, Auditorium
Tanja Vogel
Rätsel Kaspar Hauser – Rezeption in Literatur, Film und Kunst.
Der Vortrag gibt einen kurzen und kurzweiligen Einblick in Leben und Mythos des Findelkindes Kaspar Hauser, welches 1828 im Alter von etwa 16 Jahren in Nürnberg aufgetaucht und 1833 als junger Mann in Ansbach gestorben war. Die Auseinandersetzung mit der rätselhaften Persönlichkeit und die künstlerische Umsetzung ist Gegenstand dieses Vortrags, der durch Filmsequenzen und Musikbeispiele ergänzt wird.

Mittwoch, **29. Juli 2009**, 18:30 Uhr, LTA Mannheim, Auditorium
Hans-Joachim Hirsch
„Was ihr für Deutschland getan, ist unvergessen"? – Mannheim in der badischen Revolution 1848/49.
Bekanntermaßen ging die Märzrevolution des Jahres 1848 von Mannheim aus. Sie verbreitete sich mit den Forderungen der Mannheimer Petition innerhalb weniger Tage über ganz Deutschland und bestimmte so maßgeblich den Revolutionsverlauf.

Mittwoch, **5. August 2009**, 18:30 Uhr, LTA Mannheim, Auditorium
Lesung mit *Siegfried Laux*
Hanns Glückstein – lachender Poet und Gründer der Mannheimer Badischen Heimat
Der bekannteste Dichter mit Werken in der hiesigen Mundart initiierte 1924 den Zusammenschluss der Mannheimer Mitglieder des Landesvereins. In bester Erinnerung blieb Glückstein als einer der fröhlichsten Begleiter auf Fahrten, der oft „durch seinen Humor und seine Gedichte die Teilnehmer erfreute".
Siegfried Laux, ein Verwandter des Heimatdichters, berichtet aus dem Leben des Poeten und liest aus seinem stimmungsgeladenen, heiter-melancholischen und humorvollen Werk. Die Lesung wird von Christian Oberbauer auf dem Akkordeon musikalisch umrahmt und durch einen Kurzfilm des SWR ergänzt.

Weitere Stationen der Jubiläumsausstellung „100 Badische Jahre“

3. 9.–15. 10. 2009	**Waldshut-Tiengen, Stadtschloss** Ausstellungseröffnung: Mittwoch, 2. 9., 18 Uhr
Nov.–Dez. 2009	**Konstanz, Bürgersaal**

2010

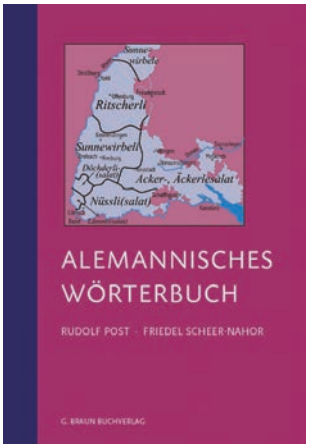
18. 1.–14. 2. 2010	**Schwetzingen, Palais Hirsch** Ausstellungseröffnung: Samstag, 16. 1., 15 Uhr
ca. 17. 2.–10. 3. 2010	**Ladenburg, Landratsamt**
15. 3.–11. 4. 2010	**Lahr** Ausstellungseröffnung: Sonntag, 14. 3., 11 Uhr
12. 4.–20. 5. 2010	**Müllheim** Ausstellungseröffnung: Sonntag, 11. 4.
21. 5.–27. 6. 2010	**Feldberg, Haus der Natur**
30. 6.–1. 8. 2010	**Triberg, Kurhaus** Ausstellungseröffnung: Dienstag, 29. 6.
Okt.–Nov. 2010	**Donaueschingen**

Weitere Stationen im Jahr 2011 sind geplant.

Sämtliche Angaben ohne Gewähr.

Neuerscheinung im September 2009

Alemannisches Wörterbuch für Baden



Wissen Sie was „Sunnewirbele“ sind und kennen Sie „Schlecksel“ oder „Guts“? All das können Sie in dem neuen Alemannischen Wörterbuch nachschlagen!

Der alemannische Wortschatz Südbadens wird hier erstmals allgemeinverständlich in einem Band dargestellt.

Das Wörterbuch umfasst ca. 450 Seiten und 10 500 Stichwörter mit 12 500 Bedeutungen und gibt in populärer Form Aufschluss über den Wortschatz Südbadens in seiner Lautung, Bedeutung, Verwendung (Satzbeispiele, Redensarten, Sprichwörter, Kinderreime u. v. m.) und z. T. zur Etymologie. Besonders hervorzuheben ist dazu die umfangreiche Einleitung, in der Mundarträume im Untersuchungsgebiet vorgestellt werden und in der Klarheit über Sprachgrenzen geschaffen wird. Besonders hervorzuheben sind die 150 Sprachkarten zu bestimmten Wortartikeln, die anschaulich den Geltungsbereich von wort- und lautgeographischen Varianten zeigen.

Es handelt sich bei diesem Wörterbuch um ein Standardwerk, das die Mundarten in Südbaden in bisher nie dagewesener Vollständigkeit und Übersichtlichkeit zuverlässig dokumentiert.

Die Autoren

Dr. Rudolf Post, Jahrgang 1944, leitete von 1998 bis 2009 den Arbeitsbereich „Badisches Wörterbuch“ am Deutschen Seminar 1 der Universiät Freiburg i. Br. und hat in dieser Zeit den vierten Band dieses Wörterbuchs (N-Schw) fertiggestellt.

Friedel Scheer-Nahor M.A., Jahrgang 1956, ist seit 1988 im Arbeitsbereich „Badisches Wörterbuch“ beschäftigt. Sie forschte über Hebraismen in den Dialekten Badens und verfasste mehrere Serien zu südbadischen Dialekten in der Badischen Zeitung und in der Badischen Bauernzeitung. Außerdem ist sie Geschäftsführerin der Muettersproch-Gsellschaft.

Der Landesverein Badische Heimat gibt dieses *Alemannische Wörterbuch für Baden* in Zusammenarbeit mit der Muettersproch-Gsellschaft als Band 2 der „Schriftenreihe der Badischen Heimat“ heraus und bietet es seinen Mitgliedern in einer einmaligen Sonderausgabe an, die gegenüber der Buchhandelsausgabe um 10,- Euro ermäßigt ist.

Die Mitglieder des Landesvereins Badische Heimat können das Wörterbuch zum Mitgliederpreis von 29,– Euro erwerben.

Im Buchhandel wird das Werk für 39,– Euro erhältlich sein. ISBN 978-3-7650-8534-5.

Sie erhalten es in der Geschäftsstelle in Freiburg oder können sich es vom Verlag zuzügl. Versandkosten zuschicken lassen.

„Fachgruppe Naturschutz“ der Badischen Heimat

In früheren Jahrzehnten war das Profil der Badischen Heimat im Bereich des Natur- und Landschaftsschutzes stärker ausgeprägt als derzeit. Wir wollen an diese Traditionen auf der Ebene des Landesvereins wieder anknüpfen. Zu diesem Zweck soll durch eine Zahl engagierter und geeigneter Persönlichkeiten eine „Fachgruppe Naturschutz“ gebildet werden.

Zu den Aufgaben dieser Fachgruppe wird insbesondere gehören:

- Vorschläge und Beiträge redaktioneller Art für unsere Zeitschrift „Badische Heimat“ zu erarbeiten, die verstärkt wichtige Themen aus diesem Bereich, die von gesamtbadischem Interesse sind, aufarbeiten.
- Für die laufende Öffentlichkeits- und Pressearbeit Stellungnahmen und Positionen der Badischen Heimat zu Fragen des Natur- und Landschaftsschutzes vorzubereiten und zu erarbeiten.
- Anlaufstelle für Anfragen von Mitgliedern oder von außerhalb zu diesen Themenbereichen an die Badische Heimat sein (bis dato haben wir für solche Themen keine entsprechende Reaktionsmöglichkeit).
- Generell Ideen und Anregungen zu entwickeln, damit wir auf diesem Feld wieder etwas stärker Profil gewinnen.

„Fachgruppe Denkmalschutz“ der Badischen Heimat

Ähnlich wie beim Naturschutz hat auch in früheren Jahrzehnten die Badische Heimat zu Fragen des Denkmalschutzes sich stärker eingebracht. Heute erschöpft sich bisher unser denkmalschützerisches Engagement in dem Denkmalschutzpreis, den der Schwäbische Heimatbund und wir gemeinsam vergeben. Die „Fachgruppe Denkmalschutz“ sollte aber darüber hinaus sich engagieren:

- Beratung zu denkmalschutzrechtlichen Themen in unserer Zeitschrift „Badische Heimat“.
- Öffentlichkeitsarbeit und Pressetätigkeit zu Fragen des Denkmalschutzes, die über den lokalen Bereich hinausgehen und gesamtbadische Bedeutung haben.
- Anlaufstelle für Fragen des Denkmalschutzes, die an die Badische Heimat gehen.
- Ausbau eines Netzwerkes hin zu Gruppierungen und Verbänden, die sich mit Fragen des Denkmalschutzes befassen. Hier wäre auch die Zusammenarbeit mit dem Schwarzwaldverein, der sich mit den Fragen des Kleindenkmals sich sehr erfolgreich einbringt, denkbar.

Es haben sich bereits einzelne Personen bereit erklärt, sich in einer derartigen Fachgruppe zu engagieren. Die Arbeitsweise der Fachgruppe muss sicherlich von den Mitgliedern näher festgelegt werden, jedoch können wir uns beispielsweise vorstellen, dass man neben dem direkten Kontakt über moderne Medien sich einmal im Vierteljahr auch konkret zu Arbeitssitzungen treffen kann.

Mitglieder der Badischen Heimat, aber auch Nahestehende, die sich in dieser Fachgruppe einbringen möchten, werden gebeten, sich mit der Geschäftsstelle der Badischen Heimat (Adresse Seite 1) in Verbindung zu setzen.

Martin Thoma

Unter Bruchsals Straßen

Archäologische Untersuchungen nahe der Marienkirche

Die historisch bedeutsame Stadt Bruchsal liegt am Austritt des Saalbaches aus dem Kraichgauer Hügelland in die oberrheinische Tiefebene. Der Nordteil der mittelalterlichen und heutigen Stadt mit Marienkirche und bischöflicher Burg befindet sich auf einer flachen, in die Niederung ausgreifenden Geländezunge. Südöstlich schließt lange Zeit durch das versumpfte Saalbachbett getrennt die im Gelände ansteigende Siedlung um die Peterskirche an.

Entlang des Westrandes des Kraichgauer Hügellandes verlief eine unter dem römischen Kaiser Trajan etwa 100 n. Chr. angelegte römische Straße. Bruchsal befindet sich unweit dieser vermutlich auch im Mittelalter genutzten Verkehrsachse, die von Basel über Ladenburg nach Mainz führte. Die verkehrsgünstige Lage begünstigte im Mittelalter das Entstehen einer Markt- und Zollstelle in Bruchsal. Schriftliche Nachrichten hierfür liegen jedoch erst ab dem Spätmittelalter vor.

Der Ortsname Bruchsal wird erstmals im Jahre 976 n. Chr. in den Schriftquellen erwähnt. Im Ortsnamen selbst finden sich für das 10. Jahrhundert wichtige Hinweise auf die Entwicklung des Ortes. Die Bezeichnung „Bruch“ weist auf die Lage des Ortes am Rande der

Auf engem Raum sind in den Grabungsschnitten, den geplanten Fundamenten des Einkaufszentrums, zahlreiche hoch- und spätmittelalterliche Befunde anzutreffen

Grabungsplan und Gebäudegrundrisse der Bebauung des 19. und 18. Jahrhunderts

feuchten Rheinniederung hin. Der Namensteil „-sal“ bezieht sich auf einen steinernen Saal als Synonym für einen Königshof.

Aus einer erst im 13. Jahrhundert überlieferten Nachricht geht hervor, dass Bruchsal im 9. Jahrhundert zum Besitz der Abtei Weißenburg gehörte und Pech an das Kloster Weißenburg zu liefern hatte. Der Weißenburger Klosterbesitz wird im Umfeld der Peterskirche unterhalb der Kirche im Bereich des Kammerhofes vermutet. Neben den kirchlichen Gütern existierte in Bruchsal noch älterer Reichsbesitz. Vermutlich hatten die dem Reich gehörenden Besitzungen und Rechte im Bereich der Marienkirche und der bischöflichen Burg ihren Mittelpunkt.

Die letzte Baulücke der Innenstadt wird geschlossen

Aktuell ist im Bereich des Alten Marktes zentrumsnahe ein Einkaufszentrum geplant.

Bruchsal, Blick von der Marien- zur Peterskirche den beiden Siedlungskernen des frühmittelalterlichen Bruchsals. Rechts im Bild das Ausgrabungsareal.

Mindestens 4500 m² der ehemaligen mittelalterlichen Altstadt Bruchsals werden dabei überbaut. Während der Planungsphase des Bauprojektes einigten sich die Denkmalpflege und der Bauträger auf eine Bebauung, die möglichst zerstörungsfrei auf Streifenfundamenten, Pfahlgründungen und einer den Untergrund abdeckenden Betonplatte gründete. Eine großflächige Untersuchung des seit dem 2. Weltkrieg unbebauten Areals war innerhalb der 6-monatigen Grabungskampagne unrealistisch. Die archäologische Untersuchung beschränkte sich auf die geplante Gebäudefundamentierung in etwa 1,5 m Tiefe.

Die beengten Verhältnisse innerhalb der Fundamentgräben erschwerten die Untersuchung archäologischer Schichten unter Bruchsals Straßen. Vor allem die Profile entlang der Grabungsschnitte in einer Gesamtlänge von etwa 500 m gewährten Einblicke in die mittelalterliche Bebauung im Stadtzentrum. Zur Stabilisierung der geplanten Gebäudefundamente sind an den Gelenkstellen sich kreuzender Fundamentgräben Pfahlbohrungen vorgesehen, hier konnten tiefer reichende Untersuchungen durchgeführt werden.

Ausschachtung der Verfüllung eines Kellers des 14. Jahrhunderts, im Profil Schichtpakete der spätmittelalterlichen Besiedlung

Grabungssituation in einem geplanten Fahrstuhlschacht. Karolingische und hochmittelalterliche Gruben auf der Sohle der Ausschachtung. Im Profil spätmittelalterliche Laufhorizonte und Öfen.

Kellerabgang des ehemaligen Pfarrhauses. In die Außenwand eines Luftschutzkellers. eingeritzt das Datum 9. 2. 1944.

Detaillierte Aufschlüsse boten die Ausschachtungen der vorgesehenen Fahrstuhl- und Rolltreppenunterbauten des Einkaufzentrums.

Schriftquellen und Archäologie, Bausteine der Stadtgeschichte

Die Entwicklung des mittelalterlichen Bruchsals ist auch nach der Ausgrabung im Jahre 2008 immer noch unzureichend geklärt. Zur frühen Siedlungsgeschichte Bruchsals liegen nur spärliche Schriftquellen vor, umso mehr Bedeutung kommt der archäologischen Beobachtung zu. Durch die Kriege des 17. Jahrhunderts und einen verheerenden Bombenangriff im März 1945 wurden nicht nur Bruchsals Archivbestände vernichtet auch die historische größtenteils dem 18. und 19. Jahrhundert entstammende Bebauung und die gesamte Innenstadt wurden zerstört. Die Nachkriegsbebauung orientierte sich weiterhin an den ehemaligen Grundstückseinteilungen. So lässt die Umsetzung älterer Bauzustände mittels verfügbarer Altpläne eine dichte Bebauung auf dem heute freien Platz südlich der Marienkirche erkennen.

Kellereingänge, Treppen zur Geschichte

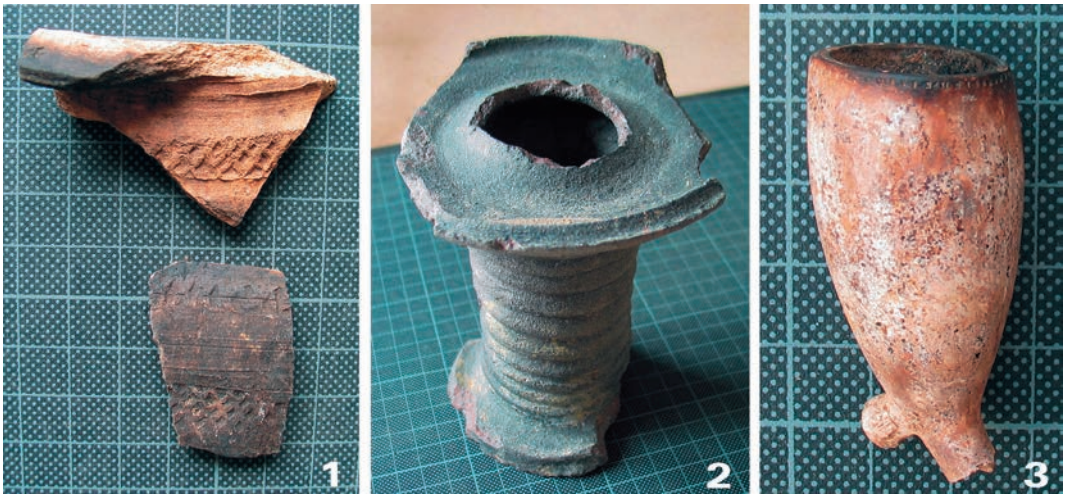
Wenige Zentimeter unter dem heutigen Straßenniveau und unter der nach dem 2. Weltkrieg angelegten Pflasterung südlich der Marienkirche traten bis in das 14. Jahrhundert zurückreichende Mauern und Schichten zu Tage. Immer wieder begegnete die archäologische Untersuchung den Spuren der heftigen Bombardierung Bruchsals. Einen bemerkens-

Fränkische Einzelbestattung aus dem 8.–9. Jahrhundert

Keramikgefäße, Becherkacheln eines Ofens und nuppenbesetzte Stangengläser in Fundlage (15./16. Jh.)

werten Einstieg in die Stadtgeschichte erlaubte der Kellereingang des ehemaligen Pfarrhauses in der früheren Pfarrstraße. Unter dem Kriegsschutt verborgen führte ein Treppenabgang hinab in einen großzügigen Gewölbekeller, der wegen des hoch anstehenden Grundwassers nur zu zwei Drittel in den Boden eingetieft worden war. Während des 2. Weltkrieges diente der massive Gewölberaum als Luftschutzkeller. Unter den Sandsteinplatten des im 18. Jahrhundert verlegten Kellerbodens fanden sich Abfallgruben des 13. Jahrhunderts. Diese Gruben waren in den Löslehmhaltigen Untergrund eingetieft, der wiederum kleinste Fragmente jungsteinzeitlicher Keramik barg. Die Funde dürften erosionsbedingt von hangnahen etwa 5500 Jahre alten Siedlungen stammen.

Eine Reihe weitere Kellerverfüllungen weist in die Zeit der Kriege des 17. Jahrhunderts. Wenig Zeit, genau zwei Stunden blieb den Bewohnern am 13. März 1676 das Nötigste mit zu nehmen und die Stadt zu verlassen. Französische Soldaten hatten den Befehl die Stadt niederzubrennen. Dem zeitgenössischen Bericht zufolge wurden an die 500 Gebäude samt der Marienkirche zerstört. Von diesem Brand zeugen charakteristische Kellerverfüllungen des 17. Jahrhunderts. Auf dem Kellerboden lagen die verkohlten Überreste abgebrannter Stockwerke und des Dachgebälks,



Keramikscherben nehmen den größten Anteil unter den Funden ein. 1: gelbtonige Ware (9./10. Jh.), 2: Leuchterfuß grautonige Ware (14. Jh.), 3: Tonpfeifenkopf (17. Jh.).

War der nächtliche und unbequeme Weg zur Latrine zu weit, wurde der Nachttopf gewählt

darüber folgte die Ziegelbedeckung der Dächer. Keramikscherben und Münzen ermöglichen eine Altersbestimmung der Kellerverfüllungen.

Merowinger und Karolinger

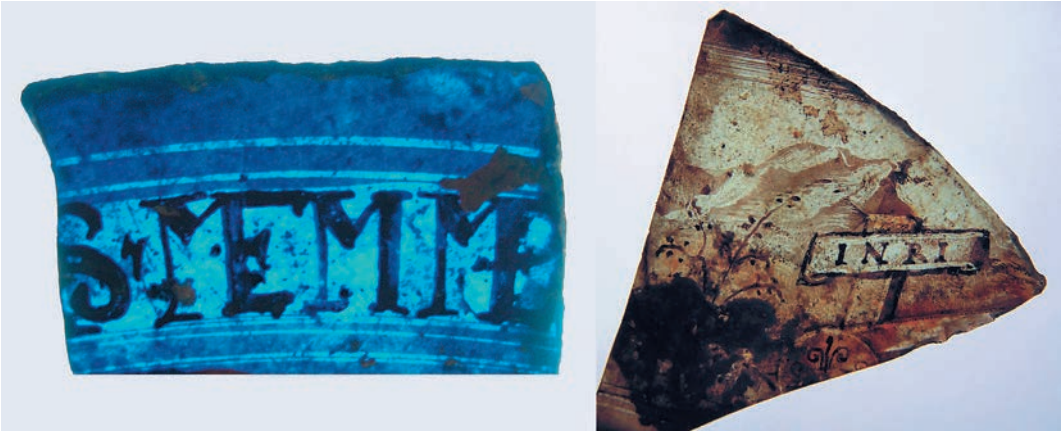
Ältester Befund der Ausgrabung war eine römische Grube mit Keramikscherben des 2. Jahrhunderts n. Chr. Vermutlich befand sich im Bereich des alten Marktes eine römische Ansiedlung vielleicht ein Gutshof. Eine andere Abfallgrube enthielt merowingerzeitliche Keramikfragmente und weist auf eine Besiedlung des 5. bis 7. Jahrhunderts n. Chr. am Talausgang hin. Vielleicht gehörte das merowingerzeitliche Gräberfeld am Steinsberg im Bereich der Reserve zu dieser Siedlung. Interessanterweise zeichnen sich für die frühe Besiedlung Bruchsals mit zwei merowingerzeitlichen Gräberfeldern, zwei Siedlungskerne nördlich und südlich des Saalbaches ab.

Die Siedlungsaktivität der Karolingerzeit im 8./9. Jahrhundert erstreckt im Stadtzentrum bis zur Bischofsburg und endet bisherigen Beobachtungen zufolge am nördlichen Saalbachufer. Die Siedlung dürfte aus locker verstreut liegenden Hofanlagen bestanden haben. Eine während der Ausgrabungen freigelegte Bestattung des 8./9. Jahrhunderts gehörte vermutlich zu diesen Hofstellen.

Abfallbeseitigung im Spätmittelalter

Abfallgruben und Latrinen mit ihren fundreichen Verfüllungen, gehören zu den interessantesten Befunden der Bruchsaler Ausgrabung. Unbrauchbare Koch- und Essgeschirre, Glaswaren, Essenreste wurden in den Gruben, den hauseigenen „Mülleimern“ entsorgt.

Wie die hygienischen Verhältnisse im mittelalterlichen Bruchsal aussahen lässt sich anhand von Schriftquellen nicht mehr erschließen. Sicherlich entstanden durch eine unzureichende Abfall- und Abwasserversorgung im dicht besiedelten Stadtkern beträchtliche Probleme. Ohne geregelte Abwasserversorgung belasteten Gewerbebetriebe wie Schlachthäuser, Färbereien und Gerbereien, vor allem die anfallenden Fäkalien der Haushalte die Ökologie der Stadt. Straßen dienten als Auslauf für Schweine und Federvieh. Abfall wurde in der Regel auf die Straße geworfen, wo es vom Vieh vertilgt werden konnte. Mist und Gestank wurde auch im Mittelalter als Beeinträchtigung der Lebensqualität empfunden. Mit Verordnungen und Ratserlassen dürften die Stadtväter Bruchsals versucht haben, die Fäkalienentsorgung in geregelte Bahnen zu lenken. Zunächst reichten die Hinterhöfe und Gärten noch aus, um Abfall und Fäkalien in Erdgruben zu beseitigen. Im 16. Jahrhundert waren die Verhältnisse im Stadtkern bereits so



Fensterglas, Einfassung mit Spruchband und Fragment figürlich bemalten Fensterglases mit Kreuzigungsszene (17. Jh.)

beengt, dass die Gärten und Hinterhöfe überbaut wurden. Spätestens ab diesem Zeitpunkt könnte eine geregelte Abfallentsorgung angenommen werden. Durch Erweiterung der Stadtgrenzen konnte den engen Verhältnissen im Stadtkern entgegengewirkt und Gewerbebetriebe wie Gerbereien und Schlachthäuser mit ihren Viehställen in den Vorstädten angesiedelt werden.

Keramik

Den größten Teil des Fundmateriales der Ausgrabung stellen die Scherben zerbrochener Keramikgefäße. Überwiegend handelt es sich um einfache irdene Gebrauchskeramik. Die Keramik wurde aus einem, sicherlich im näheren Umkreis gewonnen mit feinem Sand gemagerten Ton auf der Drehscheibe geformt. Der Brennvorgang erfolgte bei 800 Grad, ab einem bestimmten Zeitpunkt wurde die Luftzufuhr unterbrochen, durch den entstehenden Schwelbrand erhielten die Gefäße ihre charakteristische grauweiße und schwarzgraue Färbung. Eine Wasserundurchlässigkeit der Gefäße war mit dem Brand nicht erreicht. Hierfür wurde später das Bleiglasurverfahren angewandt und auf der Innseite der Gefäße eine bleihaltige Glasschicht aufgeschmolzen. Wasserdicht und säurefest waren die Steinzeuggefäße, die ab dem 16. Jahrhundert als Trink- und Vorratsgefäße dienten. Bei Temperaturen von 1200 bis 1300 °C in den Töpferöfen gebrannt, versintert der ungemagerte Ton mit hohem Quarzanteil.

Die wachsenden Ansprüche an den Tafelluxus und die Tischzier spiegelte sich in der Zusammensetzung der Gefäße und Speisen wider und führte zu einer Veränderung der Geschirrsätze. Der tägliche Getreidebrei, das Grundnahrungsmittel aller Stände bis in die Neuzeit, wurde aus Holz- und Tonschüsseln gelöffelt. Fleisch, Würste, Braten und Fisch lag auf großen Vorlegeplatten, von denen sich die Gäste bedienen konnten, besonders geschätzten Gästen legte der Gastgeber die Speisen vor. Das Fleisch wurde auf das Tellerbrot gelegt, Bratensaft wurde durch das Brot aufgesaugt und tropfte nicht auf die Tischdecke.

Mehrgängige Speisefolgen verlangten einen besonderen Geschirrsatz, um die Gaumenfreuden angemessen zu präsentieren. Im 16. Jahrhundert verdrängten farbig glasierte Keramikschüsseln und -teller in zunehmendem Maße die einfachen Holzgefäße.

Kochen in Keramikgefäßen

Um das offene Feuer auf dem Herd der Küche standen hohe, schlanke Henkelgefäße und nahmen die seitliche Wärmeabstrahlung auf. Russablagerungen auf der Außenseite der Gefäße, immer auf der dem Henkel gegenüberliegenden Seite weisen darauf hin. In den Töpfen köchelte bei schwacher Hitze Brei und Muse, die oft umgerührt werden mussten, um nicht anzubrennen.

Glasscherben von Bechern, Pokalen und Flaschen (17. Jh.)

Dreibeintöpfe wurden direkt über glühende Kohlen oder Holzscheite gestellt. Schmauchspuren finden sich immer an der Unterseite. In den Dreibeintöpfen wurde Suppen und Breie gekocht, während pfannenartige Gefäße zum Braten dienten. Die Schmorgefäße waren mit einem Rohrgriff versehen, in den ein hölzerner Stab gesteckt wurde. Fleisch wurde am Spieß langsam gegart, ein Fettfänger sammelte das abtropfende Fett, mit dem der Braten wieder begossen wurde. Bei ebenerdiger Feuerstelle konnte es leicht passieren, dass jemand „ins Fettnäpfchen“ trat. Siebgefäße waren besonders zur Verarbeitung von Milchprodukten geeignet. In das Käsesieb wurde geronnene Milch gegeben, der Inhalt gepresst und die Molke von Quark getrennt. Henkelgefäße ohne Schmauchspuren dienten als Vorratsgefäße.

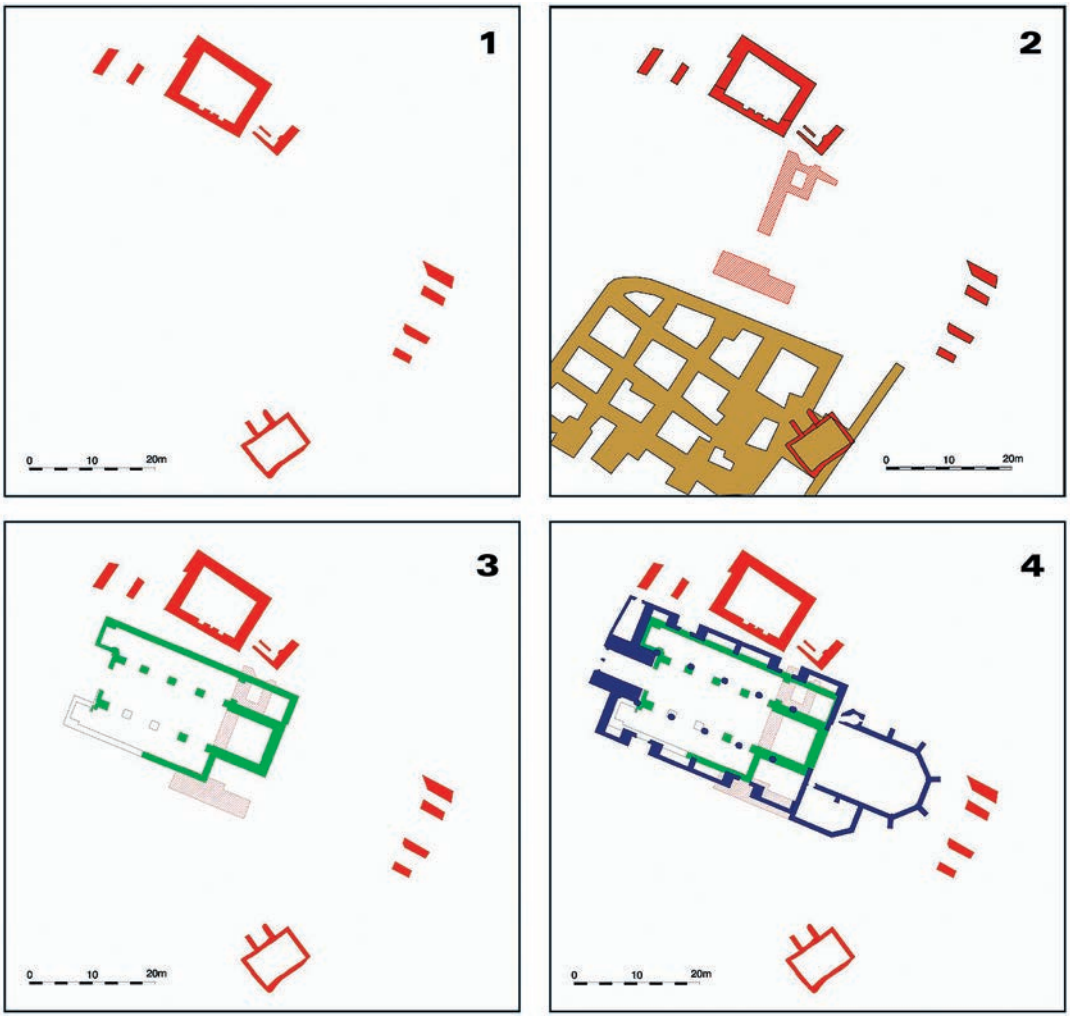
Gläser und Flaschen

Das Repräsentationsbedürfnis der Oberschichten spiegelt sich nicht allein in der Ausstattung von Haus und Wohnung oder kostbarer Kleidung, sondern auch in aufwändiger Tafelzier wider. Einfache Becherformen und Flaschen gehörten gegen Ende des 14. Jahrhunderts zum geläufigen Gebrauchsgut der Städte. Qualitätvolle, reich verzierte Gläser konnten sich in größeren Mengen nur wenige sozial höher Stehende leisten. Die Qualität zahlreicher Glasfragmente aus der Verfüllung von Abfallschächten weist auf den Haushalt wohlhabender Bruchsaler Bürgerhäuser. Die Präsentation von Pracht und Reichtum erregte das Staunen der Gäste und trug zum hohen Ansehen der Besitzer bei.

Bergung spätmittelalterlicher Becherkacheln aus der Verfüllung eines gemauerten Schachtes

Eine beliebte Verzierungstechnik des Mittelalters und der frühen Neuzeit war es, die Gläser mit aufgeschmolzenen Glastropfen (Nuppen) zu verzieren. Nuppengläser waren das bessere Trinkgeschirr auf dem Tisch. Biergläser wurden fast ausnahmslos aus entfärbtem Glas geblasen, während bei den nuppenbesetzten Weingläsern die grüne Farbe beliebt war. Bier und Wein wurde im Mittelalter dem Wasser vorgezogen. Wasser stammte in den Städten aus Brunnen, die oft in der Nähe von Latrinengruben lagen. Der Geschmack des Wassers war oft mit üblem Geschmack behaftet, nicht selten sogar gesundheitsschädlich. Wein wurde im Spätmittelalter stark mit Wasser gemischt, nicht zuletzt um den großen Durst nach den scharf gewürzten und salzigen Speisen zu löschen.

Die heute gewohnte Flaschenform war im Mittelalter unbekannt. Zu den damaligen geläufigsten Flaschenformen gehörten doppelkonische oder gestauchte Flaschen. Sie wurden aus einer Glasblase mit Hilfe eines Models hergestellt. Auf den Tafeln reicher Bürger und Patrizier fanden sich Platten und Teller aus Zinn und Silber, Objekte, die der Wiederverwertbarkeit des Metalls wegen in der



1: Dem Königshof zugeschrieben Fundamente, Keller und Gebäude (rot). 2: Lage des ottonischen Kellers im Ausgrabungsareal und undatierbare Fundamente unter der Marienkirche. 3: Grundriss der Basilika des 10. Jhs. (grün). 4: Grundriss der gotischen Marienkirche aus dem 15. Jh. (blau).

Alle Abbildungen: M. Thoma

Regel im archäologischen Fundmaterial fehlen.

„Rauchschlürfen“ und „Tabaktrinken“

Tönerne Tabakspfeifen sind eine charakteristische Fundgattung des 17. Jahrhunderts. Im frühen 17. Jahrhundert häufig aus Holland oder den Niederlanden importiert, werden Pfeifen ab der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts in heimischer Produktion hergestellt. Die Pfeifen waren meist aus weißem Ton in einem Stück geformt. Die fragilen Pfeifen wurden, wenn sie zerbrochen waren, von den Rauchern meist in die Hauslatrinen und Brunnen geworfen. Tabak fand auf seinem Weg nach Europa zunächst als Heilpflanze Verwendung. Für die europäische Lebensweise war es völlig ungewöhnlich, ein Mittel nicht über die Verdauungsorgane, sondern über die Lunge zu sich zu nehmen. Zur Verbreitung des zunächst als unmoralisch und unreinlich geltenden Pfeifenrauchens trugen zuerst Soldaten und Matrosen bei, bevor der Tabakgenuss in höheren Kreisen üblich wurde.

Ofenkacheln

Die Anlage von Raumheizungen lässt sich in der Regel nur mit den Resten von Kachelöfen erschließen. Die erhaltenen Bruchstücke belegen für Bruchsal eine Nutzung von Kachelöfen seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert bis an das Ende des 18. Jahrhunderts. Die ältesten Kacheln, die Becherkacheln wurden auf der schnell drehenden Töpferscheibe hergestellt. Die Becher wurden mit ihrer Öffnung nach außen in die Ofenwandung eingefügt, vergrößerten deren Oberfläche und verbesserten die Wärmeabstrahlung Mit der Aufwertung des Hausrates wurde auch der Kachelofen in die allgemein wachsende Schmuckfreude einbezogen. Die Öfen bestanden aus einem mit Blattkacheln belegten Feuerkasten und einem großen Oberbau aus Nischenkacheln. Nach oben schloss ein umlaufender Ring von spitz ausgezogenen Bekrönungskacheln die gesamte Konstruktion ab.

Der ottonische Keller mit nördlichem Anbau, eingetieft in karolingische Gruben. Der Kellerraum wurde teils gestört durch Kellerzugänge des 14.–18. Jahrhunderts.

Der Königshof eine Generationen währende Suche

Die Lage des Königshofes von Bruchsal war Gegenstand zahlreicher Überlegungen. Vermutet wurde er im Bereich der Peterskirche, im Zentrum der heutigen Stadt nahe der Frauenkirche oder bei der Bischofburg. Letzteres konnte durch archäologische Grabungen ausgeschlossen werden. Nördlich und südlich der Frauenkirche wurden während nachkriegszeitlicher Baumaßnahmen Mauerzüge von teils beträchtlicher Stärke gefunden und dem Königshof zugerechnet. Unmittelbar nördlich der Kirche lag ein rechteckiges 13 m langes Gebäude, das aufgrund seiner 2 m starken Fundamentierung als Wehrbau gedeutet wurde. Weitere Fundamentreste fanden sich im Bereich der Kirche und des heutigen Rathauses. Mangels Fundmaterial und dokumentierter Schichtenabfolgen ist die Zurechnung der Fundamente zum Königshof nicht belegbar.

Auch die Baugeschichte der Marienkirche lässt noch viele Fragen offen. Erstmals wird die Kirche 1268 als *ecclesia sancte Marie* erwähnt. Während der Wiederaufbauarbeiten der Frauenkirche zwischen 1952 und 1955 wurden zwei Vorgängeranlagen nachgewiesen. Zur älteren Phase gehört eine Basilika mit Chorturm, sie wird aufgrund von Analogien zu vergleichbaren Bauten in das 10. Jahrhundert datiert. Die Datierung und Zugehörigkeit der durch die Basilika überlagerten Gebäudefundamente bleibt bis heute ungeklärt.

Während der Untersuchungen im Vorfeld der geplanten Baumaßnahmen für das Einkaufszentrum, konnte unter der spätmittelalterlichen Aufschüttung einer Gasse ein etwa 8 x 5 m großer Kellerraum freigelegt werden. Die Datierung der Kellerverfüllung in das 10./11. Jahrhundert deutet ebenso wie die Ausrichtung der Kellermauern auf die erwähnten massiven Fundamente nördlich der Frauenkir-

che darauf hin, dass sich der Königshof tatsächlich im Bereich der Frauenkirche befunden haben könnte. Der Keller ist aus Kalksteinen errichtet die Mauern sind verputzt, Umbaumaßnahmen weisen auf eine längere Nutzungsphase hin. An der Westseite wurde der alte Zugang durch einen Anbau erweitert. Im Zentrum des Kellers fand sich in den Versturzschichten eingetieft ein Pfosten, der einen über dem mittlerweile baufälligen Kellerraum verlaufenden Boden gestützt haben dürfte. Unter der Kellersohle traten karolingische Gruben zu Tage, somit war der Keller in ein älteres Siedlungsareal des 8.–9. Jahrhunderts eingetieft worden. Es ist sowohl der Lage des Kellers unter einer spätmittelalterlichen Gasse, wie auch der gegenüber späterer Bebauung deutlich abweichenden Ausrichtung zu verdanken, dass der Befund erhalten blieb. Nördlich und südlich zerstörten spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Kellerzugänge den Kellerraum.

Der Kellerraum könnte der Lagerung von Vorräten zur Versorgung des königlichen Gefolges gedient haben. Sieben Herrscheraufenthalte lassen vermuten, der Königshof von Bruchsal war für die Aufnahme bedeutender Gefolge gerüstet. Die Aufenthalte konzentrieren sich auf die Regierungszeiten Otto II., Otto III. Heinrich II. und auf Heinrich IV. während des 10. und 11. Jahrhunderts. Der urkundlichen Erwähnung zufolge wurden vor allem die Herbstmonate für den Aufenthalt bevorzugt, vermutlich wurde dabei auch im nahen Lußhardtforst gejagt.

Der Bau der Bischofburg im 12. Jahrhundert und die Errichtung der Marienkirche sind Zeugnisse einer schon im 8.–9. Jahrhundert beginnenden Entwicklung Bruchsals zur hochmittelalterlichen Stadt. Entscheidend für die Genese der späteren Stadt ist die Verschmelzung der beiden im Bereich der Peters- und Marienkirche gelegenen Siedlungskerne, die bis zum 10. Jahrhundert erfolgt sein musste als Bruchsal mit dem Königshof und mehreren Herrscheraufenthalten hervortrat. Den zahlreichen karolingerzeitlichen Befunden zufolge lag das Zentrum dieser Siedlung schon während des 8.–9. Jahrhunderts im Bereich der Marienkirche. Der Königshof dürfte innerhalb dieses Siedlungskerns gelegen haben, möglicherweise befindet sich unter der Marienkirche die Kirche des ottonischen Königshofes.

Die archäologischen Untersuchungen mitten im Stadtkern Bruchsals wurden von Presse und Bevölkerung mit regem Interesse verfolgt, durch die Stadt Bruchsal finanziert und in hervorragender Weise unterstützt. Allen Beteiligten sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Literaturhinweise

E. Baumgartner, I. Krueger: Phoenix aus der Asche: Glas des Mittelalters. (Ausstellungskatalog Bonn/Basel) 1988.

R. Brandl: Essen und Trinken im mittelalterlichen Nürnberg. In: Aus dem Wirtshaus zum Wilden Mann. Funde aus dem mittelalterlichen Nürnberg. Ausstellungskatalog Germanisches Nationalmuseum Nürnberg (1984) 22–28.

F. Damminger: Die Merowingerzeit im südlichen Kraichgau und in den angrenzenden Landschaften. Materialh. Arch. Baden-Württemberg 61 (Stuttgart 2002) 160–163.

R. Franz: Der Kachelofen. Forsch. und Ber. des Kunsthist. Inst. der Univ. Graz 1 (1981).

K. Grewe (Hrsg.): Wasserversorgung und Entsorgung im Mittelalter. Die Wasserversorgung im Mittelalter, Die Geschichte der Wasserversorgung 4 (1991).

U. Gross: Mittelalterliche Keramik zwischen Neckarmündung und Schwäbischer Alb, Forsch. u. Ber. Arch. MA 12 (1991).

B. Herrmann (Hrsg.): Mensch und Umwelt im Mittelalter (1987).

D. Lutz (Hrsg.): Vor dem großen Brand. Archäologie zu Füßen des Heidelberger Schlosses (Stuttgart 1992).

H. Maurer in: Baden-Württemberg. Die deutschen Königspfalzen 3,1 (Göttingen 1998) 63–77.

M. Schmaedecke: Tonpfeifen vom Schlossberg in Freiburg im Breisgau. Archäologische Nachrichten aus Baden 42, 1989, 27.

Anschrift des Autors:
Dr. Martin Thoma
Referat 115
Regierungspräsidium Stuttgart
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
mthoma15@yahoo.de

Gerhard Kabierske

Schwäbischer Heimatbund und Landesverein Badische Heimat vergeben gemeinsam den Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg

Im Rahmen einer Festveranstaltung in Anwesenheit des für die Landesdenkmalpflege zuständigen Wirtschaftsministers Ernst Pfister wurde am 6. April dieses Jahres im Hospitalhof in Stuttgart der Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg 2008 verliehen, die landesweit wichtigste Auszeichnung für private Denkmaleigentümer. Der unter der Schirmherrschaft von Ministerpräsident Oettinger stehende

Dr. Sven von Ungern-Sternberg bei seiner Ansprache
Fotos: Lehmkuhl

Preis, 1978 als Peter-Haag-Preis für den württembergischen Landesteil ins Leben gerufen und nunmehr bereits zum dreißigsten Mal vergeben, umfasst seit neun Jahren auch Baden, nachdem der Landesverein Badische Heimat seit 2000 gemeinsam mit dem Schwäbischen Heimatbund als Auslober auftritt. Auch dieses Mal war es die Wüstenrot Stiftung, die durch ihre großzügige finanzielle Unterstützung die Preisvergabe erst möglich machte.

Wie in den vergangenen Jahren wurden fünf private Eigentümer von historischen Bauten aus dem gesamten Land für die vorbildliche Sanierung ihres Besitzes ausgezeichnet. Eine siebenköpfige Jury aus Vertretern des Schwäbischen Heimatbundes, des Landesvereins Badische Heimat, der Wüstenrot Stiftung, der Landesdenkmalpflege, des Städtetags und der Architektenkammer wählte unter 78 Bewerbern, die sich einem Wettbewerbsverfahren zu stellen hatten, folgende Objekte als preiswürdig aus: das ehemalige Nonnenhaus in Tübingen, das „Götzhaus“ in Gunningen (Kreis Tuttlingen), der „Morlokhof“ in Baiersbronn-Mitteltal (Kreis Freudenstadt), ein umgebauter Kornkasten in St. Georgen (Schwarzwald-Baar-Kreis) und die ehemalige Villa Kahn in Stuttgart. Neben Urkunden für die Bauherrn, die beteiligten Architekten und Restauratoren sowie einer Bronzetafel zur Anbringung am Gebäude ist der Preis mit einer Anerkennungsprämie von jeweils 5000 Euro dotiert.

„Die Preisträger leisten einen wichtigen gesellschaftlichen Beitrag zur Landeskultur, indem sie Baudenkmale wieder zum Leben erwecken“, sagte Fritz-Eberhard Griesinger, Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbunds, in seiner Begrüßung. Griesinger äußerte zudem im Namen der beiden auslobenden Vereine die dringende Bitte an die Landesregierung, auch nach der erfreulichen Bereitstellung von Konjunkturmitteln für die Jahre 2009 und 2010 den Denkmalschutz vor wei-

Die Preisträger des Denkmalschutzpreises 2008, gerahmt von Fritz-Eberhard Griesinger, dem Vorsitzenden des Schwäbischen Heimatbunds (links), dem Vorsitzenden des Landesvereins Badische Heimat, Dr. Sven von Ungern-Sternberg (hinten) und Wirtschaftsminister Ernst Pfister (rechts)

teren Einsparungen zu verschonen, um die finanziell angespannte Situation der staatlichen Denkmalpflege nicht erneut zu verschärfen. Nicht zuletzt würden die Mittel ein Vielfaches an Investitionen auslösen, die fast vollständig regionalen Handwerkern und Planern zugute kämen und damit zu einer gezielten Mittelstandsförderung beitrügen.

Wirtschaftminister Ernst Pfister verwies in seiner Ansprache auf die aktuell verbesserte finanzielle Situation: Durch zusätzliche Mittel aus dem Landesinfrastrukturprogramm könnten deutlich mehr Denkmaleigentümer mit einem Zuschuss des Landes rechnen als ursprünglich erwartet. Allerdings sei das Programm nach wie vor überzeichnet, so Pfister. Der Wirtschaftsminister bedankte sich auch bei den Auslobern des Preises, dem Schwäbischen Heimatbund und dem Landesverein Badische Heimat, die in diesem Jahr beide ihr hundertjähriges Bestehen feiern und schon seit ihren Anfängen dem Denkmalschutz verpflichtet sind.

Angesichts beschränkter öffentlicher Mittel sei privates Engagement umso wichtiger, wurde bei der Verleihung im Hospitalhof mehrfach betont. Der Vorsitzende der Wüstenrot Stiftung, Dr. Wolfgang Bollacher, würdigte die identitätsstiftende Arbeit der Preisträger: „Ihre Anstrengungen und Aufwendungen erfüllen auch ihre persönlichen Wünsche und Vorstellungen, aber sie dienen mehr noch der Allgemeinheit, indem sie geschichtlich wertvolle Erb- und Einzelstücke des Landes vor dem Verfall retten und ins Zentrum neuer Wahrnehmung rücken“.

Dr. Sven von Ungern-Sternberg hob als Vorsitzender des Landesvereins Badische Heimat die beispielgebende Initiative der Preisträger hervor: „Ihre auch unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten hervorragend instandgesetzten Gebäude sind ein beeindruckender Querschnitt durch die reiche Denkmallandschaft Baden-Württembergs, der vom kleinen Kornkasten aus dem Schwarzwald bis hin zur repräsentativen städtischen Villa reicht“.

Eine Vorstellung der preisgekrönten Objekte folgt in Heft 4/09 der Badischen Heimat.

Anschrift des Autors:
Gerhard Kabierske
Karlsburgstraße 5
76227 Karlsruhe

Heinrich Hauß

„Was bedeutet uns Baden?“

Deutungsvarianten des politisch verfassungslos gewordenen Baden (1952–2009)

1. Das Baden der „Erinnerungsposten“ und der „Identitätskerne“

„Nicht der Mangel an einer einheitlichen politischen Kultur Baden-Württembergs scheint mir vorderhand der eigentliche Mangel zu sein, sondern der Mangel an Sensibilität für die Unterschiede ist es. Das setzt wiederum die Kenntnis solcher Unterschiede voraus. Wozu zunächst und zuallererst, gehört, dass man in Stuttgart und im Mittleren Neckarraum weiß, dass es auch Baden gibt“.

Hans-Georg Wehling, Allmende 20/1989

In einem Interview der Badischen Neuesten Nachrichten mit dem Landesvorsitzenden von Ungern-Sternberg wurde auf die politische Zurückhaltung der badischen Heimat bei aktuellen Fragen in der Vergangenheit hingewiesen. In Zukunft dagegen hält es der Vorsitzende für angezeigt, „sich zu Wort zu melden, sobald es um badische Belange geht“[1].

Die Option für die Notwendigkeit der politischen Stellungnahme des Landesvereins ist über 25 Jahre alt. Schon 1982 schrieb L. Vögely: „Wir werden in Zukunft mehr Stellung beziehen müssen und unsere Meinung deutlicher zu sagen haben, damit wir helfen, das zu erhalten, was lebensnotwendig ist: eine menschengerechte Heimat“ (BH 2/1982, S. 179).

Wenn sich der Landesverein in Zukunft zu Wort melden will, sobald es um badische Belange geht, muss gefragt werden, was denn nach 57 Jahren „Baden in Baden-Württemberg“[2] unter Baden zu verstehen sei.

In unserer Vierteljahresschrift hat Helmut Engler im Jahre 1999 die Frage gestellt: „Was bedeutet uns Baden, wenn wir die Tätigkeit des Landesvereins unterstützen, wenn wir dazu beitragen, dass die badische Geschichte erforscht wird, die hier erbrachten kulturellen Leistungen auch in Gegenwart und Zukunft nicht vergessen werden?“[3]. Bemerkenswert ist, dass die Frage an uns, die Badener, den Landesverein gestellt wird. Was uns Baden bedeutet, so legt die Frage nahe, das müssen wir schon selbst wissen. Die Frage nach der Bedeutung Badens hat Engler im Sinne einer „subjektiven Vorstellung: Ich bin ein Badener“ beantwortet. Die Frage Englers ist bis heute aktuell geblieben. Die Frage, was uns Baden bedeutet, ist, nicht zuletzt für den Landesverein, eine Frage der Selbsteinschätzung, von der zukünftige Handlungsmöglichkeiten abhängen. Wir werden versuchen, die wichtigsten Antworten der letzten fünfzig Jahre auf diese Frage zu entwickeln, um eine Antwort für das Konzept „BH 2010“ zu finden.

Die Publikation der Badischen Heimat hat in den vergangenen 25 Jahren sukzessive Anschluss an die zeitgenössische Heimatdiskussion gesucht. Begriff und Definition von Heimat sind also nicht unser Problem. Nach dem Verlust der Eigenstaatlichkeit ist aber die Badische Heimat, die Heimat in Baden, die Heimat in „den badischen Regionen am Rhein“ zu reflektieren.

Hansmartin Schwarzmeier hat in seinen Buch „Baden. Dynastie – Land – Staat“ vor wenigen Jahren lakonisch festgestellt: „Wenig ist noch heute von Baden erkennbar, aber immerhin“[4], um dann auf einige „Erinnerungsposten“[5] wie „kirchliche Gliederungen in der Erzdiözese Freiburg“, der Evangelischen Landeskirche Baden, Banken, Versicherungen, Vereine und Sportverbände hinzuweisen, die den mit Baden verbundenen Namen beibehalten haben. Diese Institutionen hat man als „Erinnerungsposten“ interpretiert. Diese „Erinnerungsposten“ hat dann P.-L. Weinacht an-

läßlich der Erinnerung an 1806 auf „Identitätskerne“[6]. zurückgenommen.

2. Abgrenzung von den Altbadenern

Selbstbeschränkung auf „kulturelle Betätigung“

„Es geht uns um badische Kultur und Lebensart“. Helmut Engler BH 4/1999

Dreizehn Jahre nach der Bildung des Landes Baden-Württemberg und fünf Jahre nach dem Volksentscheid über den Fortbestand des Landes Baden-Württemberg im Gebietsteil Baden hielt der damalige Vorsitzende der Badischen Heimat, Franz Laubenberger[7], in Bruchsal eine Grundsatzrede, in der er umriss, wie das Wort „badisch“ im Vereinsnamen Badische Heimat in Zukunft zu interpretieren sei.

„Badisch“ bezeichnet die unbestrittene, ethnisch-historisch-geographisch begründete Legitimation *und* Verpflichtung zu kultureller Betätigung innerhalb jenes Teilbereichs unseres Bundeslandes, der in der offiziellen Länderbezeichnung „Baden-Württemberg als existent ausgewiesen ist“.[8] Mit Laubenbergers Rede beginnt endgültig die Selbstbeschränkung des Landesvereins auf das, was man verkürzt „kulturelle Betätigung“ nannte. Mit der Beschränkung des Vereins auf „kulturelle Bestätigung“ wollte Laubenberger in erster Linie die Abstinenz des Vereins von jeglicher politischen Aktivität in Absetzung von den Altbadenern signalisieren. Stuttgart sollte „nicht argwöhnen“, es könne sich bei unserem Verein vielleicht doch nur um einen raffiniert getarnten, harten Propagandakern separatistischer „Gelfüßler“ handeln. Das von Laubenberger propagierte Konzept hält sich bis hin zu der Festrede Helmut Englers zur 90. Feier des Bestehens der Badischen Heimat und der Wiedergründung vor 50 Jahren. Die Frage: „Was bedeutet uns Baden? Wofür setzen wir uns ein?“ Wird so beantwortet: „Es geht uns um die badische Kultur und Lebensart, wir wollen das Bewusstsein von der Bedeutung des früheren Landes Baden wachhalten, auch wenn und gerade, weil wir damit kein politisches Ziel im engeren Sinne verfolgen“[9].

Ähnlich wie Laubenberger 24 Jahre zuvor, beruhigt Engler Stuttgart, sie mögen sich keine Sorgen machen, wenn sie hörten, dass der Landesverein Badische Heimat wieder einmal Geburtstag feiere. Bestand und Gedeihen des Landesvereins sind, so wird versichert, „letztlich auch im wohlverstandenen Interesse des Landes Baden-Württemberg“[10].

Mit dem Konzept der „kulturellen Betätigung“ verabschiedete sich der Landesverein von eigenen Initiativen, da die Betätigungen im Sinne von Vorträgen, Tagungen und Fahrten in die Kompetenz der Regionalgruppen fiel.

Adolf Schmid hat während seiner Amtszeit die rein vereinsbezogene „kulturelle Betätigung“ zu einer „Kulturlobby“, also einer aktiven Kulturpolitik, zu erweitern versucht. Nach Schmids Auffassung sollte sich der Landesverein überall dort „einmischen, wo das kulturelle Erbe, sei es als Natur, Landschaft, Gebäude, Stadt- oder Dorfkern, gefährdet ist“[11].

3. „Was ist Baden für uns?“

Deutungsvariante 1: Modellhaftigkeit der großherzoglich badischen Geschichte

„Was bedeutet Baden für uns? Wofür setzen wir uns ein, wenn wir die Tätigkeit des Landesvereins unterstützen?“

Helmut Engler, BH 4/1999

Nach dem Verlust der Eigenstaatlichkeit hing alles davon ab, welcher Deutungsvariante der Landesverein Badische Heimat sich anzuschließen bereit war. „Was ist Baden für uns?“ – ist so gewissermaßen eine Leitfrage von 1952 bis 2008, von deren Beantwortung die „Politik“ des Landesvereins abhing.

Wenn der Landesverein von Baden sprach, meinte er in der ersten Deutungsvariante Kultur und Geschichte Badens als eines Vergangenen, geschichtliche, kulturelle und landsmannschaftliche Eigenarten Badens. Legt man den Schwerpunkt der Deutung weniger auf die Geschichte und mehr auf das Weiterwirken von Eigenschaften, so läßt sich der Tatbestand als „geistige und kulturelle Kraft“[12] fassen.

Der Bezug auf die Modellhaftigkeit badischer Geschichte im 19. Jahrhundert ist in der

ersten Phase der Bedeutungssuche das Naheliegendste, besonders da sich der demokratische Gedanke „in der traditionsreichen Geschichte des Landes Baden besonders beispielhaft entfaltet“[13]. Der Landesverein sah lange Jahre seine vornehmlichste Aufgabe darin, die Geschichte des Großherzogtums und der folgenden Republik zu bewahren. Im Laufe der 90er Jahre wurde diese Aufgabe als „Erinnerungskultur“ in das Konzept des Landesvereins aufgenommen.

4. „Was ist Baden für uns?“

Das spezifisch „Badische“
Deutungsvariante 2:
Baden als entpolitisierte Mentalität

„Am liebsten assoziieren wir mit badischer Liberalität doch jene offene Lebensart, die diesen Menschenschlag so ‚sympathisch badisch‘ macht“ Wolfgang Hug

Das, was man als spezifisch „badisch“ bezeichnet, läßt sich auf zwei Ebenen artikulieren, auf einer historischen und auf einer lebensartlichen Ebene. In einem „Epilog“ zur Geschichte Badens weist Hug auf das spezifisch „Badische“ hin, das wohl weiterlebt und weiterwirkt: „das historische Erbe, die regionale Identität, die föderative Struktur und die Einordnung in den europäischen Kontext“[14].

Aus dem geschichtlichen Erbe werden Verhaltensweisen und Mentalitäten abgeleitet, die als Ablagerungen der Geschichte nach dem Ende der Geschichte als übriggeblieben erachtet werden.

Die „offene Lebensart“[15] badische Liberalität, laisser faire „das seltene Maß an Südlichkeit“[16], kulinarische Kultur werden aus geografischen Tatsachen und geschichtlichen Entwicklungen abgeleitet. Nach H. G. Wehling: „Baden ist ein offenes Land. Menschen, Waren, Ideen können hier ungehindert einströmen. Badische Lebensart ist im wesentlichen Produkt seiner offenen Lage“[17]. Wenn von dem badischen Erbe nur Genussfähigkeit und Lebensfreude der Badener bleibt[18], „savoir vivre“ „gemuetlichkeit badoise“, dann handelt es sich um eine entpolitisierte Mentalität, die nicht mehr gestaltend auf die Gegenwart einwirken kann.

Anders verhält es sich mit der „südbadischen Eigenart“, die als „’s Eige zeige!“ ein „politisches Manifest“[19] ist. Die „selbstbewusste südbadische Eigenständigkeit“ verwirklicht sich in einer „unverwechselbaren südbadischen Regionalpolitik“[20], die eine „natürliche landschaftlich-großräumige Dimension“ hat. Die südbadische Eigenständigkeit hat ihre Wurzeln in der gemeinsamen Kultur und Geschichte, dem gemeinsamen Dialekt und dem Lebensstil.

5. „Was ist Baden für uns?“

Deutungsvariante 3:
(Süd-)Badens Mitgift

Ein gewisse Aktualisierung (süd-)badischer Geschichte mahnt das Stadtarchiv Freiburg anläßlich des 50. Landesjubiläums an. (Süd-) badische Geschichte ist nicht nur vergangene Geschichte, sondern ein „Beitrag von Baden zur gesamten Landesentwicklung“[21], eben Mitgift. Über die Geschichte hat Baden wichtige „Potentiale“ in die gesamte Landesentwicklung eingebracht, die als weiterwirkend gedacht werden. Aus der „Mitgift Badens“ wird abgeleitet, dass dem Land Baden-Württemberg die Verantwortung übertragen sei, „die Belange des badischen Landesteiles in besonderer Weise zu achten“[22]. Über die Geschichte hinaus wird hier eine politische Aktualisierung gefordert.

6. „Was ist Baden für uns?“

Deutungsvariante 4:
„Baden in Baden-Württemberg“:
Die badischen Rheinregionen

„Die Leute fühlen sich in ihrer badischen Heimat in Baden-Württemberg wohl“ P.-L. Weinacht

Die Formulierung Weinachts „Baden in Baden-Württemberg“ löst gewissermaßen das heimatliche Baden aus dem politischen „Container“ Baden-Württemberg heraus. Baden, so scheint mir, wird trotz baden-württembergischer Staatlichkeit als eine eigene Größe interpretiert. „Die Leute fühlen sich in ihrer badischen Heimat in Baden-Württemberg wohl“[23]. Die auch im baden-württembergischen Staatsverband verbleibende Ei-

genheit ist geographisch, rheingeographisch bedingt. „Als Rheinregionen unterscheiden sich also die Bezirke des badischen Landesteils von den württembergischen und als ‚badische' Rheinregion von der Rheinregion Pfalz und Elsaß".

Die „Stadtlandschaft am Oberrhein"[24] besitzt eine andere Wahrnehmung des Lebens und des Raumes als die „Metropolregion Stuttgart"[25]. Baden in Baden-Württemberg wird vom Rhein als seiner natürlichen Mitte her interpretiert. Eine „Landesmitte", „die exzentrisch nämlich hinter den begrenzenden Schwarzwaldbergen liegt" – Stuttgart und die Region mittlerer Neckar – ist vom Rheinregionen her nicht denkbar[26].

7. „Was ist Baden für uns?"

Deutungsvariante 5:
Baden hat eine europäische Perspektive

„Baden hat eine europäische Perspektive und ist in dieser Bedeutung die Avantgarde im gemeinsamen Bundesland Baden-Württemberg." Rolf Böhme, 1999

In dem Buch „Badens Mitgift" hat Rolf Böhme im Jahre 2002 für das ehemals politisch selbständige Land eine zukünftige Perspektive entwickelt. „Baden hat zwar vor einem halben Jahrhundert die politische Selbständigkeit verloren, aber eine europäische Perspektive gewonnen"[27]. In dieser Bestimmung ist Baden für Böhme die „Avantgarde im gemeinsamen Bundesland Baden-Württemberg, weil nirgendwo sonst wie am Oberrhein wird die europäische Einigung so unmittelbar begriffen und konkret erfahren". Die Frage „Was ist Baden für uns?" erfährt eine befreiende oberrheinische Antwort. Die „Zukunftsfrage Badens" ist nicht die „Badenfrage", „sondern wie für Baden und damit auch das ganze Land Baden-Württemberg ein angemessener Platz im europäischen Haus zu finden und einzurichten sei"[28].

Der bislang gebannte Blick auf das historische Baden und den Verlust seiner Eigenstaatlichkeit weitet sich zu einer oberrheinisch-europäischen Perspektive. Diese Perspektive wird einerseits der „selbstbewussten südbadischen Eigenständigkeit"[29] gerecht, realisiert sie politisch als Regio TriRhena und begreift sich andererseits nicht in Konkurrenz mit dem Land Baden-Württemberg. Der badische Landesteil ist Avantgarde des Landes Baden-Württemberg. Das Landesteil Baden orientiert sich grenzüberschreitend oberrheinisch und europäisch. Baden hat damit eine neue kulturpolitische Aufgabe gefunden[30].

Die verschiedenen Formen der Deutungskultur, die sich in den vergangenen Jahrzehnten entwickelt haben, spiegeln die Art und Weise wider, wie Baden mit seiner Situation ab 1952 umzugehen versuchte. Gleich wie die Deutungen zustande kamen, unter Druck von außen oder innen, politisch sind sie allemal, weil sie auf eine politische Situation antworten. Im positiven Fall der Deutungen gewinnt das Teilland Baden ein neues Selbstverständnis oder im negativen Fall läßt es Baden zu, auf Geschichte oder auf Emotion oder auf Kulinarisches reduziert zu werden, die andere ihr wohlmeinend zuschreiben.

So besteht die größte Gefahr für ein (weiterhin) selbstbewußtes Teilland in den von außen gerne und großzügig dem Lande zugebilligten Teilqualitäten.

8. Was bedeutet Baden für die anderen?

„Baden" 2009 von außen gesehen

„Durch die ‚künstliche' politische Setzung" wurden Zusammenhänge geschaffen, „die im Lauf der Zeit immer selbstverständlicher natürlich erscheinen".

Hermann Bausinger, Baden-Württemberg. Landschaften und Kultur im Südwesten, 1994

Die Formel „Vielfalt in der Einheit"[31] diente Baden-Württemberg seit den frühen 50er Jahre als „kleinster gemeinsamer Nenner"[32] für das neue Bundesland. Die Landesregierung wollte „kulturell gewordene Identitäten der historischen Einzellandschaften bestehen lassen und fördern"[33]. Zum 50. Landesjubiläum im Jahre 2002 wurde die Formel im Titel der Festschrift als „Vielfalt und Stärke der Regionen"[34] wieder aufgenommen. Erwin Teufel schreibt in „Zum Geleit": „Wie kaum ein anderes Land lebt Baden-Württemberg von seiner regionalen Vielfalt. Sie ist der lebendige Reichtum, aus

dem wir bis heute schöpfen können“[35]. Aus Anlass des Landesjubiläums hat man sich entschlossen, Baden-Württemberg „einmal von seinen Regionen darzustellen“[36]. Die wohllöbliche Achtung der Regionen ist aber im Falle Badens die unschuldigste Form der Entpolitisierung. Das im Landesnamen noch als Teilland eines größeren Verbandes gedachte Baden wird regionalisiert und führt dazu, dass das „Badische“ „fast gänzlich unpolitisch“[37] geworden ist und eine Solidarität der Badener verlorengegangen ist[38]. Der Regionalisierung aber von außen entspricht eine Metropolisierung von innen in den letzten zehn Jahren. Wohl unter dem Druck des Konkurrenzkampfes der Städte, zeichnen sich zumindest zwei Metropolregionen ab: die Rhein-Neckar-Metropolregion und die trinationale Metropolregion Oberrhein. Karlsruhe steht mit seiner TechnologieRegion unentschlossen dazwischen[39]. Was also ist Baden 2009 von außen gesehen? Ein Teilland unverbundener Regionen und ein sich zu Metropolregionen formierendes Teilland?

Gerd Hepp hat in der „Badischen Geschichte“ (1979) unter dem Titel „Der badische Landesteil in Baden-Württemberg“ die Zeit von 1951 bis zur Volksabstimmung 1970 analysiert. Er spricht noch vom „Landesteil Baden“, inzwischen wird Baden von Stuttgart nicht mehr als Landesteil gesehen, wie der Landesname es nahelegen könnte, sondern als Ländermasse eines einheitlich konzipierten Staates. Bezeichnend in diesem Zusammenhang ist die Tilgung des Ländernamens bei den Regierungspräsidien Nord- und Südbadens, die nur noch nach den Hauptorten Karlsruhe und Freiburg genannt werden. Mit der Verwaltungsreform von 1. 1. 1973 verschwanden auch die ehemaligen Grenzen Badens von der Landkarte[40]. Der „Zersplitterung“ im badenwürttembergischen Verbandswesen wird dann Erwin Teufel in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch Fusionen Einhalt gebieten[41].

Was nun den Bevölkerungsanteil von Badenern und Württembergern im Verhältnis zu den Zugezogenen angeht, stellt Bausinger fest, dass „40 Prozent der im Land Lebenden ‚nicht von hier‘“ sind[42]. Für diesen Bevölkerungsteil „greifen“ die Begriffe wie Badener und Württemberger nicht. Ihnen scheinen die „gelegentlichen Auseinandersetzungen oder Spötteleien zwischen Badenern und Württembergern merkwürdig antiquiert“[43].

9. Streitbarkeit für badische Belange

„Da gibt es jetzt eine gewisse Kurskorrektur: Wir werden politischer auftreten.“
Sven von Ungern-Sternberg

Spätestens seit den 80er Jahren ist klar, dass Heimat als ein komplexes Gebilde[44] ohne bügerschaftliches politisches Engagement nicht zu erhalten ist. Umso mehr mehr müßte eigentlich ein politisches Engagement für eine „badische Heimat“, eine Heimat in Baden, eine weitgefasste Heimat ohne Eigenstaatlichkeit zu einer Selbstverständlichkeit geworden sein!

Die badischen Belange sind einerseits einzelne, lokale, gelegentlich vorgebrachte Anliegen. Die Belange diesen Zuschnitts werden in Baden-Württemberg als regionale interpretiert und werden als solche politisch akzeptiert. Andererseits sind badische Belange aber auch Anliegen, die den Lebensraum, die Lebensräume im Teilland Baden als ganzen betreffen. Diese Belange sind komplexer Natur, beziehen sich auf eine Vielfalt von politischen Handlungsfeldern und sind nicht unbedingt im Sinne der Landesregierung, die für sich den Auftrag beansprucht, „zu einer wirklichen Vereinigung Badens mit Württemberg“[45]. Ähnlich sieht das H. Bausinger: „Die Entscheidung für den Namen Baden-Württemberg war nicht nur nüchtern, sondern auch ehrlich: Er spiegelt keine falschen Kontinuitäten vor, sondern beschreibt eine politische Aufgabe“[46]. Ich bin mir nicht sicher, ob ein zwingender verfassungsmäßiger Auftrag zu dieser Vereinigung besteht.

Für den Erhalt des gesamtbadischen Zusammenhanges muss engagiert gestritten werden. Je länger „Baden in Baden-Württemberg“ existiert, desto größer ist die Gefahr, dass es mit der Zeit als eigengeartete Größe mit oberrheinischer Verortung verschwindet. Der gesamtbadische Zusammenhang aber ist noch

wahrnehmbar als Geschichte, Landschaft, Kultur, regionale Identitäten, Mentalitäten, Lebensstile. Es ist Aufgabe des Landesvereins Heimat, sich für diese badischen Belange streitbar einzusetzen.

Anmerkungen

1 Badische Neueste Nachrichten 24. 1. 2009.
In der Ausgabe vom 8. 1. 2009 heißt es in einer Pressemitteilung: „Die Stimme Badens soll lauter werden. Zum 100. Geburtstag will der Verein Badische Heimat wieder als politische Kraft tätig werden.“ Im Interview „Heimat ist heute eine Frage der Lebensart“ spricht Ungern-Sternberg davon, dass „es jetzt eine gewisse Kurskorrektur“ gebe: „Wir werden politischer auftreten“. “Wir wollen in Zukunft verstärkt Sachwalter badischer Interessen sein“. Badische Zeitung, 28. 2. 2009, Seite 10.

2 Formulierung nach P.-L. Weinacht in dem Buch „Die badischen Regionen am Rhein. 50 Jahre Baden in Baden-Württemberg“, 2002.

3 Helmut Engler, Badische Identität, BH 4/1999, S. 714.

4 Hansmartin Schwarzmaier, Baden. Dynastie. – Land – Staat, 2005, S. 263.

5 P.-L. Weinacht (Hrsg.), Die badischen Regionen am Rhein, 2002, S. 33 Anmerkungen.

6 P.-L. Weinacht (Hrsg.) Baden. 200 Jahre Großherzogtum Baden. Vom Fürstenstaat zur Demokratie, 2008, S. 9.

7 Vorsitzender des Landesvereins Badische Heimat von Juni 1968 bis Juni 1982.

8 Franz Laubenberger, Heimatpflege – Landeskunde. Aktuelle Forderung und Verpflichtung unserer Zeit. Grundsatzreferat des 1. Landesvorsitzenden der Bad. Heimat e. V. bei der Festversammlung am 14. 9. 1975 in Bruchsal, Ekkhart 1976, S. 37–44.
Die „kulturelle Betätigung“, die Laubenberger dem Landesverein zugestand, entsprach der regierungsamtlichen Formel der „kulturellen Vielfalt“. (Vielfalt in der Einheit), die Gebhard Müller seit 1953 und 1955 als „kleinsten gemeinsamen Nenner“ des neuen Bundeslandes propagierte.

9 Helmut Engler, Badische Identität, BH 4/99, 714–720.

10 A. a. O., S. 720.

11 Heinrich Hauß, Rede des Schriftleiters der Badischen Heimat bei der Verabschiedung A. Schmids. BH 4/2006, S. 258. Adolf Schmid war Vorsitzender der Badischen Heimat von 1998 bis 2006.

12 Hansmartin Schwarzmaier, Vom Haus Zähringen zum Land Baden. In: Baden. 200 Jahre Großherzogtum, S. 38.

13 Becker, L. Gall, G. Hepp u. a., Badische Geschichte. Vom Großherzogtum bis zur Gegenwart, 1979, S. 9.

14 Wolfgang Hug, Geschichte Badens, 1992, S. 395.

15 Wolfgang Hug, Liberale Traditionen in Baden. In: Badens Mitgift S. 77.

16 Kasimir Edschmid, Vom Zauber der badischen Landschaften. In: Baden. Vom Bodensee zum Main. Die Landschaften Badens. Bearb. von Georg Richter, 1959.

17 Hans-Georg Wehling, Ein Bindestrich-Land? In: Baden-Württemberg. Eine politische Landeskunde Teil II. H. G. Wehling, D. Langewiesche u. a. (Hrsg.), 1991, S. 22.

18 In dem Buch „Baden. Küche, Land und Leute“ von Martina Meuth und Bernd Neuner-Duttenhofer, 1988 ist die entpolitisierte Mentalität folgendermaßen zusammengefasst:
„Baden – schon der Klang des Wortes verheißt Wärme und Wohlleben, Wasser und Sommerfreuden. Elegantes, Weitläufiges schwingt ebenso mit wie Beständiges. Baden ‚erweckt auch eine Aura gelassener Menschlichkeit‘, bedächtiger Vernunft, eine liberale, allzeit anständige Gemütlichkeit, den Freuden des Lebens zugewendeten Bürgertums“ (S. 7). Hans-Albert Stechel führt das „Geheimnis der kulinarischen Kultur in Baden“ darauf zurück, dass sie „ganz normale Bestandteil der alltäglichen Kultur und Lebensfreude“ sei (Badens Mitgift, S. 187).

19 Sven von Ungern-Sternberg, Südbadische Wegmarken – Rückblick und Vorausschau. In: Die badischen Regionen am Rhein, S. 191.

20 A. a. O., S. 185.

21 A. a. O., S. 8.

22 Stadtarchiv Freiburg, Badens Mitgift. 50 Jahre Baden-Württemberg, G. Böhme, Zum Geleit, 2002, S. 8.

23 A. a. O., S. 177.

24 P.-L. Weinacht (Hrsg.), Die badischen Regionen am Rhein, 2002, S. 528.
A. a. O., S. 25.

25 Der Ausdruck „Städtelandschaft“ stammt aus der Studie von Martin Einsele Le Rhin superieur – une „metropole differente“. Der Oberrhein eine „andere Metropole“, 1988.

26 A. a. O., S. 25.

27 Rolf Böhme, „Baden – Modell für Europa“. In: Badens Mitgift. 50 Jahre Baden-Württemberg, 2002, S. 181.
Siehe auch Badische Heimat 3/1999: Rolf Böhme, Baden und Europa, S. 450–453.
Siehe auch: Sven von Ungern-Sternberg, „Europa konkret. Herausforderung und Chancen der Grenzüberschreitenden Zusammenarbeit“, BH 1/2203, S. 123–127.

28 A. a. O., S. 182.

29 Von Ungern-Sternberg, Südbadische Wegmarkierungen – Rückblick und Vorausschau. In: Die badischen Region am Rhein, S. 185.

30 Adolf Schmid hat sich vom Anfang seiner Amtszeit für die „Nachbarschaft am Oberrhein“ eingesetzt.
Siehe Heinrich Hauß, Rede des Schriftleiters zur Verabschiedung A. Schmids BH 4/2006, S. 258.
Vergleiche auch: S. von Ungern-Sternberg, „Europa konkret. Herausforderungen und Chancen der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit“. BH 1/2003, S. 123–127.

31 Regierungserklärung von Ministerpräsident Gebhard Müller am 28. Oktober 1953: „Es gibt kein Entweder-Oder, sondern nur die größere und schwerere Aufgabe, eine Einheit in der Vielfalt zu finden“. Uwe Uffelmann, Identitätsstiftung im Südwesten, 1996, S. 162.

32 Uwe Uffelmann, Identitätsstiftung im Südwesten, 1996, S. 53.

33 Meinrad Schaab (Hrsg.), 40 Jahre Baden-Württemberg. Aufbau und Gestaltung 1952–1992, 1992, S. 614.
Ministerpräsident Gebhard Müller formuliert den Sachverhalt anläßlich der Eröffnung der Landesausstellung Baden-Württemberg am 1. 7. 1955 folgendermaßen: „Wir wissen, dass nicht in der Einförmigkeit, sondern in der allseits geachteten Eigenständigkeit, die sich freudiger Zusammenarbeit vereinigt, der Reichtum des Südens, des Bundes und des Reiches geborgen ist."
"Diese Eigenständigkeit der Landschaften und der Menschen, geboren aus der so wechselvollen Geschichte im staatlichen Bereich des südwestdeutschen Raumes zu wahren und zu achten und zu gegenseitiger Befruchtung zur höchsten Blüte zu bringen, wird vornehmste staatliche Aufgabe bleiben." In: Uffelman S. 172.

34 H.-G. Wehling, A. Hauser-Hauswirth, F. L. Sepaintner (Hrsg.), Baden-Württemberg, Vielfalt und Stärke der Regionen, 2002.

35 A. a. O., S. 6.

36 A. a. O., S. 7. Siegfried Schiele, Zum Geleit.

37 P.-L. Weinacht (Hrsg), Die badischen Regionen am Rhein. 50 Jahre Baden in Baden-Württemberg, 2002, S. 22.
Wie harmlos und unpolitisch diese Vielfalt beurteilt wird, zeigt A. Hauser-Hauswirth in dem Aufsatz „Gibt es eine gemeinsame Identität? Die bunte Vielfalt macht das Land liebenswert. Die Vielfalt ist reizvoll und sie reizt, aber nicht aggressiv. Pluralität ist in anderen Bereichen doch sehr erwünscht. Und es gibt eine gemeinsame Identität." In: Momente 1/02, S. 108.

38 Oberbürgermeister Prof. Dr. Sailer in der Karlsruher Stadtzeitung am 20. 3. 1998: Es gibt „keine badische Solidarität mehr". In: Die badischen Regionen am Rhein, S. 33.

39 Siehe auch.: Heinrich Hauß, Die Metropolregion Rhein-Neckar, die geplante trinationale Metropolregion Oberrhein und Karlsruhe. BH 1/2008, S. 143.

40 Gerd Hepp, Der Badische Landesteil in Baden-Württemberg. In: Badische Geschichte. Vom Großherzogtum bis zur Gegenwart, 1979, S. 265.

41 Die Fusionen sollen nach E. Teufel „das Land zusammenführen und die Landesidentität stärken". Fusioniert wurden Rundfunk, Banken, Energie, Landesversicherungsanstalt, Landeswohlfahrtsverbände.

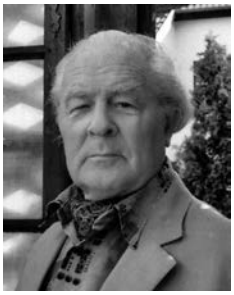
42 Hermann Bausinger, Die bessere Hälfte. Von Badenern und Württembergern, 2002, S. 267.

43 Hermann Bausinger, Integrationsversuche. Erfahrungen und Modelle, Allmende 20/1980, S. 12.

44 Rainer Prewo, hat in „Leitbild Heimat. Die Rolle der Stadt in der mobilen Welt" eine Reihe von Kriterien für diesen komplexen Zusammenhang entwickelt. Schwäbische Heimat, Heft 3, 2007.

45 Karl Moersch/Peter Hölzle, Kontrapunkt Baden-Württemberg, 2002, S. 14.
Die Autoren beklagen, dass „die verschiedenen Landeshälften bislang nur oberflächlich zusammengewachsen sind". Verschiedene Institutionen „existieren in einem württembergischen und einen badischen" Teil, „so wie wenn es die Vereinigung der Länder nie gegeben hätte.". Für die Autoren sind die „Trotz- und Unmutsbekundungen" auf badischer Seite nur Mißtrauen „gegen das größere, erfolgreichere und dominante Württemberg" (!).

46 Hermann Bausinger, Die bessere Hälfte. Von Badenern und Württembergern, 2002, S. 113.



Anschrift des Autors:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39
76149 Karlsruhe

Heinrich Hauß

Badens Präsenz

Die Wahrnehmbarkeit Badens

In seinem Buch „Baden. Dynastie – Land – Staat“ schreibt Hansmartin Schwarzmaier im letzten Kapitel: *„Wenig ist heute von Baden erkennbar. Aber immerhin“*[1]. Das vorsichtig einräumende „Immerhin“ wird in einem anderen Aufsatz als „geistige und kulturelle Kraft“[2] interpretiert, die dazu beigetragen hat, das Gemeinschaftsbewusstsein der „Badener“ bis heute zu erhalten. Die geistig-kulturelle Kraft wird zuweilen auch unter dem Begriff des „Badischen“ subsummiert, bleibt aber dann meist eine freischwebende Größe. P.-L. Weinacht hat die Wahrnehmbarkeit Badens in „Erinnerungsposten“ festzumachen versucht: Erinnerungsposten an gesamtbadisches Landesstaatlichkeit bilden die beiden Volkskirchen, auch Vereine und Verbände die die Vor- und Nachkriegs-Grenzen abdecken[3].

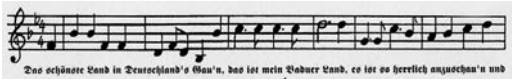
Im 57. Jahr nach der Gründung Baden-Württembergs und im 100. Jahr der Existenz des Landesvereins Badische Heimat halten wir es für selbstverständlich, dass unsere Zeitschrift der Frage der aktuellen Präsenz Badens nachgeht: Wo und wie ist Baden in Baden-Württemberg auch heute (immer noch) präsent?

Die Frage nach der Präsenz Baden ist auch eine Frage der politischen Deutungskultur. Nur wenn sich Baden in Baden-Württemberg selbstbewußt positioniert, wird es weiterhin präsent sein. Zu dieser Präsenz gehört unserer Ansicht nach vor allem Wahrnehmbarkeit. Nur was kontinuierlich wahrgenommen wird, existiert auch im Bewusstsein der Menschen und trägt zu ihrer Identitätsbildung bei.

Die Redaktion der Badischen Heimat beginnt zum Jubiläum in diesem Heft eine Serie von Beiträgen, die die Präsenz Badens an einzelnen Beispielen darzustellen versucht. Wir stellen drei Institutionen vor, die vom Ursprung her badisch sind und ganz wesentlich auch heute noch zur badischen Identität beitragen: Das Generallandesarchiv als Hüter der Quellen und Sachwalter der badischen Geschichte, die Badische Landesbibliothek mit ihren Handschriften als badisches Kulturerbe von Rang und das Badische Landesmuseum mit der Ausstellung regionaler Kultur Badens im Dialog. An erster Stelle der Serie „Badens Präsenz“ steht natürlich das Badnerlied, das bei vielen Anlässen gesungen, bis auf den heutigen Tag das Zugehörigkeitsgefühl zu Baden ausdrückt.

Anmerkungen

1 Hans Martin Schwarzmaier, Baden. Dynastie – Land – Staat, 2005, S. 263.
2 Hans Martin Schwarzmaier, Vom Haus Zähringen zum Land Baden. Wendemarken der badischen Geschichte. In: Baden. 200 Jahre Großherzogtum, S. 38.
3 Paul-Ludwig Weinacht (Hrsg.), Die badischen Regionen am Rhein. 50 Jahre Baden in Baden-Württemberg, 2002, S. 33, Anmerkungen.



Badnerlied

Badens Präsenz: Das Badnerlied – Ausdruck badischen Selbstbewusstseins

„Die Gemeinschaft der Bewohner des badischen Landesteiles zeigt sich in unserer Zeit hauptsächlich im Singen des Badnerlandliedes, bei Sportwettkämpfen zum Beispiel." Karl Moersch/Peter Hölzle

1. Der Text

Das schönste Land in Deutschlands Gau'n,
das ist mein Badnerland,
es ist so herrlich anzuschau'n und ruht in
Gottes Hand.
D'rum grüß' ich dich, mein Badnerland, du
edle Perl' im deutschen Land,
Frisch auf, Frisch auf, Frisch auf, Frisch auf,
Frisch auf, Frisch auf mein Badnerland!

In Karlsruh' ist die Residenz, in Mannheim
die Fabrik.
In Rastatt ist die Festung, und das ist
Baden's Glück.
D'rum grüß' ich dich ...

Alt-Heidelberg du feine, du Stadt an Ehren
reich,
Am Neckar und am Rheine, kein' andre
kommt dir gleich.
D'rum grüß' ich dich ...

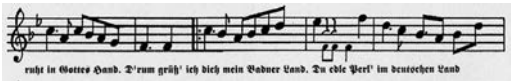
In Haslach gräbt man Silbererz, in Freiburg
wächst der Wein,
Im Schwarzwald schöne Mägdelein. Ein
Badner möcht' ich sein.
D'rum grüß' ich dich ...

2. Die Bedeutung des Liedes für das Selbstbewusstsein Badens

Wenn Baden und seine Wertschätzung im Alltag noch präsent sind, dann sicher im Badnerlied. In der Präsenz Badens in Baden-Württemberg nimmt das Lied zweifelsohne den ersten Platz ein.

Da das Badnerlied zu Anfang und zu Ende eines Spiels des FC Freiburg oder des KSC regelmäßig in den Stadien gesungen wird, ist zunächst wohl der Bedeutung des Liedes auf dieser Ebene nachzugehen. Paul-Ludwig Weinacht schrieb dazu:

„Das Badnerlied steht in Nord- und Südbaden hoch im Kurs. Fragt man, was Lied und gelb-rot-gelbe Fahnen wohl für die Fans in den Stadien des SC Freiburg und des KSC bedeuten, dann wird man klüger, wenn Derbies mit dem VfB anstehen. Die fast kriegerischen Emotionen in Freiburg oder Karlsruhe verraten, dass derlei Vereinssymbole auf landsmannschaftlichem Vulkan-Boden stehen können"[1]. Sollte dem Singen des Badnerliedes bei Sportwettkämpfen tatsächlich ein verborgenes vulkanisches Potential des Protests zugrundeliegen, dann wird verständlich, warum Mörsch/Hölzle gegen das Singen des Badnerliedes polemisieren. Ein württembergischer Sparkassendirektor erregte sich über die Verhandlungstechnik der andern badischen Seite: „Wenn wir an einem schwierigen Punkt angelangt waren, dann hatten wir Württemberger manchmal den Eindruck, die andern stehen jetzt auf und singen das Badner-Lied statt zu argumentieren"[2]. Das Badnerlied also als hilfloser Ausdruck „altbadischen Trotzes"?[3]. Könnte das Singen des Badnerliedes nicht einfach Ausdruck einer selbstbewußten Zugehörigkeit sein, das dann besonders herausgefordert wird, wenn der



Eindruck von Fusionierung und Zentralisierung entsteht? Das Badenerlied ist weit mehr als ein „regionalpolitisches Ventil“[4] einer Minderheit, zu der Moersch/Hölzle es herunterreden wollen.

„Der ursprüngliche Sinngehalt muss wohl als patriotisches Bekenntnis zu dem im 19. Jahrhundert neu geschaffenen Staat gedeutet werden“[5]. Auf die „Unterschiedlichkeit ehemaliger herrschaftlicher Verhältnisse im neu gegründeten Staat Baden und ihre Überwindung im Lied weisen“ H. G. Wehling u. a. hin: „Klug förderte das badische Herrscherhaus Trachtenfeste, damit die Menschen die Einheit in der Vielfalt erleben konnten. Spätestens wenn dann zum Abschluß das Badnerlied gesungen wurde, fühlte man sich inbrünstig als Badener, wußte man sich bei aller sichtbaren Unterschiedlichkeit in Tracht und Dialekt doch zusammengehörig“[6].

Mir scheint aber, die Qualität des Badnerliedes ist jeweils eine andere, eine andere, ob das Lied in Fußballstadien gesungen wird[7] oder bei anderen Veranstaltungen. Das Badenerlied wird nur dann politisch eingesetzt, wenn die Situation es erfordert, wie etwa in der Zeit der Bildung des Südweststaates oder bei Bürgerinitiativen z. B. der Bürgerinitiative gegen das geplante Kernkraftwerk in Wyhl 1975. Das Badnerlied kann als „ein Zeichen kultureller Identität“ gewertet werden, das den „größeren emotionalen Rückhalt“ in dem Staat sucht, den es auf der Landkarte nicht mehr gibt[8]. Das Singen des Badnerliedes ist ernst zu nehmen, selbst wenn es nur eine emotionale Bindung an Baden ausdrücken sollte[9]. Da im Lande, wie Hermann Bausinger treffend formulierte, ein „nüchternes Klima im Land und gegenüber dem Land“[10] herrscht, braucht die emotionale Bindung an das ehemalige Land Baden nicht wunder zu nehmen. „Herz, Gefühl, ‚menschliche Kultur‘ zählen mindestens so viel wie Staatsräson und Rentabilität. So bleibt also letztlich doch wieder ein herzliches Bekenntnis zu Baden.“[11], Das Badnerlied – ein „herzliches Bekenntnis zu Baden“. Man kann es nicht schöner sagen.

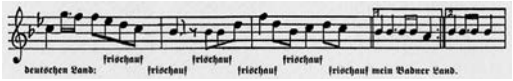
3. Geschichte des Liedes

„Das Lied hat in den letzten Jahren im öffentlichen Leben überhaupt den Status einer Landeshymne angenommen.“ W. Linder-Beroud (2002)

Das Badnerlied kommt am Ende des 19. Jahrhunderts als Marschlied der badischen Soldaten auf. Erst um 1900 wurde es in einer Sammlung von Marschliedern der Badischen Truppen von Leutnant Karl Pecher vom 5. Badischen Infanterieregiment aufgezeichnet. 1927 ist es in einem Liederbuch der Freiburger Freien Turnerschaft zu finden. Das Badnerlied ist aber keine Neuschöpfung, sondern (mit Ausnahme der Residenz- und Heidelbergstrophe) eine regionale Variante eines Sachsenliedes. W. Linder-Beroud hat an Hand der Verszeile „In Mannheim die Fabrik“ im Zusammenhang mit der Gründung der BASF (1865) und der Gründung der Maschienenfabrik Lanz (1859) nachzuweisen versucht, dass die Zeile frühestens 1860/65 entstanden sein kann. „Dass das Badnerlied dem Sachsenlied gegenüber Originalität besitzt, beweisen seine überregionale Verbreitung um 1900 und seine innovative Wirkung einst und jetzt“[11].

Anmerkungen

1 P.-.L. Weinacht, Die badischen Regionen am Rhein, 2002, Seite 33, Anmerkungen.
2 Klaus Moersch/Peter Hölzle, Kontrapunkt Baden-Württemberg. Zur Vorgeschichte und Geschichte des Südweststaats, 2002, S. 189.
3 A. a. O., S. 14.
Die Autoren sprechen von „versteckten Trotz und Unmutsbekundungen“ (S. 14) und rechnen dazu, das „bei allen nur möglichen Anlässen mit Inbrunst gesungene Badner-Lied wie das Hissen der gelb-roten-gelben Staatsflagge“.



Helmut Bender schrieb im Geleitwort zu „Baden 1000 Jahre europäische Geschichte und Kultur“ (1977): „Und viele stimmten dieses Lied (das Badenlied) – gleichsam trotzig – an, als die Bestrebungen zum Zusammenschluss Badens und Württembergs deutlich wurden und politische Konturen annahm“.

4 A. a. O., S. 14.

5 Thomas Schindler in Baden und Europa 1918 bis 2000. Führer durch die landes- und kulturgeschichtliche Abteilung, 2004, S. 54.

6 Baden-Württemberg, Vielfalt und Stärke der Regionen, H. G. Wehling, A. Hauser-Hauswirth, F. L. Sepaintner, 2002, S. 19.

7 „Natürlich ist das Badnerlied der Hit, wenn der SC Freiburg gegen den VfB Stuttgart spielt“. Gernot Böhme. In: Momente 1/02, Sonderausgabe, S. 68.

8 Hermann Bausinger, Integrationsversuche, Allmende 20, S. 19.

9 Das Absingen von zwei Strophen der inoffiziellen Landeshymne ist ein festes Ritual im Stadion. Badische Zeitung, 16. 11. 2005.
Man muss nicht so weit gehen, dem Badnerlied den „Status einer Landeshymne“ zuzuschreiben.
Waltraud Linder-Beroud, Ein neues Lied – ein neues Lied? BH 1/2002, S. 102.

10 Hermann Bausinger, Die bessere Hälfte. Von Badenern und Württembergern, 2002, S. 235.

11 Adolf Schmid, Die Badener in Baden, BH 1/2006, S. 6.

12 W. Linder-Beroud, Das schönste Land in Deutschlands Gau'n, Badische Zeitung, 20. 4. 2001.

Literatur

Waltraud Linder-Beroud, Ein neues Lied – ein neues Lied. BH 1/2002, S. 101 ff.
Waltraud Linder-Beroud, Das schönste Land in Deutschlands Gau'n, Badische Zeitung, 20. 4. 2001.
Ossai. W. Pink, Das Badnerlied. Ausgabe 1/2008 mit 696 Strophen.

Aufnahmen

Helmut Loerscher, Badnerlied in 24 Variationen.

Das Generallandesarchiv in Karlsruhe

„Schatzbaus der badischen Geschichte“

1. Geschichtliche Entwicklung

„In keiner Institution wird die badische Geschichte so umfassend greifbar wie im Generallandesarchiv, zum Identitätsbewusstsein der Region trägt es wesentlich bei.“

Konrad Krimm, BH 4/2003

Nach Auflösung der drei Provinzialarchive (Karlsruhe, Mannheim, Meersburg bzw. später Freiburg) wurde in den Jahren 1872 bis 1945 das Generallandesarchiv das alleinige Zentralarchiv für alle badischen Behörden. Das 1947 gegründete Badische Archivamt in Südbaden wurde 1953 dem Generallandesarchiv in Karlsruhe als Außenstelle unterstellt. In der Zeit zwischen der Gründung Baden-Württembergs 1952 bis zur Selbständigkeit des Staatsarchivs in Freiburg konnte das Generallandesarchiv seine altbadische, gesamtbadische Funktion nochmals behaupten. Nach dem Beständeausgleich zwischen dem Generallandesarchiv und dem Staatsarchiv Freiburg dokumentiert das Generallandesarchiv alle Verwaltungsebenen der in Baden aufgegangenen Territorien des Alten Reiches und Badens bis 1806. Ebenso die Bestände der badischen Zentralbehörden bis 1942. Mit der Gründung der Landesarchivdirektion und der Verselbständigung des Staatsarchivs in Freiburg wurde das Generallandesarchiv zu einem der vier Sprengelarchive für den Regierungsbezirk Karlsruhe, doch ist das Generallandesarchiv „mit seinen älteren Beständen freilich nicht nur Sprengelarchiv, sondern zugleich Zentralarchiv des Landes Baden und – für das Jahrtausend zwischen 800 und 1800 – das Archiv der Territorien am Oberrhein“ (K. Krimm). Aus diesem Grunde wurde das Generallandesarchiv als „Schatzhaus der badischen Geschichte“ bezeichnet. Es ist „Hüter der Quellen und Sachwalter der badischen Geschichte“ (R. Kretschmar) und erfüllt für Baden weiterhin eine „identitätsbildende Rolle“. „Der gesamtbadische Bezug bestimmt dabei nach wie vor einen großen Teil der Arbeit an den Beständen, wie der Beratung der Benutzer“ (K. Krimm). Es verwundert deshalb nicht, dass das Generallandesarchiv, das am meisten genutzte Archiv in Baden-Württemberg ist. Zur zukünftigen Rolle schreibt Konrad Krimm anläßlich des 200. Jubiläums des Generallandesarchivs: „Wenn das Generallandesarchiv profiliert und handlungsfähig bleiben kann, bleibt es auch identitätsstiftende Instanz“ (BH 4/2003).

2. Archivische Präsenz durch Ausstellungen des Generallandesarchiv

Der Beharrlichkeit und Überzeugungskraft (W. Rößling) Hansmartin Schwarzmaiers ist es zu verdanken, dass das Generallandesarchiv das Karlsruher Kulturangebot durch archivische Ausstellungen seit 1972 bereichert. Die Ausstellungen, zumeist außerhalb des eigenen Hauses, trugen durch die archivische Präsenz in der Öffentlichkeit dazu bei, das Bewusstsein für die Leistungen des Generallandesarchivs in der Öffentlichkeit zu verändern. Einige Themen der Ausstellungen seien angeführt: „Vom Römerkastell zum Hochhaus. Oberrheinische Städte in Vergangenheit und Gegenwart“ (1972), „Der deutsche Südwesten zur Stunde

Null“ (1975) „Baden 1806–1871. Land – Volk – Staat“ (1980). Schwarzmaier letztes Projekt bezog sich auf „Huldigungsaderessen“ aus dem Neuen Schloss in Baden-Baden (1997) – Die Ausstellung „1806: Baden wird Großherzogtum“ (2006) entstand unter der Leitung von Volker Rödel.

3. Das letzte Grossprojekt der badischen Monarchie
Der Bau, die Architekten

Der Bau der drei Behörden an der Hildapromenade – Generallandesarchiv – Verwaltungsgericht und Rechnungshof – ist schon deshalb bemerkenswert, weil, 1905 fertiggestellt, das letzte Großprojekt der badischen Monarchie war. Einigermaßen kompliziert ist die Geschichte des Baus, weil drei wichtige Architekten der damaligen Zeit eine Rolle spielten: Der Baudirektor Josef Durm (1837–1919) und die Architekten Adolf Hanser (1858–1901) und Friedrich Ratzel (1869–1907). Josef Durm war Professor am Polytechnikum in Karlsruhe von 1868–1909 und ab 1887 Baudirektor der obersten Baubehörde des Großherzogtums. Adolf Hauser, der mit dem Bau beauftragt wurde, war aber ab 1898 „nur“ Professor an der Baugewerkeschule, die 1885 gegründet worden war. Nun wurde auch noch Hanser 1898 auf die Stelle eines Technischen Referenten für Bauangelegenheiten des Ministeriums der Finanzen und des Inneren berufen. Hanser wurde in dieser Position gewissermaßen zum Kontrolleur des „Architekturpapstes“ und Oberbaudirektors Durm. Dazu kam, dass Durm schon 1887 aufgefordert worden war, Pläne für einen Neubau des Generallandesarchivs vorzulegen. Zwölf Jahre später wurde aber Hanser mit der Planung des Großprojekts beauftragt, ein Projekt, das sich in unmittelbarer Nähe von Durms Oberlandesgericht befand. Neue Pläne von Durm wurden nicht mehr angefordert. Nach Hansers Tod übernahm Friedrich Ratzel das Projekt. Ratzel übernahm von Hanser die Pavillionbauweise änderte jedoch die Erscheinungsweise, indem er die Steinfassaden Hansers durch Putzbauten ersetzte. „Hansers Creditbank (heute BBBank) und Ratzels Kunstvereinsgebäude in der Waldstraße demonstrieren in ihrem distanzierten Nebeneinander besser als alle Worte die stilistische Kluft, die hier zu überbrücken war“ (K. Krimm).

4. Vom Badischen Landesarchivamt zum selbständigen Staatsarchiv für den Regierungsbezirk Freiburg

„Mit der Übernahme, Sicherung und Erschließung des staatlichen Archivguts, dem gewichtigen schriftlichen Nachlaß Leo Wohlebs, bedeutende Adelsarchivüberlieferungen sowie die umfangreiche Fotosammlung Willy Praghers und deren Nutzung im Lesesaal des Hauses, erfüllt das Staatsarchiv Freiburg als Ort der historischen Forschung und Dienstleistung … wichtige gesellschaftliche Funktionen.“
Kurt Hochstuhl

Nach der Aufteilung Badens durch die Besatzungsmächte benötigte das Land (Süd-)Baden ein eigenes Archiv. Am 2. Mai 1948 wurde das Badische Landesarchivamt als eigenständige Behörde gegründet, nachdem Hans Martin Wellmer (1902–1972) schon zum 1. Oktober 1947 die Leitung des neuen Amtes übernommen hatte. Am 1. April 1953 wurde das Badische Archivamt dem Generallandesarchiv als Außenstelle unterstellt. Am 1. Januar 1975 wurde dann die Verbindung mit dem Generallandesarchiv gelöst, und in Freiburg ein selbständiges Staatsarchiv eingerichtet. Im Jahre 1991 erfolgte ein Beständeausgleich zwischen dem Generallandesarchiv in Karlsruhe und dem

Staatsarchiv in Freiburg. Von nun an dokumentiert das Generallandesarchiv alle Verwaltungsebenen der in Baden aufgegangenen Territorien des Alten Reiches und Badens bis 1806. Weiter dokumentiert das Archiv die Bestände der badischen Zentralbehörden bis 1952. Die Akten der Mittel- und Unterbehörden ab 1806 wurden nach den heutigen Grenzen der Regierungsbehörden getrennt und zwischen Karlsruhe und Freiburg aufgeteilt. Das Freiburger Staatsarchiv umfasst die Akten der Zentralbehörden des Landes Südbaden von 1945–1952 und die Akten der Mittel- und Unterbehörden des Regierungsbezirks Freiburg ab 1806.

5. Zeitschrift für die Geschichte am Oberrhein
Publikationsorgan des Generallandesarchivs

„Die Zeitschrift ist eine weitbeachtete Institution der Landesgeschichte geblieben“.
Konrad Krimm, BH 4/2203

1. Die Archivlandschaft des Generallandesarchivs

Der Name „Oberrhein“ im Namen der Zeitschrift bezieht sich auf die „Archivlandschaft des Generallandesarchivs“, denn die Materialien des Archivs halten Quellen für das ganze Oberrheingebiet bereit und die wissenschaftliche Ziele sind demgemäß über Baden hinaus gespannt. Der Begriff „Oberrhein“ ist so im weitesten Sinne zu verstehen, bezieht er sich doch auf das „südbadische Gebiet vom Bodensee bis Basel“, bezieht den Hochrhein mit ein und greift im Norden an den Mittelrhein bis vor die Tore von Mainz. Mit der bayrischen Pfalz, mit Hessen-Darmstadt und vor allem dem Elsaß und der Schweiz greift er beträchtlich über das frühere badische Staatsgebiet hinaus.

2. Gründung

Die „Zeitschrift für die Geschichte am Oberrhein“ wurde von Archivdirektor Franz Josef Mone (1796–1871) im Jahre 1850 gegründet und erscheint im Jahre 2008 im 156. Jahrgang. „Keine andere landesgeschichtliche Zeitschrift, auch solche, die älter sind als die ZGO, hat unter Beibehaltung des Namens und der Nummerierung eine so hohe Jahrgangsziffer erreicht.“

6. Die Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e. V.

Die Arbeitsgemeinschaft besteht seit 1960. Sie ist ein Zusammenschluss von Historikern und Landskundlern der verschiedensten Fachrichtungen aus Baden-Württemberg, dem Elsaß und der Pfalz. Sie hat sich die möglichst umfassende Erforschung des oberrheinischen Raumes mit den modernen landesgeschichtlichen Methoden zur Aufgabe gesetzt (A. Schäfer). Sie versteht sich als „Mittler zwischen Archiv und Öffentlichkeit“. Von Anfang an bestand eine Symbiose mit dem Generallandesarchiv. „Aus Sicht des Archivs bzw. der dort arbeitenden Archivare wird diese Symbiose von einer dynamischen Entwicklung bestimmt, die sowohl im Sinne der maßgeblichen persönlichen Mitwirkung des Archivpersonals wie vor dem Hintergrund der archivischen Öffentlichkeitsarbeit stets engstens mit dem Archivbetrieb verbunden war. Mit Günther Haselier und einer Reihe weiterer Gründungsmitglieder ging die Arbeitsgemeinschaft aus dem Kollegium des Generallandesarchivs hervor; von hier aus wurde ihr ursprüngliches Forschungsprogramm bestimmt, und hier finden von jeher auch die Arbeitssitzungen statt“ (Peter Rückert).

Literatur

Kurt Hochstuhl, Ein Staatsarchiv für Südbaden. Der Lange Kampf um das Staatsarchiv in Freiburg. In: Badens Mitgift 50 Jahre Baden-Württemberg. Staatsarchiv Freiburg im Breisgau, 2002, S. 517–534.

Clemens Kieser, Letztes Karlsruher Großprojekt der Monarchie: Das Behördenzentrum an der Hildapromenade. In: Generallandesarchiv – Rechnungshof – Verwaltungsgericht. Staatliches Bauen in Karlsruhe am Beginn des 20. Jahrhunderts, Konrad Krimm (Hrsg.), 2004, S. 13–23.

Konrad Krimm, Archivbau und Residenzarchitektur. Der Neubau des Generallandesarchivs Karlsruhe von 1905. In: Aus der Arbeit des Archivars, Festschrift für Eberhard Gönner. Georg Richter (Hrsg.), 1986.

Konrad Krimm, Das Generallandesarchiv und der Aufbau der baden-württembergischen Archivverwaltung. In: Paul-Ludwig Weinacht (Hrsg.) Die badischen Regionen am Rhein, 2002, 434–438.

Konrad Krimm, Vom Staatstresor zum Landesgedächtnis. Das Generallandesarchiv. In: Paul-Ludwig Weinacht (Hrsg.), 2008, S. 61–77.

Clemens Rehm, Bewegte Geschichte. Beständeausgleich zwischen dem Generallandesarchiv Karlsruhe und dem Staatsarchiv Freiburg. In. BH 1/1992, S. 137–142.

Wilfried Rößling, Ausstellungen des Generallandesarchivs Karlsruhe. Eine Bilanz nach 25 Jahren. In: K. Krimm u. H. John (Hrsg.) Archiv und Öffentlichkeit. Zum 65. Geburtstag von Hansmartin Schwarzmaier, 1997, S. 275–285.

Peter Rückert, Die Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e. V. und das Generallandesarchiv Karlsruhe. Zur Entwicklung einer Symbiose. In: Archiv und Öffentlichkeit S. 247–256.

Hansmartin Schwarzmaier, Das Oberrheingebiet in der Geschichtsschreibung des 19. u. 20. Jahrhunderts. Zum 150. Jahrgang der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. ZGO 150. Jahrgang 2002, S. 3–18.

Das Badische Landesmuseum in Karlsruhe

„Bausteine einer badischen, einer oberrheinischen Geschichte im übergreifenden Diskurs“

„Das Badische Landesmuseum dokumentiert mit seinen Aktivitäten seine Zuständigkeit und Kompetenz für die badische Landes- und Kulturgeschichte im Museumsbereich.“ Harald Siebenmorgen

1. Regionale Kultur Badens im überregionalen Dialog

„Das Badische Landesmuseum ist aber auch ein Haus, das die regionale Kultur Badens in Dialog setzen kann mit den Zeugnissen der Kunst und Geschichte des ganzen Abendlandes.“

Seit Anfang der neunziger Jahre baut das Landesmuseum die historischen Sammlungs-Abteilungen aus, so z. B. die Abteilungen „Baden 1789–1918“ und „Baden und Europa 1918–2000“.

Im Gegensatz zu Heimattümelei und veralteter Volkskunde sieht das Landesmuseum in seinen neu eingerichteten ständigen Abteilungen die Chance, „regionale Kultur, Kunst und Kultur mit der des Abendlandlandes zu verknüpfen und in Dialog zu setzen“[1]. Dazu wollen die neuen Abteilungen über das bloß Regionale hinaus „Bausteine einer oberrheinischen Geschichte“ gestalten. Dies um so mehr „als Baden im 19. Jahrhundert, in der Mitte, im Herzen Europas – in einem interdisziplinärem Netz von Kunstgeschichte, Landeskunde und Volkskunde steht“[2]. Speziell die Abteilungen, die die Zeit des Großherzogtums Badens (1806–1918) betreffen, können besonders prägnant dafür einstehen, wie Themen der Regionalkultur nur im überregionalen, oft europäischen Zusammenhang verstanden werden können[3]. Zum Programm des Landesmuseums gehört auch, „dass in jede historische Sammlungsabteilung ein zeitgenössisches Kunstwerk“ implementiert wird, „das ‚im Dialog‘ historische Themen – streitig und streitbar – interpretiert“[4]. Ein Beispiel zur Interpretation der badischen Geschichte „im Dialog“ ist die Arbeit von Johannes Grützke, die Friedrich Hecker, den Held der badischen Revolution 1848/49, oberhalb des Thronensembles plaziert.

2. Schloss und Hof Karlsruhe

Abteilung zur Schlossgeschichte

Im Jahre 1998 wurde die Abteilung „Schloss und Hof Karlsruhe“ eröffnet und wurde in der Zwischenzeit ergänzt und erweitert. 2008 erschien ein Führer durch die Abteilung der Schlossgeschichte in ihrer endgültigen Gestalt. Da das Landesmuseum in dem Schloss der Markgrafen und Großherzöge untergebracht ist, sieht das Museum „eine vorrangige Aufgabe mit heutigen museaddidaktischen Mitteln die Geschichte des Schlosses, seiner Einrichtung, seiner Bewohner und der Verbindung zur Stadt zu referieren“.

3. Das Landesmuseum im Schloss Karlsruhe

Am 21. Juli 1921 wurde das Badische Landesmuseum im Schloss eröffnet. Am 27. September 1944 brannte das Schloss bis auf die Ruinen völlig aus. Im Mai 1959 nach Beendigung des ersten Bauabschnitts, Mittelbau, Gartentrakt und Schlossturm, konnte das Museum teilweise wieder

eröffnet werden. 1966 wurde das vollständig wieder aufgebaute Schloss dem Badischen Landesmuseum übergeben.

4. „Für Baden gerettet“

„Einzigartiges Kulturgut … von landesgeschichtlichem sigulärem Aussagewert“

„Überall darin zeigt sich die von uns freudig wahrgenommene Verpflichtung, dieses historisch badische Kulturerbe der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.“ Harald Siebenmorgen

Am Ende des Jahres 1994 wurde bekannt, dass das markgräfliche Haus Baden sich von umfangreichen Teilen seiner Sammlung, vor allem von dem gesamten Inventar des Neuen Schlosses in Baden-Baden, trennen wolle. Der vom Auktionshaus Sotheby's vorgelegte Katalog verstärkte „die Annahme, dass hier ein einzigartiges Kulturgut teilweise von nationalem und internationalem Rang und ohnedies von landesgeschichtlichem singulärem Aussagewert zur Disposition stand“. „Das Badische Landesmuseum als von Geschichte und Aufgabenstellung her zuständiges staatliches Museum hat alles in seinen Kräften Stehende getan, um diesem großenteils einzigartigen und vor allem durch seine geschichtliche Herkunft hervorgehobenes Kulturgut so viel wie möglich zu sichern und für die Öffentlichkeit in Baden zu erhalten“. Am 3. Juli 1995 wurde durch einen Kaufvertrag zwischen dem Markgrafen von Baden und dem Kultusministerium 300 Objekte von musealem Rang im Vorkauf des Landes erworben. Der größte Teil der Objekte ging in den Besitz des Badische Landesmuseum Karlsruhe über. Mit Hilfe von Sponsorengeldern ist es dem Landesmuseum gelungen, während der Auktion weitere 170 Objekte zu erwerben.

In einer Ausstellung vom 13. März bis 9. Juli 1996 zeigte das Badische Landesmuseum in Karlsruhe seine wichtigsten Erwerbungen und dokumentierte sie ausführlich in einem Katalog.

5. 1806 Baden wird Grossherzogtum

Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg/Generallandesarchiv und des Badischen Landesmuseums Karlsruhe

Vom 30. 6. bis 20. 8. 2006 veranstaltete das Generallandesarchiv zusammen mit dem Badischen Landesmuseum Karlsruhe eine Kabinettausstellung anläßlich der 200. Wiederkehr des Aufstiegs Badens zum Großherzogtum. Das Badische Landesmuseum hat der Ausstellung den Thronsaal als zentralen Ort und Erinnerungsort badischer Geschichte zur Verfügung gestellt.

6. 100 Jahre Badische Jahre

Ausstellung im Badischen Landesmuseum (24. April – 28. Juni 2009)

Das Badische Landesmuseum und die Regionalgruppe der Badischen Heimat unter Leitung von Frau Elisabeth Schraut hat Themen und Führungen in Kombination zusammengestellt:

– Vom Bollenhut zu den Boros – Schwarzwaldbilder im Wandel (23. 4. 2009).
– Aus den Anfangsjahren der Badischen Heimat – Umsturz in Baden 1818 (9. 5. 2009).

– Uneigennützig und weitsichtig – Prinz Max von Baden als Schlüsselfigur der Revolution von 1918 (15. 5. 2009).
– „Was soll aus Baden werden?“ Baden nach dem Zweiten Weltkrieg (29. 5. 2009).
– „Das schönste Land in Deutschland Gau'n“. Badische Heimatgeschichte(n) 5. 6. 2009)
– Fatschenkind und Eingericht – Volksglauben und religiöse Bräuche (19. 6. 2009)
– Notwerkstatt 1945 (26. 6. 2009).

Anmerkungen

1 Baden 1789–1918. Führer durch die landes- und kulturgeschichtliche Abteilung, 2001, S. 7.
2 A. a. O., S. 7.
3 A. a. O., S. 7.
4 Heidrun Jecht (Bearb.), Das Badische Landesmuseum Karlsruhe, Prestel – Museumsführer, 2000.

Publikationen

Baden 1789–1918. Führer durch die landes- und kulturgeschichtliche Abteilung, Badisches Landesmuseum Karlsruhe, 2001.
Absolutismus und Aufklärung 1689–1789. Führer durch die kulturgeschichtliche Abteilung, Badisches Landesmuseum Karlsruhe, 2003.
Baden und Europa 1918–2000. Führer durch die landes- und kulturgeschichtliche Abteilung, Badisches Landesmuseum Karlsruhe, 2004.
Von der Reformation bis zu den Erbfolgekriegen. 16. und 17. Jahrhundert. Führer durch die Abteilungen des Badischen Landesmuseums, Badisches Landesmuseum Karlsruhe, 2008.
Rosemarie Stratmann-Döhler/Harald Siebenmorgen, Das Karlsruher Schloss, 1996.
Schloss und Hof Karlsruhe. Führer durch die Abteilung zur Schlossgeschichte, Badisches Landesmuseum, 2008.
„Für Baden gerettet“. Erwerbungen des Badischen Landesmuseums 1995 aus den Sammlungen der Markgrafen und Großherzöge von Baden. Herausgegeben von Harald Siebenmorgen. Redaktion Rosemarie Stratmann-Döhler, 1996.
Harald Siebenmorgen, Für Baden gerettet, BH 1/1996, S. 103–121.
1806 Baden wird Großherzogtum. Begleitpublikation zur Ausstellung. Volker Rödel (Hrsg.), Landesarchiv Baden-Württemberg 2006.

Daten

Badisches Landesmuseum Karlsruhe
Schloss, 76131 Karlsruhe
Tel: 07 21-9 26 65 14, Fax: 07 21-9 26 65 37, Internet: www.landesmuseum.de

Die Badische Landesbibliothek Karlsruhe

1. Der Handschriftenbestand

Badisches und oberrheinisches Kulturerbe

„Der Bestand der Texthandschriften ist von unermeßlichem kulturellem Wert“ Michael Ehrle

Die Badische Landesbibliothek in Karlsruhe ist von ihrer Geschichte und ihren Handschriftenbeständen her eine badische und oberrheinische Bibliothek. Der Handschriftenbestand und die alten Drucke entstammen aus der seit Ende dem 15. Jahrhunderts entstandenen Bibliothek der Markgrafen und späteren Großherzöge von Baden und aus den Beständen von 27 Klöster- und Stiftsbibliotheken, die nach der Säkularisation von 1803/1806 in die Hofbibliothek kamen. Die Handschriftensammlung enthält ein „badisches Kulturerbe von europäischen Rang“, „eine unersetzliche Quelle für die Geschichte Europas und speziell für die historisch-kulturellen Zusammenhänge des südwestdeutschen Raumes“ (U. Obhof). Überdies ist „die klösterliche Kultur des Oberrheingebietes in den Sammlungen in unvergleichlicher Weise repräsentiert“ (M. Ehrle). 1995 konnte auf der Auktion die markgräfliche Schlossbibliothek aus dem Neuen Schloss in Baden-Baden mit 40 000 Bänden erworben werden. Sie besitzen einen hohen Quellenwert für die badische Geschichte. Damit pflegt die Landesbibliothek, wie Gerhard Römer formulierte, als „Heimatbibliothek“ „die Erinnerung an das reiche literarische Schaffen am Oberrhein“. „Zu den wichtigsten regionalen Aufgaben gehört die Sammlung und Erschließung der in der Region verlegten bzw. der über die Region geschriebenen Literatur“ (L. Syre). Dazu hat die Badische Landesbibliothek eine eigene „Badische Abteilung“ im Lesesaal eingerichtet. Da die Bibliothek aber auch eine „oberrheinische Regionalbibliothek“ ist, macht das Interesse nicht an den Landesgrenzen halt.

2. Entwicklung

Von der Großherzoglichen Hof- und Landesbibliothek zur Badischen Landesbibliothek

„Die schlimmsten Drohungen, die den Fortbestand der Bibliothek betrafen (Zusammenlegung beider Bibliotheken in Stuttgart) wurde bisher nie verwirklicht“. Michael Ehrle (2008)

Im Jahre 1872 wurde die bisherige großherzogliche Hofbibliothek verstaatlicht und hieß von nun an Großherzogliche Hof- und Landesbibliothek. Im Jahre 1873 zog die Bibliothek vom Karlsruher Schloss in das von Joseph Berckmüller (1800–1879) erbaute Sammlungsgebäude am Friedrichsplatz. 1918 erhielt die Großherzogliche Hof- und Landesbibliothek den heute noch geltenden Namen Badische Landesbibliothek. In der Nacht vom 2. auf den 3. September 1942 wurde das Sammlungsgebäude zerstört. 1950 konnte die Bibliothek in den Magazintrakt des Generallandesarchivs in der Maximilianstraße einziehen, 1964 wurde ein Neubau im Nymphengarten bezogen. Der Neubau der Landesbibliothek des Architekten Oswald Matthias Ungers konnte am 9. 9. 1992 offiziell eröffnet werden.

3. Der Neubau der Badischen Landesbibliothek von Oswald Mathias Ungers

Kontinuität und Harmonie

Am 18. August 1987 wurde der erste Bauabschnitt der Badischen Landesbibliothek und am 17. Januar 1992 der 2. Bauabschnitt eingeweiht.

Ungers hat seine gestalterischen Prinzipien in „Der Entwurf für die Badische Landesbibliothek“ so umrissen:

„In einer architektonisch und gestalterisch so eindeutig definierten Stadt wie Karlsruhe liegt der Gedanke nahe, ein Gebäude so zu entwerfen, das die Vergangenheit seiner eigenen Geschichte vorwegnimmt, ein Gebäude also, das so aussieht, als wenn es schon immer dagewesen wäre … Die Landesbibliothek ist der Versuch, ein solches Gebäude zu gestalten – ein Gebäude das den Eindruck vermittelt, als sei es schon immer dagewesen. Und das weder zeitgeschichtlich noch formal einzuordnen wäre. Es müßte also ein Gebäude von höchster Ambivalenz sein, weder neu noch alt, weder historisch noch modern, weder progressiv noch retrospektiv, im Sinne eines Kontinuums von Raum und Zeit … Die Einbindung in einen räumlichen und geistigen Zusammenhang gibt dem Bauwerk den Charakter der Einmaligkeit. Sowohl die architektonische Form im Ganzen wie auch die Gliederungen Einzelnen sind strukturell und kompositionell dem architektonischen Vokabular Weinbrenners entnommen. In seiner Gesamtkomposition ist der Bau – man könnte sagen – De- und Rekomposition der Weinbrennerschen Kirche in Karlsruhe.“

„Kontinuität und Harmonie waren für Ungers eine verpflichtende Aufgabe. Es gehörte zur klassizistischen Bauweise, dass auf unnütze, modische Ornamente und Dekoration verzichtet wurde.“

Der Bau vermittelt von außen „trotz aller Monumentalität eine einfache Bescheidenheit. Kein ‚Fremdkörper‘, der das Ambiente des Friedrichsplatzes bedrückt, sollte entstehen. Der Architekt wollte in eines der schönsten Quartiere Karlsruhes ein Gebäude stellen, das harmonisch eingepaßt ist und so eine Chance für ein Kulturzentrum bietet“ (G. Römer).

4. Handschriften- bzw. Kulturgüterstreit
Ein Lehrstück öffentlicher Aufmerksamkeit

Am 19. September 2006 erfuhr der Direktor der Badischen Landesbibliothek von der Journalistin Bettina Wieselmann, dass die Landesregierung beabsichtige, Handschriften aus der Sammlung der Badischen Landesbibliothek im Wert von 70 Millionen Euro zu entnehmen, um sie dem Haus Baden zur Abgeltung seiner angeblichen Eigentumsansprüchen zu übereignen. Mit dem Verkauf sollte der Erhalt des Schlosse Salem gesichert werden. In der zweiten Phase weitete sich der Handschriftenstreit zu einem Kulturgüterstreit aus. Es standen „nicht mehr nur Besitztümer der badischen Landesbibliothek zur Disposition, sondern der Katalog der potentiellen Veräußerungsobjekte wurde auf Gemälde aus der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe oder Münzsammlungen aus dem Badischen Landesmuseum ausgedehnt“ (M. Hübl). „Wäre die Öffentlichkeit weniger wachsam gewesen, hätten die Landesregierung und das Haus Baden ohne Skrupel einen Bibliotheksbestand zerschlagen, der nicht nur nach der Auffassung jener über 2500 Gelehrten, die ein Protestschreiben an den Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg unterzeichnet haben, in einzigartiger Weise das geistige Leben der Region, wie es sich über Jahrhunderte entwickelt hat, dokumentiert“ (M. Hübl). Der badische Kulturgüterstreit ist bedauerlicherweise eine Form negativer Präsenz Badens, die aber letztendlich doch zur Identität Badens beigetragen hat. Die Autoren Grivellari/Oelze haben das Ereignis ironisch kommentiert: „Vielleicht stiften ja heute nicht mehr große Feste Identität, sondern Skandale“.

5. Das Reinhold Schneider-Archiv und andere Nachlässe

Die badische Landesbibliothek ist auch Aufbewahrungsort von Nachlässen badischer Dichter und Schriftsteller, so zum Beispiel dem Nachlass von Johann Peter Hebel (1760–1826) Alfred

Mombert (1872–1942), Josef Viktor von Scheffel (1826–1886), Reinhold Schneider (1903–1958) und dem Philosophen Leopold Ziegler (1881–1958).

Auf den Reinhold Schneider Nachlass sei hier kurz eingegangen. Im Jahre 1960 erwarb die Landesbibliothek von der langjährigen Lebensgefährtin Anna-Maria Baumgartner den größten Teil des Nachlasses von Reinhold Schneider. Schneiders Privatbibliothek mit 11 000 Büchern ist im Magazin der Landesbibliothek aufgestellt. Die 30 000 umfassende Korrespondenz ist durch „den steten schriftlichen Gedankenaustausch mit Familie, befreundeten Schriftstellern und Künstlern, Verlegern und Prominenz aus Politik und Kultur“ „eine politische und kulturhistorische Lektüre zugleich“ (B. Stadie). Gesammelt liegen auch Zeitungs- und Zeitschriftenpublikationen von und über Reinhold Schneider vor. Ebenso Rezensionen seiner Bücher und Mitteilungen der in- und ausländischen Presse zu Vorträgen und Lesungen. Eine Fotographien-Sammlung dokumentiert Schneider Leben. Der Nachlass wird durch Programme zu Ehrungen, Feiern, Ausstellungen und Aufführungen der Bühnenwerke Schneiders ergänzt. „In der Badischen Landesbibliothek wird weiterhin dafür Sorge getragen, dass der Nachlass Reinhold Schneiders auch späteren Generationen und künftigen Forschungsvorhaben zur Verfügung steht“ (B. Stadie).

Daten

Badische Landesbibliothek Karlsruhe
Erbprinzenstraße 15, 76133 Karlsruhe, Postfach 1429, 76003 Karlsruhe
Internet: www.blb-karlsruhe.de
E-Mail: informationszentrum@blb-karlsruhe.de
Telefon: 07 21-1 75-22 22, Fax: 07 21-1 75-23 33

Literatur

Gerhard Römer, Buch Stifter Bibliothek, Buchkultur zwischen Neckar und Bodensee, 1997. Darin: Die Fürsten als Gründer – der Staat als Retter – dem Bürger zu Diensten. Der Weg von der Hofbibliothek zur Landesbibliothek in Karlsruhe und Stuttgart, S. 130–141.

Gerhard Römer (Hrsg.), Buch Leser Bibliothek. Festschrift der Badischen Landesbibliothek zum Neubau 1992.

Gerhard Römer, Der Neubau der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe. Historische Form-Elemente und Neugestaltung. BH 2/1990, S. 289–298.

Die badische Landesbibliothek Karlsruhe. Ein Projekt der Staatlichen Hochbauverwaltung. Finanzministerium Baden-Württemberg, 1992.

Babette Stadie, Das Reinhold-Schneider-Archiv in der Badischen Landesbibliothek, BH 2/2003, S. 311–312.

Babette Stadie, Reinhold Schneiders Privatbibliothek. Ankauf durch die Badische Landesbibliothek, in: Wege zu Reinhold Schneiders 50. Todestag des Dichters. Hrsg. Friedrich Emde und Ralf Schuster, 2008, S. 175–211.

Babette Stadie, Condolemus. Reinhold Schneider stirbt am Ostersonntag, den 6. April 1958. In: Reinhold Schneider Blätter. Heft 20, November 2008.

Paul-Ludwig Weinacht (Hrsg.), Die badischen Regionen am Rhein. 50 Jahre Baden in Baden-Württemberg, 2002. Darin: Peter Michael Ehrle, Die Badische Landesbibliothek, S. 441–446.

Paul-Ludwig Weinacht (Hrsg.), Baden. 200 Jahre Großherzogtum, 2008. Darin: Peter Michael Ehrle, Vom markgräflichen Sammeleifer zur staatlichen Erwerbungspolitik. Zur Geschichte der Badischen Landesbibliothek, S. 139–152.

Peter Michael Ehrle – Ute Obhof, Die Handschriftensammlung der badischen Landesbibliothek. Bedrohtes Kulturerbe? 2007. Darin: Für Baden und Europa gerettet? Eine Zwischenbilanz des Kulturgüterstreits (20. 9. 2006–20. 1. 2007).

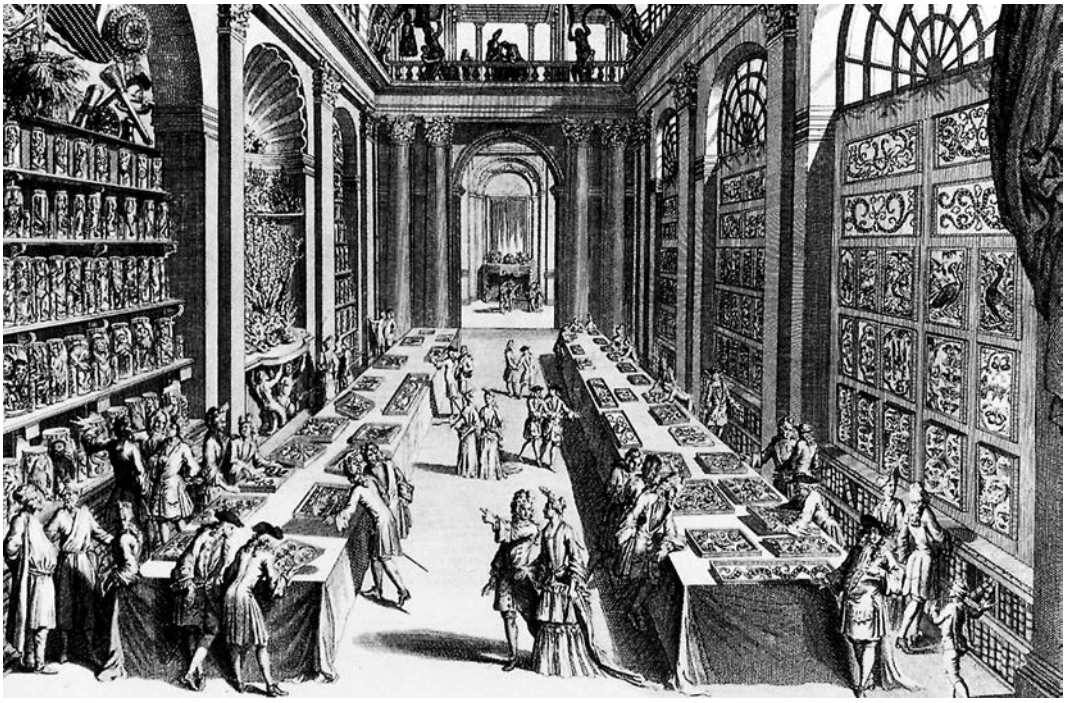
Heinrich Hauß, Der Handschriftenstreit: eine unsägliche Geschichte. Versuch einer Chronologie der Ereignisse, 21. 9.–2. 1. 2006, BH 3/2008, S. 149–168.

Kai Budde

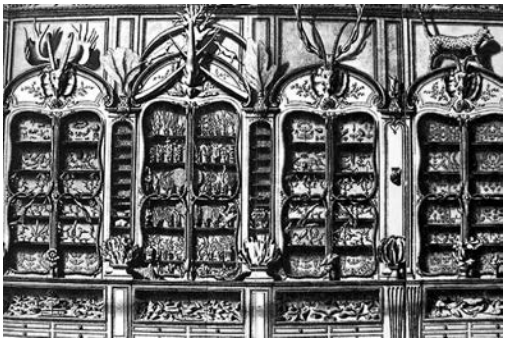
Die Naturgeschichtliche Sammlung im Mannheimer Schloss*

Mode und Ideal einer Naturalien-Sammlung im 17. und 18. Jahrhundert

An den Anfang meines Vortrages stelle ich eine idealisierte Abbildung des im 18. Jahrhundert über die Grenzen Hollands hinaus berühmten Naturalienkabinetts des Levinus Vincent (1658–1727). Dieser Kupferstich, welcher der Beschreibung seiner Sammlung: *Wondertooneel der Nature,* Amsterdam 1706 vorangestellt ist, verdeutlicht den Luxus und die Vielfalt eines zeitgenössischen Naturalienkabinetts. Levinus Vincent, ein durch den Tuchhandel reich gewordener Amsterdamer Bürger, sammelte *naturalia* (Muscheln, getrocknete und in Weingeist eingelegte Präparate, Insekten) und *artificialia* (ethnografische Gegenstände, Gemälde und Blumenbilder), die er in Schränken, in Vitrinen oder offen in einem als Galerie gestalteten Raum in Amsterdam präsentierte. Mit dieser Sammlung wandte er sich an ein breites, bürgerliches Publikum. Deshalb druckte er den Katalog der Sammlung in Niederländisch und in Französisch.[1] Er konnte für drei Gulden oder für zwei Gulden und den Eintrittspreis zu seiner Sammlung erworben werden.



Vorblatt aus „Wondertooneel der Nature …", Kupferstich 1706; Idealisierte Ansicht des Museum Vincentianum in Amsterdam



Detail einer Wandabwicklung aus dem Cabinet Bonnier de la Mosson; Jean Baptiste Courtonne zwischen 1739 und 1740 angefertigt. Bibliothek Nationale de Paris.

Dieses bis 1737 existierende, nach dem Gründer benannte *Museum Vincentianum* hatte bereits feste Öffnungszeiten. Das Besucherbuch vermerkte von 1705 bis 1737 ca. 3500 Besucher, unter ihnen auch Peter den Großen.

Ein solches Kabinett stand damals nicht allein. Eine durch den Überseehandel reich gewordene Bürgerschicht leistete sich solche Prunkkammern oder Raritätenkabinette, auch Wunderkammern genannt, in denen man schöne, seltene und skurrile Dinge präsentierte, die aus fernen Ländern stammten.

Allgemein ist zu konstatieren, dass Raritätenkammern und Naturalien-Sammlungen im 17. Jahrhundert zu einer beliebten Mode wurden: man brachte erhebliche Finanzmittel auf, um sich über Agenten exotische Muscheln, Insekten, Steinproben und Erzstufen besorgen zu lassen. Nicht immer war damit ein rein wissenschaftliches Interesse verbunden, vielfach stand dahinter der Wunsch, seinen Reichtum und seine Kosmopolität gegenüber anderen Besuchern zu zeigen.

Im 18. Jahrhundert gehörte es zum Ideal eines aufgeklärten Menschen, sich mit einem Naturkundekabinett zu umgeben, infolgedessen nahm der Bestand an diesen Kabinetten zu. Vor allem war es der Adel, der sich solche Sammlungen leisten konnte, schon allein wegen der Geldsummen, die ein solches Vergnügen verschlang. Das wohl unerreichte Vorbild für einen Sammler im 18. Jahrhundert aber war der Baron Joseph Bonnier de la Mosson (1702–1744), der eine naturwissenschaftliche und naturgeschichtliche Sammlung zwischen 1739–1740 in seinem Pariser Stadtpalais *Hotel de Lude* in der rue Saint-Dominique eingerichtet hatte. Bonnier de la Mosson wurde in Montpellier als Sohn des Finanzministers des Staates Languedoc geboren, der einer der reichsten Männer Frankreichs war. Nach dessen Tod 1726 erbte der Sohn ein enormes Vermögen. Das half ihm, in den nächsten zehn Jahren eine außergewöhnlich reiche und umfassende naturwissenschaftliche Sammlung im ersten Geschoss seines Pariser Stadtpalais einzurichten.

Auch diese war in Form einer Galerie eingerichtet, erstreckte sich über sieben hintereinander aufgereihte Zimmer und enthielt u. a. ein Anatomisches Kabinett mit menschlichen Skeletten und Wachsmodellen, ein Chemielabor mit Brunnen, Gerätschaften und Öfen, ein Pharmakologisches Kabinett mit über 800 Krügen und Glasgefäßen. Die drei größten Räume mit einer Deckenhöhe von fast fünf Metern umfassten ein naturwissenschaftliches Kabinett mit Säugetieren, Insekten, Fischen, Muscheln und Mineralien, ein Physikalisches Kabinett, angefüllt mit mechanischen Maschinen und optischen Geräten, schließlich eine wissenschaftliche Bibliothek mit einem Erdglobus und einem Himmelsglobus und ein Werkraum mit verschiedenen Drehbänken.

Nach dem Tod von Bonnier wurde das Kabinett 1745 verkauft. Einen Teil davon, ungefähr 3000 Bücher und die Wandschränke des Kabinetts der getrockneten Tiere kaufte der Intendant des Jardin du Roi, Buffon für das zum Botanischen Garten gehörige Naturgeschichtliche Kabinett. Buffon, Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften, schrieb in Zusammenarbeit mit Louis Jean-Marie Daubenton (1716–1799) zwischen 1749 und 1788 die *Allgemeine und spezielle Geschichte der Natur* (Histoire naturelle générale et particulière), die 36 Bände umfasst und 1752 als deutsche Ausgabe in Hamburg; 1766 in Leipzig erschien. Darin setzte er mit seiner Einteilung der Arten dem System Linné die Idee einer evolutionären Stufenleiter entgegen. Diese Theorie hatte großen Einfluss auf die Naturwissenschaften seiner Zeit und wirkte ins 19. Jahrhundert.

Bonnier de la Mosson Sammlung war möglicherweise das Vorbild für ein allumfassendes naturgeschichtliches Museum, wie es der Schriftsteller Louis Sebastien Mercier (1740–1814) später 1770 in seinem Buch „Das Jahr 2440“ beschrieb.

In dieser Utopie, die ganz vom Gedanken der Aufklärung bestimmt ist, hat die Sammlung des Königs einen universellen Anspruch *(Abrégé de l'Univers)*. Sie stand allen Besuchern offen. Das Sammlungsgebäude hatte einen kreuzförmigen Grundriss aus vier gleich langen Flügeln; in ihrem Schnittpunkt wurde es von einer Kuppel überhöht. Das an einen Sakralbau erinnernde Gebäude war gleichsam ein Tempel der Wissenschaft. Darin sollte sich alles finden: von der Libanon-Zeder bis zum Ysop, vom Adler bis zur Mücke, vom Elefant bis zur Made usw., in der Halle unter der Kuppel aber sollten die Missgeburten und Monster ausgestellt werden. Dieses Ideal konnte durch die Einrichtung einer Sternwarte noch gekrönt werden: Dann wären Mikrokosmos und Makrokosmos unter einem Dach vereint, das Gebäude ein „Observatorium“: zum Beschauen der Schöpfung Gottes. In diese Auffassung spielen durchaus religiöse Vorstellungen hinein: Gottes Ordnung und Vielfalt sollte mit Hilfe der Wissenschaft dem staunenden Menschen vermittelt werden.

Mehrere solcher wissenschaftlichen Tempel wurden im 18. Jh. von staatlicher Seite gebaut: Im idealen Sinne war die Pariser Sternwarte zunächst als ein Palast der Wissenschaften für die französische Akademie geplant. Um 1716 zählte die französische Akademie der Wissenschaften 68 Mitglieder, die sich auf sechs Sektionen verteilten: der Geometrie, der Astronomie, der Mechanik, der Anatomie, der Chemie und der Botanik. Diese Wissenschaften sollten mit ihren Sammlungen in dem Gebäude vertreten sein, genutzt wurde es aber letztlich nur als Sternwarte.

Ausgeführt wurden solche Gebäude mit Sternwarte und Naturkunde-Museum unter anderem in Kassel („Fridericianum“), in St. Petersburg (die Kunstkammer), in Florenz (Museo Reale di fisica ed istoria Naturale) und in Österreich ist es das Kloster Kremsmünster mit seinem imposanten Sternwartenturm, der im Inneren noch heute eine reichhaltige Naturalien- und Physiksammlung zeigt.

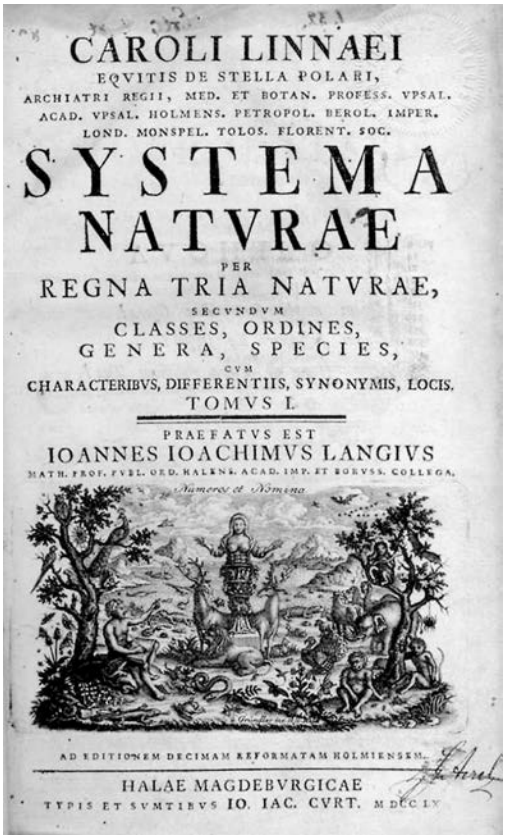
Kassel, Museum Fridericianum mit Sternwartenturm

Vom Aufbau einer naturgeschichtlichen Sammlung

Die heutige Gliederung der Naturwissenschaften in anorganische und organische, sowie deren weitere Unterteilung in Sonderfächer kann für das 18. Jahrhundert nicht angewendet werden. Vielmehr war die damalige Naturwissenschaft stark beherrscht durch mehr ordnende und beschreibende Verfahren, das „verwandte“ – manchmal aber nur ähnliche Gegenstände – einander zuordnete. Dabei konnte jeder Forscher sein eigenes System haben, je nachdem, auf welche Merkmale er sich spezialisiert hatte. Vielfach wurde noch nach den vier Elementen Erde, Luft, Wasser und Feuer gesammelt, so zum Beispiel Vögel, Insekten und fliegende Säugetiere gemeinsam ausgestellt. Auch die naturwissenschaftlichen Begriffe stehen noch nicht eindeutig fest. So konnte man unter dem Ausdruck „Mergel“ völlig verschiedene Erdarten, unter „Basalt“ ganz verschiedene Steine verstanden werden.

Eine Hilfe zur Einordnung der Mineralien war im 18. Jahrhundert die Chemie. Mit ihr konnten der chemische Gehalt von Mineralien und ihre chemischen Verwandtschaften bestimmt werden. Doch allgemein ist die Vorstellung, hinter der Schöpfung ein System zu sehen und die Herausforderung, dieses System zu finden, die Natur zu ordnen und zu werten.

Der Schwede Karl von Linné (1707–1778) hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, die Naturgeschichte nach seinen Vorstellungen zu


CAROLI LINNAEI
EQVITIS DE STELLA POLARI,
ARCHIATRI REGII, MED. ET BOTAN. PROFESS. VPSAL.
ACAD. VPSAL. HOLMENS. PETROPOL. BEROL. IMPER.
LOND. MONSPEL. TOLOS. FLORENT. SOC.
SYSTEMA
NATVRAE
PER
REGNA TRIA NATVRAE,
SECVNDVM
CLASSES, ORDINES,
GENERA, SPECIES,
CVM
CHARACTERIBVS, DIFFERENTIIS, SYNONYMIS, LOCIS.
TOMVS I.
PRAEFATVS EST
IOANNES IOACHIMVS LANGIVS
MATH. PROF. PVBL. ORD. HALENS. ACAD. IMP. ET BORVSS. COLLEGA.
AD EDITIONEM DECIMAM REFORMATAM HOLMIENSEM.
HALAE MAGDEBVRGICAE
TYPIS ET SVMTIBVS IO. IAC. CVRT. MDCCIV

Titelseite Systema naturae, 1735

ordnen. 1735 erschien in Leiden sein epochemachendes Werk: *Systema Naturae sive regna tria naturae systematicae proposita per classes, ordines, genera et species,* in welchem er eine Einteilung der Natur in drei Reiche nach Klassen, Ordnungen, Familien und Arten vornimmt.

Dieses *Systemae naturae* sollte die Blaupause für die Gliederungskonzeption vieler Naturalienkabinette werden. Ausgehend von einer Hierarchie der fortschreitenden Entwicklung stehen an unterster Stufe die mineralia, die Steine, Mineralien, auch petrefacta (Versteinerungen). Als nächstes folgen die vegetabilia bzw. botanica (Pflanzen), dann die animalia (Tiere). Schließlich, als Krone der Schöpfung der Mensch. Als Letztes in der Hierarchie finden wir die vom Menschen geschaffenen Wissenschaften und Künste, die artificialia. Diese wiederum untergliederten sich in die scientifica (Wissenschaften) und die curiosa.

Zu den scientifica zählten die Geometria, die Gnomonica, die Mechanica, die Optica, die Electrica, die Hydrostatica, die Hydraulica, die Aerometrica und die Astronomia.

Zu denen in der curiosa verblieben Gattungen zählten die artefacta, d. h. das Kunsthandwerk und die Kunst im Allgemeinen, die ihre räumliche Zuordnung in Galerien, Kunst- und Bilderkabinetten fanden. Später wurde der Begriff artefacta auch auf geschmacksbildende Produkte, wie wir sie seit dem 19. Jahrhundert aus den Industriegewerbemuseen kennen, ausgedehnt.

Mannheim

Das riesige Mannheimer Schloss sollte nach seiner endgültigen Fertigstellung in den 1760er Jahren in seinen Mauern neben den Künsten auch die Wissenschaften beherbergen. Zeitgemäß orientierte sich der Kurfürst Carl Theodor (1742–1799) an den internationalen Vorbildern. Aus heutiger Sicht scheint es so, dass ihm daran gelegen war, das vollständige Wissenschaftsprogramm der Aufklärung mit all seinen unterschiedlichen Sparten am Hof zu etablieren, was ihm auch gelang. Bis auf die Sternwarte, die zwar in Nähe des Schlosses (zunächst im Schloss geplant, aber aus statischen Gründen verworfen) untergebracht war, fanden sich im Schloss die Sammlungen für Schöne Kunst, die artefacta und curiosa, wie die Gemäldegalerie, das Kupferstichkabinett, das Münzkabinett, die Schatzkammer und eine kleine Raritätenkammer. 1763, nach Pariser Vorbild kam es zur Gründung der Akademie der Wissenschaften mit einer historischen und einer naturwissenschaftlichen Klasse, die zeitweise im Schloss tagte. Die Schlossbibliothek wurde den Besuchern zugänglich gemacht. In den sechziger Jahren begann der Aufbau eines aus vier Sälen bestehenden Naturgeschichtlichen Kabinetts, zur gleichen Zeit wurde vor den Toren Mannheims ein Botanischer Lehrgarten angelegt. 1772 wurde mit dem Bau der Sternwarte begonnen; 1776 wurde im Mannheimer Schloss ein Physikalisches Kabinett eingerichtet, zu dem 1780 ein Meteorologisches Kabinett hinzukam.

Die Geschichte des Mannheimer Naturalienkabinetts (1757–1806)

Adolf Kistner beschreibt[2], wie es zur Einrichtung einer Naturaliensammlung gekommen sein soll. Danach hatte der Kurfürst Carl Theodor im Jahr 1757 in einem Schrank des Schlosses allerlei Muscheln gefunden, deren Formen und Farben ihm gefielen. Der Vorstand des Münzkabinetts, Johann Ludwig Goes nutzte diese Freude und empfahl den Aufbau einer Naturalien-Sammlung. Dies könnte u. a. durch Mineralienankäufe bei dem Toskaner Fabrini geschehen, mit welchem Goes schon länger in Briefkontakt stand. Dem Kurfürsten gefiel diese Idee, und in den nächsten 20 Jahren lieferte Fabrini aus Florenz und Pisa Erzstufen, Tierfossilien, ethnographische Gegenstände, Muscheln und Kristalle nach Mannheim. Zunächst ging es darum, eine breite und spektakuläre Sammlung anzulegen, wie sie dem Rang eines Kurfürsten entsprach.

Als Betreuer dieses entstehenden, zunächst noch auf zwei Zimmer beschränkten Kabinetts wurde der Jesuit Christian Mayer (1719–1783) beauftragt, der sich aber wegen seiner Lehrtätigkeit als Physiker an der Universität Heidelberg und wegen der Vorbereitungsarbeiten zu einer Kartografierung der Kurpfalz kaum um diese Sammlung kümmern konnte. Auch scheint der Hof die Tätigkeit Mayers und den Wert der Sammlung nicht sonderlich geschätzt zu haben: Das Kabinett bot – so schreibt Mayers Nachfolger im Amt, Cosimo Alessandro Collini (1727–1806), Anlass zum Spott. Christan Mayer nannte man einen *marchand des caillous et des pierres.*

Schon bald nach der Konstituierung der Mannheimer Akademie und der Bestellung ihrer Mitglieder kam der Wunsch nach einer wissenschaftliche Bearbeitung und Aufstellung der Naturaliensammlung auf. Das Akademiemitglied Cosimo Alessandro Collini bekam diese Aufgabe übertragen.

Cosimo Alessandro Collini wurde am 14. Oktober 1727 in Florenz geboren. Er studierte zunächst Rechtswissenschaften in Pisa, kam dann über die Vermittlung der Schwester der berühmten Tänzerin Barberina Campanini nach Berlin, wo er 1752 Vorleser und Sekretär bei Voltaire wurde. 1753 verließen Voltaire und Collini Berlin und kamen nach der Zwischenstation in Frankfurt in Schwetzingen an, wo sie bis zum 15. August 1753 blieben.

Cosimo Alessandro Collini (1727–1806), Miniaturbildnis auf Elfenbein, Privatbesitz

Im Oktober 1756 war Collini Erzieher des Grafen Sauer in Straßburg, dort begann er sich für die Naturwissenschaften zu interessieren, dort besuchte er auch anatomische Kurse an der Universität. Durch Vermittlung Voltaires wurde Collini 1760 zum kurfürstlichen Geheimsekretär ernannt. Für Carl Theodor arbeitete er zunächst als Historiograph. In dieser Eigenschaft wurde er in die Akademie gewählt, sehr schnell hatte er sich jedoch auf die Mineralien spezialisiert. Von 1764 bis 1806 war Collini Leiter der Naturgeschichtlichen Sammlungen.

Nachdem aus dem rechten Schlossflügel die Savonerie-Manufaktur ausgezogen und nach Heidelberg verlegt worden war, waren im Obergeschoss 4 Räume freigeworden. Dort sollte das neue Naturgeschichtliche Kabinett eingerichtet werden. Für eine repräsentative und einheitliche Präsentation der Objekte fertigten die Hofschreiner Zeller und Graf Schränke, Schaugalerien, Pulttische und Vitrinen an. Nach siebenmonatiger Arbeit konnte

Die dem Artikel beigefügten Fotos der Naturgeschichtlichen Sammlung befinden sich im Original im REM. Sie stammen aus der Zeit um 1930 und geben nicht den Zustand der Sammlungen um 1769 wieder. Sie zeigen die Reste der alten Sammlung mit den Neuerwerbungen seit 1806 in den alten Schränken und Vitrinen von Graf und Zeller.

Collini im April 1765 den Saal 1 Mineralogie und Saal 2 Petrifacte (Versteinerungen) eröffnen.

Die Arbeiten für den dritten Saal waren schon im Gange, als die Schreiner für die Ausstattung der kurfürstlichen Appartements abgezogen wurden. Somit verzögerte sich die Eröffnung des dritten Saales bis in den März 1766.

Im gleichen Jahr bezog der Intendant der kurfürstlichen Gärten und Bauten, Nicolas de Pigage Quartier im Mannheimer Schloss und zwar gleich neben den Räumen des Naturalienkabinetts. Nach einer Besichtigung desselben äußerte er dem Kurfürsten gegenüber seine Befürchtung, ob die Böden die schweren Schränke mit den Mineralien und all den Gesteinsproben wohl aushalten würden und ob es nicht besser wäre, das gesamte Kabinett in das Erdgeschoss zu verlegen, was der Kurfürst zum Verdruss von Collini – ohne diesen dazu befragt zu haben – anordnete.

Zu diesem Zeitpunkt logierten im Erdgeschoss noch das Kurfürstliche Militärgericht und die Hofwäschekammer. Die vorgesehenen Räume waren nach Collinis Meinung zu dunkel, eingewölbt und zu staubig; zudem waren die Fenster vergittert. Der Zugang zu den Räumen erfolgte durch das große Tor im Erdgeschoss des Flügels, das gleichzeitig der Durchgang zu den Pferdeställen und der Hofmanege (heutiger Schneckenhof) war. Von diesem Tor aus sollte auch das Kabinett betreten werden.

Zuerst zog das Militärgericht in neue Räume unter den Arkaden des Kaufhauses am Paradeplatz um. Die Wäschekammer zog in die freigewordenen Räume des Militärgerichts und das Naturgeschichtliche Kabinett zog schließlich in die Räume der Wäschekammer. Hier standen nun der Sammlung drei gleichgroße Zimmer und ein etwas größerer Raum, die durch einen Korridor verbunden waren, zur Verfügung. In dem Korridor, in welchem Collini eigentlich größere Gesteinsproben aus-

stellen wollte, wurde bald eine Sammlung römischer Grabsteine aufgestellt, was Collini wohl oder übel zulassen musste.

Nach dem Umzug in das Erdgeschoss konnte er damit beginnen, den vierten Saal, der den Insekten und Vögeln gewidmet war, einzurichten.

1767 verfasste er das erste Inventar der naturgeschichtlichen Sammlung, die *Description succinte du cabinet d'histoire naturelle*. Mit einem demonstrativen Besuch von Kurfürst und Kurfürstin wurden schließlich im Sommer 1769 alle vier Säle für das Publikum geöffnet.

Für die Sammlung fertigte Collini einen Bestandskatalog an, der genügend Platz ließ, um innerhalb der Sparten fortgeführt zu werden. Insgesamt 28 Buchbände umfasste der Katalog. Schon an der Farbe der Einbände war ersichtlich, zu welcher Abteilung die Bände gehörten. So waren die Bände für die Mineralien in beige Papier mit schwarzen Punkten, die für die Versteinerungen in hellrotes Papier mit weißen Punkten eingebunden. Das Tierreich hatte gelbe, das Pflanzenreich grüne und die Schöpfungen des Menschen blaue Einbände.

Die Schauschränke waren pro Raum alphabetisch markiert, die Räume mit römischen Ziffern bezeichnet. So trug der erste Schrank im ersten Raum die Bezeichnung I A, der zweite Schrank dann I B usw. Die Schauschränke besaßen im Oberteil Vitrinen, in den Unterteilen und an den Seiten Schubladen. Allen Exponaten waren handbeschriftete Zettelchen beigefügt. Das Besondere an der Wandaufstellung war, dass über der Schrankreihe eine kleine begehbare Galerie mit Vitrinen lief.

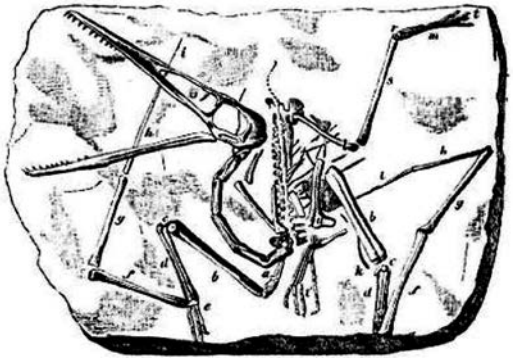
Die Sammlung

Seit ihrer Eröffnung wurde die Sammlung mit vielen Schenkungen bedacht. So brachte der Astronom Christian Mayer 1770 zahlreiche Mineralien von seiner Reise aus St. Petersburg zurück, u. a. einen kleinen Tisch-Obelisken, bestehend aus lauter Steinplättchen verschiedener russischer Gesteinsorten. Durch Tausch mit den Kabinetten in Paris, Dresden und Karlsruhe wie durch Ankauf und Schenkungen war die Mannheimer Sammlung besonders im Bereich der Mineralogie sehr umfangreich geworden. Bald war sie dermaßen reichhaltig, dass Dubletten aus der Sammlung an andere Institute abgegeben wurden. So berichtete Collini davon, dass er 1774 zwei große Kisten mit Mineralien an die Universität Heidelberg geliefert habe, die dort ein Professor Wedekind in Empfang nahm. Die Kisten enthielten u. a. 197 Erzstufen, 363 Kupferstufen, 109 Silbererze, 15 Goldproben, daneben Pyrrit, Kalkstein und Versteinerungen. Auch an die Markgräfin von Baden und an das königliche Kabinett in Paris wurden Dubletten geliefert.

Ein besonders schönes Stück der Mannheimer Sammlung war ein riesiger Bergkristall. Er stammte aus dem Christinen-Schacht bei Schemnitz in Ungarn und traf als Geschenk des Fürsten von Radziwill am 23. März 1773 in Mannheim ein. Die Besonderheit dieses Kristalls war der Einschluss eines Wassertropfens. Die starke Kälte des Winters 1789 führte jedoch dazu, dass der Tropfen gefror, sich ausdehnte und einen Sprung im Kristall verursachte. Der Wassertropfen verschwand. Anscheinend waren die Säle der Sammlung im Schloss unbeheizt.

Der zweite Saal war den Petrefacta, der versteinerten Natur gewidmet: Fossilen, Abdrücke von Pflanzen und Wirbeltieren. Collini setzte sich wissenschaftlich mit den aufgefundenen Fossilien auseinander, auch wenn er sie nicht immer richtig deuten konnte. Einige schöne Fossilien waren mit den Aufkäufen der Sammlungen des Heilbronner Postmeisters Adam, des Freiherrn Georg von Stengel und des Grafen Friedrich Ferdinand von Pappenheim in das Mannheimer Naturalienkabinett gekommen. In mehreren Akademiesitzungen zwischen 1780 und 1783 berichtete Collini über verschiedene andere Fossilien des Mannheimer Kabinetts.

Ein außerordentlich schönes Stück war der in der Nähe von Eichstätt gefundene versteinerte Abdruck eines *Pterodaktylus,* eines Mischwesens zwischen Reptil und Vogel, ähnlich dem bekannten *Archeopterix*. Der Pterodaktylus, ein kleiner Flugsaurier aus dem Jura, hatte noch einen mit Zähnen bewehrten Schnabel und einen mächtig entwickelten Finger an jedem seiner schon ausgebildeten Flügel. Collini beschrieb das Fossil 1784;



Versteinerung des Pterodaktylus aus Eichstätt

allerdings vermutete er ein Urtier aus den Tiefen des Meeres. Erst 1801 wurde das Fossil als Saurier gedeutet.

Ein besonders großes Stück war eine versteinerte Seelilie aus Ohmden bei Bad Boll, das sogenannte große Medusenhaupt, das in einem ca. 168 cm langen Kupferstich von Egid Verhelst überliefert ist. Collini beschrieb auch ein bei Sandhofen ausgegrabenes Schädelstück eines Rhinozeros. Ein weiteres fossiles Schädelstück, bei Altdorf gefunden, entpuppte sich als Rest eines Krokodils. Um 1720 hatte man bei Festungsarbeiten in Mannheim zwischen Zitadelle und Stadt einen 540 cm langen und 486 Pfund schweren Knochen ausgegraben und ihn erst einmal als Trophäe in den Bogengang des alten Mannheimer Kaufhauses gehängt. 1823 kam dieses Fundstück in das Mannheimer Naturalienkabinett. Es handelte sich dabei nicht, wie Collini annahm, um die Rippe, sondern um die linke Unterkieferhälfte eines Wales.

Der dritte Saal war dem Tierreich gewidmet, von den flügellosen Insekten über die Fische und Amphibien bis hin zu den vierfüßigen Säugetieren, ausgestopft, als Skelett oder in Weingeist eingelegt. Darunter befand sich auch ein menschliches Skelett, die gegerbte Haut eines Menschen und die in Alkohol eingelegten siamesischen Zwillinge, die 1778 in Weidenthal bei Neustadt tot auf die Welt kamen. Der Chirurg Sartor hatte sie seziert und der Befund war von Collini in Band 5 der Schriften der Mannheimer Akademie der Wissenschaften veröffentlicht worden (1784). In den Tischvitrinen des Saals lagen auf hellblauen Satin Muschelgehäuse, als ausgestopfte Tiere gab es unter anderem einen Löwen, ein Zebra und eine Kuh-Antilope.

Der vierte Saal schloss das Tierreich ab und beherbergte die Vögel, Insekten und als besondere Sektion die Merkwürdigkeiten aus dem Pflanzenreich. 1783 kam durch Ankauf eine stattliche Vogelsammlung hinzu Sie war von dem Apotheker Berceur aus Metz erworben worden. Wir wundern uns heute, wie Vögel, Insekten und Pflanzen zusammenpassen. Der vierte Saal war insofern ein Sammelsurium, weil dort alles gezeigt wurde, was nicht zu den mineralia, petrefacta und den Säugetieren zählte. So konnte man dort auch Schmetterlinge, Krebse und andere Schalentiere sehen.

Das Ausstopfen der Tierbälger für die zoologische Sammlung besorgte der Mannheimer Perückenmacher Goldhan; künstliche Nester und künstliche Eier für die ausgestopften Vögel fertigte der Mannheimer Konditor Müller an. Dies klingt heute abenteuerlich, bot sich damals aber durchaus an, da Zuckerbäcker aus gefärbtem Zucker für die prunkvollen Hoftafeln kleine Aufbauten und Fantasie-Tiere herzustellen gewohnt waren. Hinzu kommt, dass eben jener Konditor Müller ein begeisterter Botaniker war und selbst eigene Herbarien, d. h. Bücher mit getrockneten Pflanzen angelegt hatte. Für die aus Metz erworbene Sammlung fertigte er kleine Bäumchen oder Nester aus Zuckerguss, auf denen die ausgestopften Vögel saßen oder die Eier lagen.

Forschungsreisen

Collini unternahm als Leiter des Naturalienkabinetts mehrere Studienreisen. Von der ersten Reise 1767 liegen leider keine Ergebnisse vor. Sie führte über Mainz, Schierstein, Schlangenbad, Nastätten, Nassau, Ems nach Koblenz. Die zweite Reise folgte 1774. Collini hat darüber in einem 1776 veröffentlichten Tagebuch berichtet:

Am Pfingstmontag 1774 trat Collini die Reise an, die zunächst nach Alzey führte, von wo aus er kleinere Abstecher nach Flonheim, Uffenhofen, Erbesbüdesheim unternahm. In Mörsfeld besuchte er die Quecksilbergruben und studierte das Abdestillieren des Metalls aus

dem Gestein. Von Kreuznach aus reiste er weiter nach Fischbach, wo er ein Kupferbergwerk besichtigte und in Idar-Oberstein studierte er das Gewinnen und die Verarbeitung von Achaten. Ein Abstecher nach Niedermendig galt der schon von den Römern zu Mühlensteinen verarbeiteten Basaltlava. Der fast überall im Rheintal bei Koblenz verwendete Basalt beschäftigte ihn sehr.

Den Achaten und ihrer Entstehung widmete er rund 100 Seiten in seinem Tagebuch. Er fand heraus, dass die in den Achaten eingeschlossenen Strukturen, die Moosen ähneln, keine versteinerten Pflanzen, sondern Ausblühungen von Eisen sind.

Die Vulkanität des Basalts wurde erstmals 1765 durch N. Desmarest (1715–1786) an der Pariser Akademie behauptet. Collini hatte sich dieser Meinung, unterstützt durch eigene Untersuchungen angeschlossen, dagegen nahm der deutsche Gelehrte Johann Ernst Immanuel Walch (1725–1778) eine wässrige Kristallisation des Basaltes an. Collini wies darauf hin, dass *überall, wo man heute Basaltsäulen antrifft, es auch andere Laven und Spuren ehemaliger, heute erloschener Vulkane gibt.*

1776 weilte Collini in Italien, wo er Ende Februar zweimal den Vesuv bestiegen hatte. Seine mineralogischen Arbeiten schloss Collini mit einer Arbeit über biegsame Steine ab (erschienen 1805). Auf seiner Italienreise hatte er in Rom die im Palazzo Borghese aufbewahrten biegsamen Marmore näher angesehen. Carl Theodor stiftete 1785, als er zu Besuch in Mannheim weilte, eine biegbare brasilianische Sandsteinplatte für die Sammlung.

Wie Collini befasste sich Gustav Adolph Succow (1751–1813) an der Kameral Hohen Schule in Lautern mit der Untersuchung von Mineralien. Ihn interessierten vor allem die Gesteine, die als Baustoffe zu gebrauchen waren. Er setzte sich dafür ein, lieber die Bodenschätze der Kurpfalz zu studieren als riesige Mineraliensammlungen aus fremden Ländern anzulegen. 1790 veröffentlichte Succow sein Buch *Anfangsgründe der Mineralogie,* das in Leipzig erschien. 1803 und 1804 folgten zwei weitere Bände, *erweitert nach den neuesten Entdeckungen.*

Die Botanik

Der geringe Anteil der *botanica* in den Sammlungen mag vielleicht damit zusammenhängen, dass zur gleichen Zeit, von 1765–1767 das Akademiemitglied Friedrich Casimir Medicus (1736–1808) vor den Toren Mannheims einen Botanischen Garten aufbaute, zu dem er einen ausführlichen Gartenführer herausgab.

Medicus hatte sich besonders um die Aufzucht ausländischer Baumarten gekümmert. Mit 28 Jahren war er Mitglied der Akademie

Zeitgenöss. Kupferstichporträt von F. C. Medicus

geworden, im gleichen Jahr ernannte ihn Herzog Christian IV. von Zweibrücken zum Pfalz-Zweibrückener Hofrat und Hofarzt.

Schon im Sommer 1766 begann er mit der Anlage eines Botanischen Gartens. Das Gelände lag außerhalb der Festung Mannheim und war nicht hochwasserfrei. Der 3342 m^2 große Garten, in dem bis zu 1200 Arten wuchsen, gliederte sich in zwei Teile: in eine Pflanz-

schule und in einen systematischen Teil, wo die Pflanzen nach dem System des Botanikers Joseph Pitton de Tournefort (1656–1708) angepflanzt waren. 1768 wurde das mit Öfen ausgestattetes Pflanzenhaus erbaut. 1771 veröffentlichte Medicus dazu einen Gartenführer, den *Index Plantarum Horti Electoralis Manhemiensis.*

Die Pflanzen kamen teilweise als Ableger aus dem Karlsruher Schlossgarten und wurden in Mannheim weitergezüchtet. An fremdartigen Bäumen hatte Medicus 115 Arten, darunter viele nordamerikanische Arten angepflanzt. Der Grund für den Anbau ausländischer Bäume lag darin, mehr über deren Wachstum und Holzqualität in Erfahrung zu bringen, um dem allgemein herrschenden Holzmangel in der Kurpfalz begegnen zu können. In diese Zeit fällt auch die Entstehung der Forstwissenschaft, die sich besonders um die Pflege des alten Baumbestandes und die Anlage neuer Baumschulen auf den herrschaftlichen Domänen kümmern sollte.

Den für die deutsche Forstwirtschaft erwarteten Nutzen der nordafrikanischen Bäume musste Medikus 1791 verneinen, dagegen konnte er die *nordamerikanische(n) Bäume und Sträucher, als Gegenstände der deutschen Forstwirthschaft und der schönen Gartenkunst,* (Mannheim 1792) empfehlen.

Daneben beschäftigte sich Medikus auch ausführlich mit der Pflanzenphysiologie. Seine von 1799 bis 1801 verfassten Schriften erschienen unter dem Titel: *Beyträge zur Pflanzen-Anatomie, Pflanzenphysiologie und einer neuen Charakteristik der Bäume und Sträucher.*

Unter den nordamerikanischen Bäumen ist keiner so gründlich von Medikus studiert worden wie die *Unechte Akazie* oder *Robinie,* von der er in seinem Botanischen Garten ein ganzes Wäldchen von 170 Bäumen angelegt hatte. Von ihrer Genügsamkeit, Schnellwüchsigkeit und guten Brennholzqualität war er so begeistert, dass der den Anbau in der Kurpfalz propagierte. Mit eigenen Geldmitteln brachte er im Frühjahr 1794 eine Zeitschrift mit dem Titel: *Unächter Akazienbaum* heraus, die stark zur Verbreitung dieses Baumes in der Kurpfalz half. Auf den Mannheimer Planken stehen heute wieder Robinienbäume an die Erinnerung der Anpflanzung derselben vor 200 Jahren.

Nach Zerstörungen während der Revolutionskriege und nach Ablehnung eines Schenkungsangebots an Friedrich von Baden, den neuen Landesherrn, fielen die Reste des Botanischen Gartens vor dem Heidelberger Tor an Medicus, der noch im Rollstuhl seinen Garten betreute. Nach dessen Tod (1808) und dem seiner Frau (1814) konnten die Kinder den Garten nicht mehr halten. Einige Reste davon überlebten im Augarten, von dem die Mannheimer Augartenstraße ihren Namen hat.

Neben Medikus war seit 1768 der Franzose Natalis Josef de Necker (1730–1793) Mitglied der Akademie der Wissenschaften. De Necker war studierter Mediziner und hatte in Douai promoviert. Seit 1758 befasste er sich mit der Botanik, namentlich mit der nur wenig erforschten Physiologie der Algen und Moose. 1768 erschien von ihm ein Buch über die Pflanzenwelt Belgiens, das sich in seiner Systematik an das System Linné hielt, 1774 die *Physiologica muscorum,* eine Beschreibung der Physiologie der Moose, in welcher er feststellte, dass sich manche Moosarten wieder ganz regenerieren können, auch nachdem man sie in kleine Teile zerschnitten hatte.

Auch Gustav Adolph Succow, beschäftigte sich mit Pflanzen, vornehmlich mit denen, die für die Industrie und den Handel nutzbar waren, wie Tabak, Krapp, Leinen oder ölhaltige Pflanzen. 1777 veröffentlichte er seine *oekonomische Botanik,* der ein *ökonomisch-botanischer Garten* für die Kameral-Hohe Schule in Kaiserslautern folgte.

Noch zu erwähnen ist Johann Adam Pollich (1740–1780), der, bei Spielmann in Straßburg als Mediziner ausgebildet, während 1764 und 1774 alle in der Pfalz wachsenden Pflanzen (Phanerogamen) und Moose, Farne, Pilze (Kryptogamen) sammelte, wissenschaftlich bearbeitete und die Ergebnisse in einem dreibändigen Werk zwischen 1776 und 1777 veröffentlichte: *Historia plantarum in palatinatu electorali* … Eine im Jahre 1840 in Bad Dürkheim von dem Deidesheimer Arzt Carl Heinrich Schultz gegründete Gesellschaft, die sich mit der naturwissenschaftlichen Erforschung der Pfalz beschäftigt, nahm ihm zu Ehren den Namen Pollichia an.

Die Zoologie

Mit der Zoologie hat sich die Akademie nicht sehr auseinandergesetzt. Vergleichende Untersuchungen wie sie Medicus und de Necker bei den Pflanzen angestellt hatten, fanden nicht statt. Wenn man sich mit Tieren beschäftigte, dann hauptsächlich unter dem Aspekt des Nutzens oder Schadens für den Menschen, bzw. für die von ihm angebauten Produkte. So versuchte man sich besonders in der Schädlingsbekämpfung, etwa gegen den Rebenstecher (lat. Rynchites betuleti), *den Kirschenwurm und der daraus entstehenden Mücke* und gegen den Maikäfer. Im weitesten Sinne dürfte sich die Kameral Hohe Schule um die Zoologie der Säugetiere gekümmert haben, soweit es um die Verbesserung der Viehzucht in der Kurpfalz ging. Besonders die heimischen Rinder lagen in Bezug auf Fleischqualität und Quantität weit hinter den Zuchterfolgen von Hohenlohe zurück, was die Wissenschaftler eindeutig auf die schlechte Ernährung der Tiere zurückführten. Gedüngte, feuchtere Wiesen, Stallfütterung und das längere Belassen des Kalbes beim Muttertier waren die Mittel, um die „mageren Heidekühe" in gesunde Rinder zu verwandeln. In der Schafzucht versuchte man durch Kreuzung der einheimischen Schafe mit spanischen Schafböcken an die Qualität der englischen Wolle heranzukommen und unternahm Zuchtversuche mit Angora-Ziegen, die auf einem Gut bei Dossenheim (Heidelberg) gehalten wurden.

Das Ende der Sammlung

Mit dem Ausbruch der Französischen Revolution und der französischen Besetzung des linken Rheinufers begann für die Sammlungen im Schloss der Niedergang: Während der Revolutionskriege wurde ein Teil der Sammlungen im Schlosskeller gelagert, wo er von der Feuchtigkeit stark angegriffen wurde. Am 20. Oktober 1799 schließlich brachte man die wertvollsten Stücke vor den Franzosen in Sicherheit. Damit begann die Auflösung des Kabinetts, denn manche dieser Stücke verschwanden spurlos. Wahrscheinlich sind sie kurzerhand zu Geld gemacht worden.

Das kurfürstliche Reskript Max Josefs von Bayern vom 28. Dezember 1802 verfügte, dass der Rest der in Mannheim verbliebenen Sammlung nach München gebracht werden sollte. Dabei wurden hauptsächlich die wertvollen Stücke entnommen unter anderem der Pterodaktylus, der sich noch heute in den Bayerischen Staatssammlungen in München befindet. Die übrigen Sammlungsreste kamen zunächst als Geschenk an die Stadt Mannheim, wurden aber 1806 von der Stadt dem Großherzog von Baden zum Geschenk angeboten. Ein Großteil der Objekte gelangte so in das Museum für Naturkunde in Karlsruhe. In Mannheim verblieb als eine der Hauptattraktionen der ausgestopfte Hund des 1771 hingerichteten bayrischen Räuberhauptmannes Hiesel. Dieser Hund, eine Art riesiger Dalmatiner-Mischling stand am Ende des langen Ganges der Sammlung, er wurde schließlich ein Opfer der Motten.

Neubeginn

Mit der Gründung des Vereins für Naturkunde am 16. November 1833 durch den Lehrer Johann Philipp Kilian (1793–1871) vom Mannheimer Lyceum beginnt eine neue Ära für die Sammlung. Zu den Gründungsmitgliedern des Vereins zählten u. a. der Freiherr von Stengel, der badische Staatsrat Ludwig Klüber, Kaufleute, Medizinalräte und Wirte. Durch die emsige Arbeit seiner Mitglieder, hier sind besonders der Fotograf und Naturforscher Jakob August Lorent (1813–1884), der Ornithologe und Meteorologe Eduard Weber (1811–1871) und Wilhelm Schimper (1804–1878) zu nennen, scheint sich die Sammlung durch Schenkungen und Pflege außerordentlich erholt zu haben.

1838 veröffentlichte Kilian einen *Wegweiser durch die Säle des Großherzoglichen Naturhistorischen Museums in Mannheim*[3], das mittlerweile auf 6 Säle angewachsen war, die durch Flügeltüren miteinander verbunden waren. Demnach enthielt der erste Saal die Bibliothek (300 Bde), die anatomische Sammlung (bestehend aus einer Reihe von Embryonen verschiedenen Alters, zweier Skelette, verschiedener Mumienschädel und einer Mumie im Sarg (letztere ein Geschenk von Wilhelm

Schimper), die Zoologische Sammlung mit 18 Skeletten von Säugetieren, 38 von Vögeln sowie Reptilien und Fischen.

Der zweite Raum beherbergte die Mineraliensammlung mit Kristallen, Kalksteinen, Erzstufen, Achaten und Versteinerungen, der dritte Saal war den geognostischen Mineralien und Fossilien gewidmet. Der vierte Raum zeigte das Tierreich von den Käfern bis zu den Fischen und Reptilien, der fünfte Raum die Säugetiere u. a. mit Eisbär, Hyäne und Wolf.

Der letzte Raum war der größte und den Vögeln gewidmet: von den Raubvögeln über die sperlingsartigen Vögel, den Klettervögeln, Stelzfüßlern, hühnerartigen zu den Schwimmvögeln. Dazu eine Eier- und Nestersammlung. Ein siebter Raum kam später dazu und war Arbeitsraum sowie Aufbewahrungsort für Käfer und Schmetterlinge.

Um 1900 waren die neuen Bestände so angewachsen, dass man zusätzlich 1908 im ehemaligen Zeughaus der Stadt Mannheim die „Reiß'schen Sammlungen für heimatliche Naturkunde" einrichtete. Diese erfreute sich großer Beliebtheit bei der Bevölkerung, sodass man sogar von einem neuen Museumsbau am Friedrichsplatz träumte. Dieser Traum wurde durch den ersten Weltkrieg und die Inflation zerstört.

Währenddessen waren die alten naturgeschichtlichen Kabinette im Mannheimer Schloss verblieben, bis sie 1937 durch die Neuausrichtung des Schlossmuseums ausgeräumt wurden. Dabei blieben die Möbel teilweise im Schlossmuseum, die Bestände aber wurden im Dalberghaus in N3, 4 magaziniert. Dort fiel ein Teil von ihnen der Bombardierung Mannheims 1943 zum Opfer, ein Teil konnte glücklicherweise gerettet werden und wurde im Rathaus zwischengelagert.

Am 18. Juni 1949 gründete sich der Verein für Naturkunde neu. Eines seiner wichtigsten Ziele war es, neue Räumlichkeiten für eine Ausstellung der Sammlung zu finden, die bis dahin in den Kellerräumen des Gebäudes B4, 10 gelagert wurde. Am 10. Februar 1982 war es endlich soweit: unter dem damaligen Direktor Dr. Gerhard Rietschel wurde ein Teil davon als die Naturkundlichen Sammlungen im Reiss-Museum in einer Ausstellung über die Fauna der Eiszeit eröffnet. Doch im Zuge der Umbaumaßnahmen für die neuen Reiss-Engelhorn-Museen wurde die Ausstellung bereits ein Jahr später wieder eingepackt.

Seit 2005 lagern die Bestände in den klimatisierten Kellern des neuen Zeughaus-Museums. Eine baldige Auferstehung wäre ihnen zu wünschen. Ein Teil der ursprünglichen Vitrinen und ein geringer Teil aus den Beständen der Carl-Theodor-Zeit sind heute sowohl im Mannheimer Schloss als auch im Stadtgeschichtlichen Museum der Reiss-Engelhorn-Museen zu bewundern.[4]

Anmerkungen

* Dieser Artikel wurde als Vortrag am 17. 9. 2008 für die Regionalgruppe Badische Heimat Mannheim im Landesmuseum für Technik und Arbeit gehalten.

1 Vincent, L.(1715): Wondertooneel der nature, ofte een Korte Beschrijvinge zo van Bloedelooze, Zwemmende, Vliegende, Kruipende, en Viervoetige Geklaawde Eijerleggende Dieren … bevat in de Kabinetten van Levinus Vincent, (geschmückt mit einem Titelblatt von Romein de Hooghe.

2 Adolf Kistner: Die Pflege der Naturwissenschaften in Mannheim, Mannheim 1930.

3 Johann Philipp Kilian: Wegweiser durch die Säle des Großherzoglichen Naturhistorischen Museums in Mannheim, Mannheim 1838.

4 Die Information zur Geschichte der Naturgeschichtlichen Sammlungen in Mannheim nach 1833 verdanke ich den Ausführungen von Dr. Franz Waller vom Verein für Naturkunde Mannheim, der anlässlich der 175 Jahrfeier des Vereins am 12. 11. 2008 die Vereinsgeschichte referierte.

Anschrift des Autors:
Dr. Kai Budde
Landesmuseum für Technik und Arbeit
Museumsstraße 1
68165 Mannheim

Sebastian Parzer

Die Schiffs- und Maschinenbau AG Mannheim

Zur Geschichte der einstmals größten Binnenwerft Deutschlands

Als Zweiflüssestadt spielte Mannheim schon seit seiner Gründung eine gewisse Rolle für die Rheinschiffahrt. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts konnte sich die Kommune dann zu einer der wichtigsten deutschen Hafenstädte im Binnenland entwickeln. Die Quadratestadt war im Laufe ihrer Geschichte aber nicht nur als Umschlagplatz für die Flußschiffahrt von Bedeutung. Mit der „Schiffs- und Maschinenbau AG", umgangssprachlich „Schimag" abgekürzt, besaß die Stadt an Rhein und Neckar im 19. und 20. Jahrhundert eine wichtige Schiffswerft, die im Laufe ihres rund 80jährigen Bestehens die unterschiedlichsten Schiffstypen produzierte. In seiner Werbung bezeichnete sich das Unternehmen in den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts selbst stolz als „Größte Binnenschiffswerft in Deutschland".

Die Gründung der Werft

Die „Schiffs- und Maschinenbau AG Mannheim" wurde am 3. Dezember 1889 gegründet, als sich die Mainzer Kesselschmiede Gebrüder Schulz mit der Mannheimer Werft Bernhard Fischer zusammenschloß.[1] Die Mannheimer Firma erscheint erstmals 1883 als „Dampfkesselschmiede und Maschinenfabrik Fischer und Werner" im Adressbuch der Stadt.[2] Die Firma hatte sich am östlichen Ufer des Verbindungskanals angesiedelt, der erst kurz zuvor im Zuge des Hafenausbaus entstanden war. Für das Jahr 1889 ist dann erstmals auch eine zugehörige Werft im städtischen Adreßbuch bezeugt.[3] Der Mainzer Gründungszweig des Unternehmens war bereits 1852 gegründet worden und stellte zunächst Dampfmaschinen der verschiedensten Art her. Neben Dampfbaggern und Dampfkränen gehörten auch Dampfpumpen sowie Maschinen für Brauereien, Champagner- und Tabakfabriken zur Produktpalette.[4] Später begann die Firma noch die Produktion von Schwimmbaggern, von denen sich mit dem 1882 gebauten Eimerkettenbagger „Minden" im „Museum der Deutschen Binnenschiffahrt" in Duisburg ein Exemplar bis heute erhalten hat.[5] Doch aufgrund der Bauverordnung der Festungsstadt konnte die Firma in Mainz nicht expandieren und somit keine größeren Wasserfahrzeuge produzieren, weshalb man den Zusammenschluß mit der Mannheimer Werft suchte.[6] Nach der Fusion der beiden Fabriken war das neue Unternehmen zunächst in Mainz ansässig und verlegte seinen Sitz erst im April 1893 endgültig in die Quadratestadt.[7]

Über die frühen Jahre des Schiffbaubetriebs ist wenig bekannt. Wegen der Verkaufspolitik der deutschen Stahlindustrie, die ihre Erzeugnisse im Ausland günstiger anbot, litt die Werft in ihren Anfangsjahren offenbar stark unter der Konkurrenz aus den Niederlanden. Daher fertigte die Firma in dieser Zeit nur wenige große, damals noch antriebslose Rheinschiffe, sondern verlegte sich hauptsächlich auf den Bau von Spezialfahrzeugen.[8] Damit hatte das Unternehmen auch Erfolg. Im Jahre 1906 wurden die Schwimmbagger der Mannheimer Werft auf der Internationalen Ausstellung in Mailand mit der Goldmedaille ausgezeichnet.[9] Außerdem gehörten zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch Bereisungsdampfer, Eisbrecher, Schlepper und Tankschiffe sowie stationäre und fahrbare Dampfkräne zum Programm des Schiffbaubetriebs. Die Anzahl der Beschäftigten war zu dieser Zeit starken jährlichen

Schwankungen unterworfen und variierte zwischen 250 und rund 430 Mitarbeitern.[10]

Vom Ausbruch des Ersten Weltkriegs waren die Geschäfte der Werft zunächst anscheinend nicht betroffen. Allerdings trat eine Veränderung in der Produktion ein, denn das Unternehmen stellte jetzt auch Granaten, Minen und Hufeisen her.[11] Mit fortschreitenden Kriegsjahren machte sich dann aber ein Mangel an Rohstoffen und Facharbeitern bemerkbar.[12] Nach Ende des Ersten Weltkriegs litt das Unternehmen dagegen unter einem Auftragsmangel.[13] Schließlich wurde die Firma 1921 von der traditionsreichen Mannheimer Reederei Fendel übernommen.[14] Die Reederei hatte infolge des Versailler Vertrags fast ihren gesamten Schiffspark verloren und beauftragte die Mannheimer Werft nun mit dessen Neuaufbau.[15] Doch bereits wenige Jahre später beeinträchtigte die schlechte Wirtschaftslage und die beginnende Weltwirtschaftskrise Ende der 20er erneut die weitere Entwicklung des Unternehmens.[16]

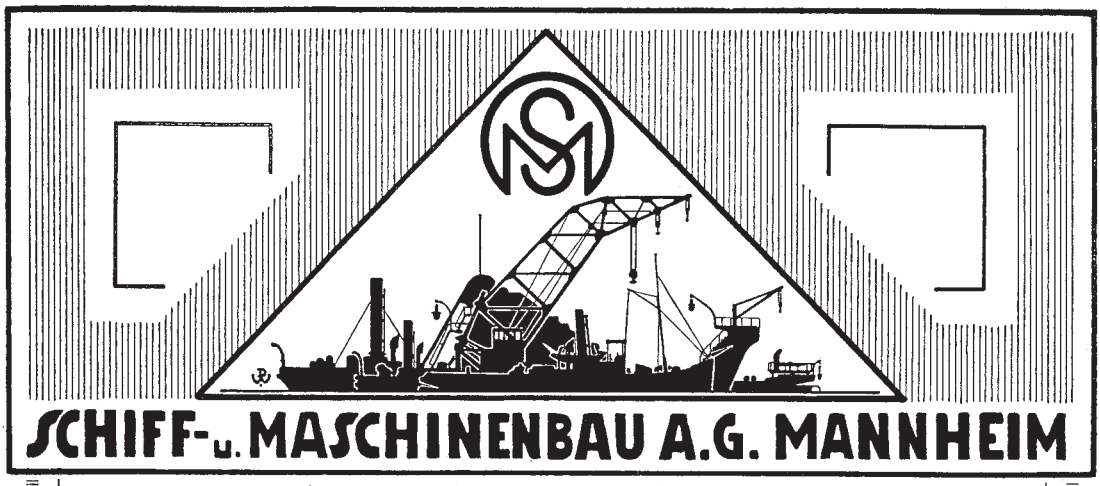
Das Unternehmen im Dritten Reich

In den Jahren der Diktatur war das Unternehmen dagegen gut ausgelastet.[17] 1937 wurde das Grundkapital der Aktiengesellschaft von 600 000 RM auf 1 000 000 RM erhöht.[18] Zwei Jahre später fand wiederum eine Kapitalerhöhung um 500 000 RM auf 1 500 000 RM statt.[19] Im selben Jahr wurde die Werft Anderssen in Neckarsulm übernommen und als Nebenwerft in den Konzern integriert.[20] Mit fast 800 Beschäftigten erreichte die Anzahl der Mitarbeiter danach einen Höchststand.[21] 1942 wurde das Grundkapital nochmals auf 2 000 000 RM erhöht.[22] Einer der außergewöhnlichsten Aufträge der Zeit unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg war der Bau des Baggers „Rheingold“ in den Jahren 1938 und 1939. Er galt damals als größter Schwimmbagger Europas und sollte in den Altrheinarmen bei Illingen (Landkreis Rastatt) nach Gold schürfen. Trotz des bedeutungsvollen Namens war die Goldgewinnung allerdings nur als Nebenprodukt gedacht, denn der Bagger sollte sich in erster Linie durch den Kies- und Sandabbau finanzieren. Doch blieb bezüglich der Goldförderung der erhoffte Erfolg aus. Die Vorkommen bei Illingen erwiesen sich als derart gering, daß in vierjährigem Einsatz bis 1943 lediglich rund 300 Gramm des Edelmetalls gewonnen wurden.[23] Ein weiteres bemerkenswertes Bauprojekt der 30er Jahre war ein Taucherglockenschiff, das u. a. beim Ausbau des Hafens von Helgoland Verwendung fand.[24]

Während des Zweiten Weltkriegs wurde die Werft dann in größerem Umfang in die Rüstungsproduktion einbezogen und der Mannheimer Schiffbaubetrieb fertigte mehrere Boote und Bootsteile für die Pioniereinheiten der Deutschen Wehrmacht.[25] Dennoch ging auch der Bau von Binnenfrachtschiffen und Schleppern während des Krieges weiter. Ungewöhnlich für eine Werft im Binnenland erhielt die „Schiffs- und Maschinenbau AG Mannheim“ im Jahre 1940 einen Auftrag von der Kriegsmarine für vier Marinetender zugesprochen. Der Bau der Serie war von der Marine zunächst an die Danziger Werft vergeben, doch gab das westpreußische Unternehmen den Auftrag zurück. Drei Einheiten wurden bis 1943 an die Marine geliefert. Das vierte Schiff wurde im Oktober 1944 fertiggestellt, konnte aber infolge der Kriegslage nicht mehr abgeliefert werden. Erst nach dem Krieg sollte das Fahrzeug als Fischereischutzboot „Meerkatze“ für das Bundesministerium für Ernährung in Fahrt kommen und bis Mitte der 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts Dienst tun.[26]

Neuanfang nach dem Zweiten Weltkrieg

Im Zweiten Weltkrieg wurde das Werftgelände in Mannheim durch Luftangriffe zu 50% zerstört, wobei auch ein großer Teil des Unternehmensarchivs verloren ging. In den ersten Nachkriegsjahren war die Werft dann hauptsächlich mit Reparaturaufträgen beschäftigt. An Neubauten konnte die Firma bis 1950 lediglich zwei Eimerkettenbagger herstellen. Fünf Jahre nach Kriegsende beschäftige das Unternehmen wieder 500 Mitarbeiter, erreichte aber nur 70% seiner Leistungsfähigkeit der Vorkriegszeit. Durch den Krieg hatte auch die Nebenwerft in Neckar-



Gegründet 1852 für das Sondergebiet Schwimmbagger

Arbeitsgebiet:

Schwimmbagger aller Art bis zu den größten Seebaggern für jede Bodenart bis zum Gestein, Leistungen bis 16 m Baggertiefe. Bagger mit gesonderter gleichzeitiger Förderung von Steinen verschiedener Größe in verschiedene Prähme, mit Waschvorrichtung für Bodenkies. – Kanalbagger für jede Kanalbreite ohne Voraus- und Seitenanker, mit Bandförderung, Spülvorrichtung, Abtransport des gebaggerten Materials in Prähmen oder Waggons.

Bagger-Elevatoren nach eigener Bauweise, in Längs- und Queranordnung, mit Band- und Spülförderung, für jede Leistung und Bodenart. Schwimmende Elevatoren, welche bahnmäßig verladen werden können bis 300 cbm Stundenleistung. Elevatoren mit Sortier- und Waschvorrichtung.

Löffelbagger mit gesteuerter Bodenklappe D. R. P., in jeder Höhe zu öffnen und zu schließen, **brauchbar auch als Dampfkran.**

Dampfmaschinen, Rad- und Schraubenschiffsmaschinen, Heißdampfmaschinen, kleine Dampfmaschinen – Schnelläufer – zum direkten Antrieb von Dynamos und Zentrifugalpumpen.

Windwerke aller Art für Bagger und Dampfer, Trossenwinden und Trossenklemmen eigener vielerprobter Konstruktionen.

Räder- und Schraubendampfer, Tunneldampfer, Schlepp-, Fracht- und Bereisungsdampfer besonders für geringen Tiefgang.
Rheinkähne, Baggerschuten, Prähme, Kranschiffe, Leichter und Boote.

Kesselschmiede für schiffs- und stationäre-, sowie Krankessel, Apparate für die chem. Industrie, Rohrleitungen genietet und geschweißt, Hydraulische- und Luftdrucknietung. – Lichtbogenschweißung, autogene Schweißung. –

Gießerei für Gußeisen und Metallgießerei.

Schiffschrauben „Badenia" nach eigenem, bewährten System mit hohem Wirkungsgrad in absoluter Genauigkeit hergestellt.

Schwimmende Dampfkräne mit geraden und geknickten Auslegern, bis 150 Tonnen Hebekraft.

Kupferschmiede für Rohrleitungen, Gefäße usw.
Neue elektrisch betriebene Schiffsaufzugshelling mit 170 m Wasserfront für Schiffe und Dampfer aller Art.

Werbeanzeiger der „Schiffs- und Maschinenbau AG Mannheim" aus den 20er Jahren des vergangenen Jahrhunderts, die ausführlich über das Produktprogramm informiert

Aus: Deutsche Städte – Mannheim, hg. unter Mitwirkung der Stadtverwaltung Mannheim, Stuttgart o. J. [1922], Anzeigenteil ohne Seitenzahl

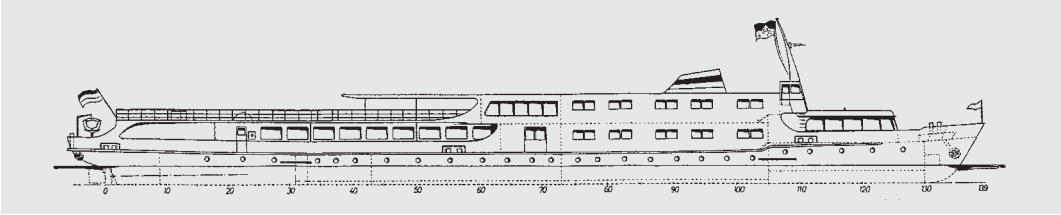
Der Werftbetrieb am Verbindungskanal in den 1950er Jahren StadtA MA, Bildsammlung, Kleinformat, Nr. 33065

sulm gelitten. Der dortige Betrieb wurde vollständig neu aufgebaut und verfügte 1950 über 100 Mitarbeiter.[27] Zur Wiederankurbelung des Betriebs erfuhr die Werft auch Unterstützung von Seiten des Landes Württemberg-Baden. Bereits vor der Währungsreform hatte man dem Unternehmen einen Staatskredit in Höhe von 500 000 RM gewährt, der dann größtenteils in DM ausgezahlt wurde. Zudem übernahm das Land im Jahre 1950 für einen Kredit in Höhe von 750 000 DM eine Staatsbürgschaft.[28]

Mit dem Beginn des Wirtschaftswunders besserte sich die Auftragslage der „Schiffs- und Maschinenbau AG“ wieder. 1951 gingen erstmals auch wieder Aufträge aus dem Ausland ein. So fertigte die Werft in diesem Jahr mehrere Kranpontons für den Rotterdamer Hafen und ein Saugbagger für die persische Regierung, der im Mündungsgebiet von Euphrat und Tigris zum Einsatz kommen sollte.[29] In den folgenden Jahren war der Betrieb dann hauptsächlich mit dem Bau zahlreicher Motorfrachtschiffe beschäftigt, die vor allem an die Mannheimer Reedereien Fendel und Rhenania geliefert wurden. Daneben stellte das Unternehmen in den 50er Jahre in großem Umfang Landungsboote für die Rheinflottillen der amerikanischen und französischen Streitkräfte sowie später auch der Bundeswehr her. Nach ihrem Herstellungsort und ihrem Entwurfsjahr erhielten sie die Typenbezeichnungen „Mannheim 51“, „Mannheim 53“ und „Mannheim 59“.[30] Durch den Anstieg der Aufträge stieg die Beschäftigungszahl des Gesamtunternehmens bis 1955 auf 750 Mitarbeiter an.[31]

Rationalisierungsbemühungen Ende der 1950er Jahre

Bereits Mitte der 50er Jahre wurde damit begonnen, den Herstellungsprozeß zu rationalisieren und die Fertigung wurde von Helgen- auf Sektionsbauweise umgestellt. Dafür wurde eine 90 Meter lange Halle errichtet, in der die einzelnen Schiffselemente vorgefer-



Das im Jahre 1960 fertiggestellte Kabinenschiff „Schwabenland" bildete ein Höhepunkt in der Schiffbaugeschichte des Unternehmens. Allerdings war es auch eines der letzten in Mannheim gebauten Schiffe.

Aus: Hansa – Zeitschrift für Schiffahrt, Schiffbau, Hafen 97 [1960], S. 2380

tigt wurden. Anschließend wurden die einzelnen Segmente mit Hilfe eines großen Schwimmkrans auf dem Helgen zusammengesetzt. Dadurch wurde der Fertigungsprozeß beschleunigt und zusätzlich die Slipanlagen entlastet, die nun mehr Platz für Reparaturaufträge boten.[32] Ein weiterer Höhepunkt in der Schiffbaugeschichte des Unternehmens bildete der Bau des Kabinenschiffs „Schwabenland" in den Jahren 1959 und 1960. Das knapp 70 Meter lange und im Inneren luxuriös im Stil der damaligen Zeit gestaltete Schiff bot Platz für 124 Passagiere. Es gehörte zu den ersten Kabinenschiffen auf dem Rhein und war für den Liniendienst auf der Strecke Rotterdam–Stuttgart bestimmt.[33] Noch heute ist das Schiff als Flußkreuzfahrtschiff „Rhine Princess" unterwegs, hat aber durch zahlreiche Umbauten sein ursprünglich elegantes Aussehen verloren.

Dennoch brachten die Mitte der 50er Jahre getätigten Investitionen nicht den erhofften wirtschaftlichen Erfolg. Gegen Ende des Jahrzehnts war die Anzahl der bei der Werft eingehenden Bestellungen ständig rückläufig. Ab 1957 konnte die Firma keine Gewinne mehr verbuchen. Allein für das Jahr 1960 betrug der Verlust 620 000 DM.[34] Im Jahre 1961 ging die Produktion nochmals um 15% zurück.[5] Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten hatten teilweise in einer ungeschickten Firmenpolitik ihren Grund. So war die Werft in den 50er Jahren vor allem mit dem Bau von Motorgüterschiffen und Landungsbooten beschäftigt und fertigte nur vereinzelt Schwimmbagger, die fast alle ins Ausland gingen. Ende der 50er Jahren hatten die großen Binnenreedereien den Wiederaufbau ihrer Flotten nun abgeschlossen, im alten Spezialgebiet Schwimmbagger hatten in der Zwischenzeit andere Unternehmen Fuß gefaßt.[36] Zudem hatte die Mannheimer Werft in den Jahren nach dem Krieg fast vollständig auf Werbeanzeigen in den einschlägigen Fachzeitschriften verzichtet.

Das Ende des Schiffbaus in der Quadratestadt

Schließlich entschloß sich die „Fendel Schiffahrts AG" als Eigentümerin, die Mannheimer Werft der „Schiffs- und Maschinenbau AG" zum 1. Januar 1962 an die saarländische Halberger Hütte zu veräußern, die auch über ein Werk in Ludwigshafen verfügte.[37] Die Nebenwerft in Neckarsulm verblieb im Besitz der Fendel-Gruppe. Sie wurde in eine GmbH umgewandelt und ihr Name in „Neckarwerft – Schiffs- und Maschinenbau GmbH Neckarsulm" geändert.[38] Nach dem Kauf der Werft in Mannheim gab die neue Eigentümerin den Schiffbau in der Quadratestadt auf und der Betrieb wurde auf die Herstellung von Wärmetauschern umgestellt. Allerdings führte die Werft noch Schiffsreparaturen aus.[39] Die Umstrukturierung brachte Ende der 60er Jahre auch zahlreiche bauliche Veränderungen mit sich. Für die Produktion der Wärmetauscher wurde eine eigene Halle errichtet und eine neue Verzinkerei erstellt. Ein 47 Meter hoher Kamin wurde zum neuen Wahrzeichen des Betriebs.[40] Mit der Umstrukturierung war allerdings ein Rückgang der Mitarbeiterzahl verbunden, die 1970 noch 370 betrug.[41]

Ende der 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts stellte die Halberger Hütte ihre Produktion in der Quadratestadt ein. Nach Schließung des Unternehmens wurde das Betriebsgelände im Frühjahr 1980 von der Stadt

Mannheim erworben.[42] Als Beitrag zur Sanierung des Stadtteils Jungbusch wurden zu Beginn der 80er Jahre sämtliche Gebäude auf dem Werftgelände abgerissen und auf der abgeräumten Fläche die Hafenstraße bis zum Neckar verlängert sowie die Hellingstraße neu geschaffen. Das repräsentative Portal des Verwaltungsgebäudes mit einer Kogge im Sturz wurde an das Mannheimer Museumsufer bei der Kurpfalzbrücke versetzt.[43] Heute ist das ehemalige Werftgelände mit mehreren Gewerbebetrieben, einer Grundschule, einem Studentenwohnheim und der „Popakademie" bebaut.

Wenn die Werft im Stadtbild der Rhein-Neckar-Metropole auch verschwunden ist, so sind doch zahlreiche von der „Schiffs- und Maschinenbau AG Mannheim" hergestellte Schiffe heute noch in Fahrt. Zudem werden drei Fahrzeuge museal erhalten: ein kleiner Eimerkettenbagger im schweizerischen Thun, der Schwimmkran „Saatsee" in Hamburg und das Kranschiff „Fendel 147" in Duisburg. Der kleine Eimerkettenbagger in der Ausstellung „Vaporama – Schweizerisches Dampfmaschinen-Museum" wurde im Jahre 1901 für die „Dampfschiff-Gesellschaft Thuner & Brienzer See" gebaut, ist aber zur Zeit aus Platzgründen in mehrere Teile zerlegt.[44] Bei der „Saatsee" handelt es sich um einen Schwimmkran ohne eigenen Fahrantrieb, der 1920 als „Simson" an die Kanalverwaltung des damaligen Kaiser-Wilhelm-Kanals geliefert wurde und u. a. für die Wartung der Schleusentore in Brunsbüttel und Kiel-Holtenau bestimmt war. Diese Aufgabe deutete auch der ursprüngliche Namen des Krans an. Benannt war der Dampfkran nach dem Richter Simson des Alten Testaments, der mit seinen übermenschlichen Kräften die Stadttore von Gaza aus den Angeln hob. Während der Zeit des Nationalsozialismus mußte der hebräische Namen weichen und das Schiff wurde daher nach einem Rendsburger Stadtteil in „Saatsee" umbenannt. 1985 wurde der Dampfkran stillgelegt und dreieinhalb Jahre später vom „Museum der Arbeit" in Hamburg übernommen.[45] Das Kranschiff „Fendel 147" wurde 1922 für die gleichnamige Mannheimer Reederei gefertigt und ursprünglich als „Rheinfahrt 3" bezeichnet. Es lag gewöhnlich an einem bestimmten Liegeplatz vor Anker, wo es zur Kohlenversorgung der Dampfschlepper und Passagierschiffe diente. Heute wird es in Duisburg vom „Museum der Deutschen Binnenschiffahrt" betreut. Momentan ist ein Umbau zu einem Theaterschiff geplant.

Anmerkungen

1 Stadtarchiv Mannheim (infolge „StadtA MA" zitiert), Amt für Wirtschaftsförderung, Zug. 24/1969, Nr. 169 (Schreiben der „Schiffs- und Maschinenbau AG" an die Stadtverwaltung Mannheim, Referat IV, 30. Dezember 1949, Anlage).
2 Mannheimer Adreß-Kalender für das Jahr 1883, S. 227.
3 Mannheimer Adreß-Buch für das Jahr 1889, S. 251.
4 Werbeprospekt „Schiffs- und Maschinenbau AG Mannheim Germany", o. O. und o. J. (um 1959), S. 28 f. (in: StadtA MA, Amt für Wirtschaftsförderung, Zug. 24/1969, Nr. 169).
5 Vgl. Florian und Stefan *Lipsky*, Die Schatzkammern der Seefahrt – Register europäischer Schiffahrtsmuseen, Museumsschiffe, Traditionsschiffe, Projekte, Hamburg 2004, S. 77.
6 Vgl. Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart, Bd. 3 – Mannheim seit der Gründung des Reiches 1871–1907, dargestellt v. statistischen Amt, Mannheim 1907, S. 338; Führer durch die Industrie- und Hafenanlagen von Mannheim, Rheinau und Ludwigshafen, hg. v. der Rhein-Verlags GmbH, Duisburg-Ruhrort 1909, S. 91.
7 StadtA MA, Amt für Wirtschaftsförderung, Zug. 24/1969, Nr. 169 (Schreiben der „Schiffs- und Maschinenbau AG" an die Stadtverwaltung Mannheim, Referat IV, 30. Dezember 1949, Anlage).
Ab 1894 ist die Firma dann auch im städtischen Adressbuch verzeichnet (siehe: Mannheimer Adreß-Buch für das Jahr 1894, S. 371).
8 Vgl. Führer durch die Industrie- und Hafenanlagen von Mannheim, Rheinau und Ludwigshafen (wie Anm. 6), S. 213 f.
9 Mannheimer Generalanzeiger, 8. Dezember 1906 (in: StadtA MA, ZGS, S 2/1061).
10 Vgl. Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart, Bd. 3 – Mannheim seit der Gründung des Reichs 1871–1907 (wie Anm. 6), S. 338; Verwaltungs- und Rechenschaftsbericht der Großherzoglich Badischen Hauptstadt Mannheim für 1907, S. 248; Verwaltungs- und Rechenschaftsbericht der Großherzoglich Badischen Hauptstadt Mannheim für 1912, S. 295.
11 Werbeprospekt „Schiffs- und Maschinenbau AG Mannheim Germany" (wie Anm. 4), S. 28.
12 Mannheimer Generalanzeiger, 16. Juli 1918 (in: StadtA MA, ZGS, S 2/1061).
13 Mannheimer Generalanzeiger, 27. September 1920 (in: StadtA MA, ZGS, S 2/1061).
14 Vgl. Mannheim im Aufbau, hg. v. der Stadt Mannheim, Mannheim 1955, S. 257.
15 So fertigte die „Schiffs- und Maschinenbau AG Mannheim" für die Fendel AG 1922 auch den Rad-

schlepper „Dordrecht“, dessen Bugsektion seit den 60er Jahren der Mannheimer Segler-Vereinigung unweit der Diffenébrücke als Bootslager dient.

16 Zeitschrift für Binnenschiffahrt 1928, Heft 17, S. 525; Zeitschrift für Binnenschiffahrt 1929, Heft 11, S. 622; Zeitschrift für Binnenschiffahrt 1930, Heft 7, S. 372; Mannheimer Generalanzeiger, 14. Juli 1932 (in: StadtA MA, ZGS, S 2/1061).

17 Mannheimer Einwohnerbuch – Ausgabe 1937/38, S. 17.

18 Neue Mannheimer Zeitung, 12. Januar 1938 und 25. Juni 1938 (in: StadtA MA, ZGS, S 2/1061).

19 Neue Mannheimer Zeitung, 12. Juli 1939 (in: StadtA MA, ZGS, S 2/1061).

20 Vgl. Willi A. *Boelcke*, Von der Weinstadt zur Industriestadt, in: Neckarsulm – Die Geschichte einer Stadt, hg. v. der Stadt Neckarsulm, Stuttgart 1992, S. 265–300, hier S. 276.

21 StadtA MA, Amt Ihr Wirtschaftsförderung, Zug. 24/1969, Nr. 169 (Schreiben der „Schiffs- und Maschinenbau AG“ an die Stadtverwaltung Mannheim, Referat IV, 30. Dezember 1949, Anlage).

22 Ebenda.

23 Vgl. Carl *Lepper*, Die Goldwäscherei am Rhein (= Geschichtsblätter Kreis Bergstraße Sonderband 3), Heppenheim 1980, S. 48 f.

24 Werbeprospekt „Schiffs- und Maschinenbau AG Mannheim Germany“ (wie Anm. 4), S. 28.

25 Vgl. Erich *Gröner*, Die deutschen Kriegsschiffe 1815–1945, Bd. 6, Koblenz 1989, S. 208 und S. 213; Erich *Gröner*, Die deutschen Kriegsschiffe 1815–1945, Bd. 7, Koblenz 1990, S. 28.

26 Vgl. Dieter *Jung*/Martin *Maass*/Berndt *Wenzel*, Tanker und Versorger der deutschen Flotte 1900–1980, Stuttgart 1981, S. 236–240 und 262 f.; Erich *Gröner*, Die deutschen Kriegsschiffe 1815–1945, Bd 4, Koblenz 1986, S. 121 f.

27 Mannheimer Morgen, 31. März 1950 (in: StadtA MA, ZGS, S 2/1061).

28 StadtA MA, Amt für Wirtschaftsförderung, Zug. 24/1969, Nr. 169 (Schreiben der „Schiffs- und Maschinenbau AG“ an den Präsidenten des Landesbezirks Baden, 21. April 1950 und Schreiben des Landesbezirks Baden an die Stadtverwaltung Mannheim, 29. September 1950).

29 Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30. März 1951 und Mannheimer Morgen, 10. April 1951 (in: StadtA MA, Amt für Wirtschaftsförderung, Zug. 24/1968, Nr. 169).

30 Vgl. Gerhard *Koop*/Siegfried *Breyer*, Die Schiffe, Fahrzeuge und Flugzeuge der deutschen Marine von 1956 bis heute, Bonn 1996, S. 287.

31 Vgl. Mannheim im Aufbau (wie Anm. 14), S. 265.

32 Hamburger Abendblatt, 14./15. Juni 1958 (in: StadtA MA, Amt für Wirtschaftsförderung, Zug. 24/1968, Nr. 169); Hansa – Zeitschrift für Schifffahrt, Schiffbau, Hafen 96 (1959), Nr. 23/24, S. 1187–1190.

33 Hansa – Zeitschrift für Schiffahrt, Schiffbau, Hafen 97 (1960), Nr. 47/48, S. 2379–2384; Rhein-Neckar-Zeitung – Ausgabe Mannheim, 13. Juni 1960.

34 Mannheimer Morgen, 19. Oktober 1961 (in: StadtA MA, ZGS, S 2/242).

35 Mannheimer Morgen, 30. Juni 1961 (in: StadtA MA, ZGS, S 2/242).

36 Die Muttergesellschaft „Fendel Schiffahrts AG“ schloß 1958 den Aufbau ihrer Flotte ab (Zeitschrift für Binnenschiffahrt 1960, Heft 8, S. 276 f.).

37 Mannheimer Morgen, 19. Oktober 1961 (in: StadtA MA, ZGS, S 2/242).
Bis zu diesem Zeitpunkt hatte die „Schiffs- und Maschinenbau AG“ seit ihrer Gründung an beiden Standorten mehr als 1100 Schiffe produziert, von denen etwa 840 Fahrzeuge unterschiedliche Motorschiffe und etwa 280 Einheiten Schwimmbagger waren. Für die beiden unterschiedlichen Schiffstypen gab es jeweils eigene Baulisten.

38 Mannheimer Morgen, 18. Dezember 1962 (in: StadtA MA, ZGS, S 2/242). Die Werft in Neckarsulm fertigte noch für mehr als 20 Jahre weiter Schiffe. Im Oktober 1984 stellte sie ihren Betrieb schließlich ein (vgl. *Boelcke* [wie Anm. 20], S. 297).

39 StadtA MA, Amt für Wirtschaftsförderung, Zug. 24/1969, Nr. 169 (Schreiben der Halberg Maschinenbau und Gießerei – Werk Ludwigshafen an die Stadtverwaltung Mannheim, 25. Februar 1962).

40 Rhein-Neckar-Zeitung – Ausgabe Mannheim, 30. Mai 1968 (in: StadtA MA, ZGS, S 2/242).

41 Die Stadt und die Landkreise Heidelberg und Mannheim – Amtliche Kreisbeschreibungen, Bd. 3 – Die Stadt Mannheim und die Gemeinden des Landkreises Mannheim, hg. von der staatlichen Archivverwaltung in Verbindung mit den Städten und den Landkreisen Heidelberg und Mannheim, Schwetzingen 1970, S. 251.

42 Rhein-Neckar-Zeitung – Ausgabe Mannheim, 27. Februar 1981 (im Rückblick). Die Halberg Maschinenbau GmbH ist letztmals im „Adreßbuch Mannheim 1978/79“ verzeichnet.

43 Vgl. Hanspeter *Rings*, Mannheim auf Kurs – Hafen- und Schiffahrtsgeschichte der Stadt an Rhein und Neckar (= Kleine Schriften des Stadtarchivs Mannheim 20), Mannheim 2003, S. 124.

44 Freundliche Mitteilung von Peter *Hitz*, Bern, 6. August 2007.

45 Vgl. Rudolf *Stender*, Schwimmkran „Simson/Saatsee“ (1918–1985) – Teil 2: Baudurchführung und Betrieb, in: Mitteilungen des Canal-Vereins 11/12 (1991), S. 15–25.

Anschrift des Autors:
Dr. Sebastian Parzer
Im Valtert 23
74847 Obrigheim

Tobias Möllmer

Vom Patrizierpalast zum Krankenhaus

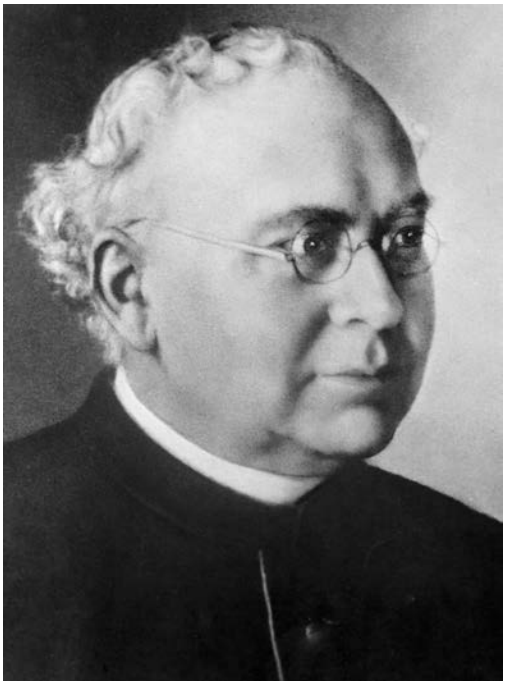
80 Jahre St. Hedwig-Klinik in Mannheim

2009 jährt sich zum 80. Male das Bestehen der St. Hedwig-Klinik in der Mannheimer Innenstadt. Anlässlich dieses Jubiläums soll die Gründungsgeschichte der den Einheimischen vor allem als Geburtsklinik wohl vertrauten Institution erstmals ausführlich dargelegt werden. Die unter schwierigsten Bedingungen ins Leben gerufene Einrichtung ist ein bis heute lebendiges Denkmal der Wohltätigkeit in den wirtschaftlichen Notzeiten der Zwischenkriegsjahre und zugleich ein seltenes Beispiel für die Umnutzung eines Patrizierhauses zu einem Krankenhaus. Das Studium der gut versteckten Akten der Klinik hat aufgezeigt, dass der Mannheimer Prälat Joseph Bauer diesem Projekt seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte und bis zu seinem Tod tief mit dem Haus verbunden blieb.[1] Außerdem wird erstmals die Rolle der tief religiösen Lanz-Tochter Emily Bumiller dargelegt, einer heute zu Unrecht vergessenen Wohltäterin, ohne deren Engagement es die Klinik in dieser Form niemals gegeben hätte.

A 2, 6–7: Die beiden Lanzhäuser als St. Hedwig-Klinik mit Krankenwagen St. Hedwig-Klinik, Mannheim

Das Wohnhaus von Heinrich und Julia Lanz

Seit 1875 war der Landmaschinenfabrikant Heinrich Lanz mit seiner Frau Julia, geb. Faul, und seinen vier Kindern in A 2, 6 wohnhaft.[2] Er hatte sich ab 1873 ein modernes, großbürgerliches Wohnhaus mit einer Neorenaissancefassade und reich ausgestatteten Räumlichkeiten errichten lassen, die 1887/1888 durch einen Umbau in ihrer Pracht noch einmal gesteigert wurden. Nach dem Tod des Firmengründers im Jahre 1905 ließ seine Witwe das Stadthaus unter Ausnutzung des Nachbargrundstücks auf das Doppelte erweitern, indem ein von außen scheinbar völlig eigenständiger Bauteil mit neobarocker Palastfassade angefügt wurde. Das ebenfalls um einen Innenhof gruppierte Gebäude ist jedoch mit dem Altbau organisch verbunden. Damals kamen zahlreiche neue Repräsentationssäle hinzu, während Treppenhaus und Halle umgestaltet wurden. Die wertvolle Ausstattung mit Wandteppichen, Gemälden und exquisiten Möbeln machte das Anwesen neben den Palais von Dr. Karl Lanz und Friedrich Engelhorn zu den weitläufigsten und reichsten Privathäusern der Stadt Mannheim.



Prälat Joseph Bauer (1864–1951) um 1930
Stadtarchiv Mannheim

Nach dem Tode von Julia Lanz 1926 stand das Anwesen zunächst zwei Jahre leer, bis die Erben 1928 den Verkauf beschlossen und das Mobiliar versteigern ließen.

Prälat Bauer und seine Konvertitin Emily Bumiller geb. Lanz

Die St. Hedwig-Klinik hat zwei geistige Urheber: Zum einen den Mannheimer Prälaten Joseph Bauer (1864–1951), der seinerzeit zu den angesehensten Persönlichkeiten der Stadt zählte, und die Fabrikantentochter und Legationsratsgattin Emily Bumiller, geb. Lanz.

Der von den Mannheimern liebevoll „Lockeseppel" genannte Prälat, Gründer und Vorstand des St. Hedwig-Klinik-Vereins, wurde von Gustav Jakob mit folgenden Worten charakterisiert: *„Seiner Güte, Toleranz und Großzügigkeit verdankte er seine einmalige Popularität.* […] *Seine Stärke lag weniger auf rhetorischem Gebiet als auf der Art und Weise, wie er geschäftliche und persönliche Dinge diplomatisch zu erledigen wusste. Bei Prälat Bauer spürte man, was christliche Nächstenliebe und soziale Gerechtigkeit zu leisten imstande war."*[3] Unter seiner Amtsführung als Stadtdekan seit 1902 entstanden in Mannheim insgesamt elf neue Kirchen; auch das Theresienkrankenhaus und andere Institutionen sind ihm zu verdanken. 1923 wurde er zum päpstlichen Hausprälaten, 1949 zum Apostolischen Protonotar mit dem Recht zum Tragen der Mitra ernannt. Im selben Jahr erhielt er die Mannheimer Ehrenbürgerwürde.

Joseph Bauer hätte die St. Hedwig-Klinik aber niemals ohne die tatkräftige Unterstützung einer seiner treuesten Anhänger ins Leben rufen können: Emily Bumiller hatte ihre Geschwister überzeugt, ihr Elternhaus für einen weit unter dem tatsächlichen Wert liegenden Kaufpreis einer wohltätigen Gesellschaft zur Verfügung zu stellen und ist damit diejenige, der das Krankenhaus an diesem Ort zu verdanken ist.

Emilie Charlotte Lanz, genannt Emily, wurde am 15. November 1867 in A 3, 3, dem Elternhaus ihrer Mutter, geboren und vermählte sich am 29. Juni 1895 mit Dr. Theodor Bumiller (1864–1912), der als fechtender Corpsstudent und Adjutant Wissmanns in Deutsch-Ostafrika einige Berühmtheit erlangte.[4] Schon ihre „Afrikanerhochzeit" mit zwei die Schleppe tragenden schwarzen Dienern war legendär.[5] Später zog das Paar nach Berlin und Paris, wo Bumiller als Legationsrat im Auswärtigen Amt tätig war, kehrte aber wieder nach Mannheim in ihr spätklassizistisches, im Gründerstil umgebautes Wohnhaus in D 7, 5 zurück. 1909 kauften die Bumillers die Villa des Dr. Wilhelm Giulini in L 9, 7/8 in der Nachbarschaft von Emilys Schwester Helene und ihrem Mann August Röchling, die in L 9, 10 wohnten, und stifteten als großherzige Geste das alte Anwesen in D 7, 5 dem Schifferkinderheim St. Joseph.[6] Das Herrschaftshaus an der Bismarckstraße war angefüllt mit den hochkarätigen und kennerhaft zusammengestellten volkskundlichen Sammlungen, die der Legationsrat von seinen Expeditionen und Reisen aus Ostafrika, Ägypten, Persien, Indien und Sibirien mitgebracht hatte. Am 26. 11. 1912 starb Theodor Bumiller als Kriegsberichterstatter in San Stefano (Yesilköy) westlich von Konstantinopel (Istanbul). Seine Witwe über-

gab als Erinnerung an ihren Mann einen Teil der Sammlungen dem Reiß-Museum.[7] Wegen der Schulden ihres Gatten bei ihrem Vater war Emily von der Erbfolge ausgeschlossen worden und geriet durch die Krise der Firma Lanz in der Nachkriegszeit in große finanzielle Nöte. Schon 1925 konnte sie ihre Villa nicht mehr halten und verkaufte sie an die Heinrich Lanz AG. 1932 musste sie endgültig ausziehen und ließ daher weitere Stücke der Sammlung versteigern. Für ein Jahr wohnte sie in der Körnerstraße 58, kehrte aber schon 1933 oder 1934 in ihr angestammtes Quadrat zurück und bezog eine Wohnung in der Belétage des Hauses L 9, 4/5, das früher einmal zum Besitz ihres Vaters gehört hatte.

Emily Charlotte Lanz (1867–1943) im Kreise ihrer Dienstboten in L 9, 7 in den zwanziger Jahren Privatbesitz

Emily, eine tief religiöse Großbürgerin, die schon in D 7, 5 eine im Bild überlieferte Andachtsecke mit Kruzifix und Betstuhl eingerichtet hatte, konvertierte bei Prälat Bauer zum katholischen Glauben und war in zahlreichen Wohltätigkeitsvereinen engagiert. Ein herzliches Verhältnis verband sie mit ihrer Mutter und besonders ihrer Schwester, in deren Schloss Seeleiten am Staffelsee sie oft zu Besuch war. Zahlreiche Europareisen der offenbar recht unternehmungslustigen Emily sind durch Postkarten der Dienstboten dokumentiert, deren freundliche und großzügige Behandlung überliefert ist.[8]

Am 11. August 1943 starb die Stifterin und Wohltäterin, um die es im letzten Jahrzehnt ihres Lebens sehr still geworden war, bei einem Luftangriff auf Mannheim. Sie wurde im Familienmausoleum auf dem Hauptfriedhof neben Vater, Mutter und Bruder Karl beigesetzt.

Die Verkaufsverhandlungen mit den Lanz-Erben

Prälat Bauer notierte in einem Schreiben, wie die St. Hedwig-Klinik zustande kam: *„Von Frau Legationsrat Dr. Bumiller (Convertitin von mir) und den übrigen Erben ihrer verstorbenen Mutter, der Frau Lanz, Wtw. wurde uns das in A 2, 6 und 7 ruhig gelegene Anwesen zum Kauf angeboten. Die beiden Häuser haben einen Steuerwert von 900 000 M und würden abgegeben werden zu 350 000 M (1. Hypothek) plus 30 000 M.“* Damit sei der Verkaufspreis *„auf den besonderen Wunsch der Frau Legationsrat Dr. Bumiller* […] *günstig normiert“*.[9] Dieses großzügige Angebot wurde im Juni 1928 gemacht und kam maßgeblich durch die Vermittlung von Emily Bumiller zustande, die das Haus einer katholischen Organisation für einen recht geringen Kaufpreis zuführen wollte. Für den Prälaten kam diese Gelegenheit im richtigen Moment, denn er hatte gemeinsam mit Mannheimer Wohltätigkeitsvereinen die Gründung einer Geburtsklinik vorgesehen. Noch im selben Monat beauftragte er den Mannheimer Frauenarzt Dr. Kurt Laemmle, der bereits vom örtlichen Fürsorgeverein für die Leitung der geplanten Klinik gewonnen worden war, mit einem Gutachten, ob die Lanz-Häuser für Krankenhauszwecke geeignet seien. Der Mediziner *„hat die Häuser, die aneinander gebaut sind, eingehend besichtigt und sie für den genannten Zweck als vortrefflich bezeichnet.“*[10] So schreibt Bauer an das Erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg: *„Das Anwesen wäre sehr geeignet zur Einrichtung eines Entbindungsheimes und die frei-*

stehenden Räume könnten zur Aufnahme von Damen benützt werden. Frau Legationsrat würde einen Teil der Zimmereinrichtungen uns zu diesem Zweck ohne Entgelt überlassen. Die Häuser könnten sofort in Benutzung genommen werden. Die Räume sind in allerbestem Zustande.“[11] Emily Bumiller *„knüpft nur die Bedingung daran, dass das Anwesen als Entbindungsanstalt Verwendung findet.* […] *Wenn wir uns heute von dem Projekt zurückziehen würden, würden es, wie ich ganz bestimmt weiß, die Protestanten sofort nehmen und zum gleichen Zweck verwenden, was 2 Geschwister der Frau Bumiller, die protestantisch sind, sehr begrüßen würden.“*[12]

Dem Ansinnen schlossen sich jedoch auch die übrigen Erben – Helene Röchling (geb. Lanz), Valentine v. Seubert (geb. Lanz) und Gisella Lanz (geb. Giulini; die Ehefrau des verstorbenen Karl Lanz) an, um damit dem Willen von Julia Lanz zu entsprechen: *„Die Frau Geheimrat Lanz hatte immer schon den Wunsch geäußert, dass die von ihr bewohnten Häuser nach ihrem Tode für einen caritativen Zweck zur Verfügung gestellt werden.“*[13] Da dies offensichtlich nicht testamentarisch verankert war und die Familie zu diesem Zeitpunkt unter finanziellen Problemen litt, entschied man sich dafür, das Anwesen dem St. Hedwig-Klinik-Verein zu günstigen Bedingungen anzubieten: *„Die unglückliche Wirtschaftslage, die auch bei den Erben der Familie Lanz schwere Vermögensverluste herbeigeführt haben, brachte es mit sich, dass die Erwerbung des Anwesens durch einen Kaufpreis in bar getätigt werden musste, statt mit einer Stiftung, wie das zuerst im allgemeinen angenommen worden ist.“*[14] Dennoch handelte es sich gerade in Hinblick auf die finanzielle Lage *„um eine Schenkung bedeutender Art“,*[15] so Prälat Bauer.

Der Kaufpreis von 380 000 Mark entsprach der Hypothek von 350 000 Mark zuzüglich 30 000 Mark Zinsen, die Julia Lanz 1925 noch ein Jahr vor ihrem Tod auf ihr Wohnhaus aufgenommen hatte. Dies beweist, dass auch die Witwe des Landmaschinenfabrikanten gegen Ende ihres Lebens durch die prekäre Lage der Firma Lanz in finanzielle Bedrängnis geraten war. Die Erben wünschten nun lediglich die Amortisierung dieses Fehlbetrags im Nachlass

Prof. Dr. Kurt Laemmle (1893–1952)
Alle Fotos: St. Hedwig-Klinik, Mannheim

und verzichteten darauf, von dem Hausverkauf zu profitieren.

Am 24. Juli telegrafierte Valentine von Seubert, die jüngste Tochter von Julia Lanz, von ihrem Wohnsitz Schloss Seeleiten in Oberbayern folgende Worte: *„dankbarst erfreut elternhaus in ihren händen zu wissen. senden herzlich ergebenste gruesse. alle seuberts.“*[16] Zu diesem Zeitpunkt scheinen sich die Verhandlungen konkretisiert zu haben; *„im Spätjahr 1928“* erfolgte der Ankauf.[17] Im Oktober schon wurden erste Umbauarbeiten im Hause vorgenommen, und Prälat Bauers Schreiben an das Erzbischöfliche Ordinariat vom 13. Oktober zeigt deutlich, dass man sich nur pro forma die Erlaubnis für eine bereits beschlossene Sache einholte: *„Hochwürdigstes Erzbischöfliches Ordinariat bitten wir nun zum Erwerb des Anwesens Genehmigung gütigst erteilen zu wollen. Daß wir bereits vor Übertragung des Eigentums mit der Vornahme von einigen baulichen Änderungen im Hause begonnen haben, wolle uns nicht verübelt werden.“*[18] Am 16. Oktober 1928 gab die Kirchenbehörde ihre Zustimmung.[19] Damit stand das Projekt endgültig auf sicheren Beinen.

Klinikpforte, die ehemalige Damengarderobe, 1929

Gründung des St. Hedwig-Klinik-Vereins und Umbau des Lanzhauses

Am 31. Oktober formierte sich unter Joseph Bauer und dem ärztlichen Leiter Dr. Kurt Laemmle der gemeinnützige *„St. Hedwig-Klinik-Verein im Lanz-Haus e. V."* mit Sitz in A 2, 6/7 mit dem Ziel, eine Frauenklinik mit Wöchnerinnenheim zu gründen. Am 16. Dezember konnte der Prälat dem Oberbürgermeister der Stadt Mannheim mitteilen, dass sein Wohltätigkeitsverein das Lanzhaus erworben habe und darin eine Frauenklinik einrichten wolle.[20] Wann genau der Ankauf erfolgt ist, ist nicht dokumentiert.

Dr. Kurt Laemmle (1893–1952) muss als der eigentliche „Kopf" des Unternehmens bezeichnet werden. Nach seinen Vorstellungen wandelte sich ein Patrizierhaus zu einer modernen Klinik, obwohl zahlreiche technische Einrichtungen wie ein Krankenaufzug auf Grund des Geldmangels erst viel später verwirklicht werden konnten. Laemmle war Arzt aus Leidenschaft, der schon als Sechzehnjähriger seine Berufung erkannt hatte. Nach der Teilnahme am Ersten Weltkrieg studierte der gebürtige Karlsruher unter anderem in Kiel und München und schloss seine praktische Ausbildung in Berlin und Neustrelitz ab. 1926 erst hatte er sich in Mannheim niedergelassen, doch seine *„hervorragenden menschlichen Eigenschaften und seine reichbegnadete fachliche Kunst erwarben ihm sehr schnell das Vertrauen ungezählter Menschen in Nah und Fern."*[21] Dass Prälat Bauer nicht einmal zwei Jahre später den noch jungen, doch verheißungsvollen Nachwuchsmediziner als zukünftigen ärztlichen Leiter der neuzugründenden Klinik berufen hatte, beweist das innerhalb kurzer Zeit erworbene Ansehen des Mediziners, der bis zu seinem Tod 23 Jahre lang die Geschicke des Hauses leiten sollte.

Das Treppenhaus im französischen Stil orientiert sich am Petit Trianon von Versailles

Die Umbaupläne erstellte der Mannheimer Architekt Willy Drinneberg. Unter der Bauleitung von Michael Geisel war bereits am 1. Oktober mit den Arbeiten begonnen worden, die am 31. Dezember abgeschlossen waren.[22] Die weiteren Veränderungen zogen sich bis ins Spätjahr 1929 hin. Sogar die vergleichsweise geringen Kosten von 110 000 Mark stellten für den St. Hedwig-Klinik-Verein in diesen Notzeiten ein ernsthaftes Problem dar:[23] *„Die Geldbeschaffung war mit ungeheuren Schwierigkeiten verknüpft* […]. *Es war nämlich mit dem Umbau begonnen worden auf die feste Zusage von Geldgebern hin, die später versagt haben.* […] *Es sollte selbstverständlich vorläufig nur das Notwendigste umgebaut werden, um die Klinik ihrem Zweck zuführen zu können.* […] *Auch die Umbauarbeiten litten unter der uneinheitlichen Ausführung und den unklaren wirtschaftlichen Verhältnissen.* […] *Erwähnt sollen auch die vielen kleinen Schwierigkeiten werden, die dadurch entstanden waren, dass* […] *für die Bezahlung der Handwerker kein flüssiges Geld vorhanden war* [und] *das Bezirksamt und das zuständige Ministerium durch Formfehler des Architekten die Bewilligung zur Einrichtung einer Klinik nicht rechtzeitig erteilten. Sogar polizeiliche Baueinstellung für einige Tage war auferlegt."* Drinnebergs Baupläne vom Dezember 1928 bis

Wartehalle und Empfangsraum der 3. Klasse, früher Empfangshalle, 1929

März 1929 sind uns in Kopien erhalten.[24] Der Architekt hatte *„darauf Bedacht genommen, die künstlerische Innenausstattung der Gesellschaftsräume des Lanzschen Hauses nach Möglichkeit zu schonen. Mit Geschick wusste er die notwendigen, oft schwierigen Neuerungen dem Stile des Vorhandenen anzupassen, wie es der Wunsch der Familie Lanz war.“*[25] Die Umwandlung zur Klinik verlief tatsächlich ohne allzu große Eingriffe in die Bausubstanz des Hauses; lediglich die hofseitigen Gesellschaftsräume wurden durch den Einbau der Operationssäle bereits damals völlig verändert, und auch der Speisesaal verlor durch die Einrichtung eines Krankensaals größtenteils seine Dekoration. Dagegen wurden die anderen Räume den klinischen Zwecken lediglich durch Verlegen von Linoleum und abwaschbare Ölfarbanstriche der Wände und Türen angepasst; selbst die Wirtschaftsräume waren *„so geräumig, dass wenig daran verändert werden brauchte“*. So gelang es den Verantwortlichen, *„den feinen, humanen Grundzug, der in den Räumen schon ehedem gewaltet hat, zu erhalten, ja zu läutern.“*[26]

In der Neuen Badischen Landes-Zeitung wurde bei einer Vorbesichtigung das schöne Domizil der Klinik gelobt: *„Die Kranken und Schwangeren sollen fernab vom Massenbetrieb ein Heim finden, das individuelle Behandlung und Menschenfreundlichkeit ermöglicht, die über das gewohnte Maß der Pflichterfüllung hinausgehen kann.* […] *Als ganz besonders gelungen kann man die Anordnung der Räume für die 3. Klasse bezeichnen. Zu diesem Zweck wurden die schönen Gesellschaftsräume des Hauses Lanz benutzt. Taghelle, lichte, hohe Räume mit freundlicher Farbtönung der Wände, alles abwaschbar, vervollkommnen die Hygiene dieser Station.* […] *Die mit Marmorfußboden und reicher Architektur versehene frühere Gemäldegalerie wurde belassen und soll mit als Tagesaufenthaltsraum für die allgemeine Station dienen.* […] *Mit liebevoller Sorgfalt, unter Ausnützung der reichen Erfahrungen des Chefarztes Dr. Laemmle und Heranziehung der modernsten technischen Hilfsmittel ist hier eine Klinik entstanden, die auf dem Spezialgebiet der Geburtshilfe und Frauenkrankheiten als mustergültig bezeichnet werden kann.“*[27]

Die Zimmer der 3. Klasse, früher Saal und Salons der Familie Lanz, 1929

Im Erdgeschoss der Lanzhäuser wurden am Eingang zu A 2, 6 links die Pforte mit Sekretariat und rechts das Sprechzimmer der Oberin angeordnet, im Hof befanden sich die Kapelle und die Leichenkammer. Der Trakt zwischen den beiden Einfahrten wurde als geschlossene Schwesternstation mit Aufent-

Der große Krankensaal im ehemaligen Speisesaal mit Niederbronner Schwestern (um 1930)

Aseptischer Operationssaal, 1929

haltsraum und Schlafzimmern eingerichtet. Waschküche und Bügelstube, Garage, Hausmeister- und Assistenzarztwohnung umgaben den ehemaligen Wirtschaftshof in A 2, 7. Über die prunkvolle Paradetreppe von Julia Lanz gelangte man in die ehemalige Halle oder Diele im ersten Obergeschoss, die zum Warte- und Empfangsraum ungestaltet wurde. Von hier aus erreichte man die Station der 3. Klasse, die in die straßenseitigen Salons gelegt worden war und vier Säle mit insgesamt 20 Betten umfasste, das Sprechzimmer des Chefarztes (im einstigen Herrenzimmer) und den Wandelgang (in der Gemäldegalerie). In den hofseitigen Flügeln war außerdem die Operationsanlage mit septischem und aseptischem OP, Sterilisationsraum und Labor angeordnet. Deren Anlage hatte Kurt Laemmle besondere Sorgfalt gewidmet, wie die Neue Badische Landes-Zeitung vermerkt: *„Die Lösung der Operationsanlage kann wohl als die Schwierigste bezeichnet werden, sie wurde* […] *in einwandfreier und mustergültiger Weise gelöst.* […] *Alle modernen Errungenschaften der operativen Technik sind hier angebracht und durch die Firmen Lautenschläger (Berlin), Schütz u. Polle (Mannheim) und Friedr. Dröll (Mannheim) geliefert worden.* […] *Hervorzuheben wäre noch die moderne Zeißsche Operationslampe* […]“. Der Bestrahlungsraum, das Entbindungszimmer sowie die Küche mit Nebenräumen umgaben den zweiten Hof.

Von der großen Wartehalle schritt man über eine Eichenholztreppe ins zweite Obergeschoss. Während sich im Altbau die Station 2. Klasse mit fünf Zimmern zu insgesamt etwa elf Betten und einem Aufenthaltsraum sowie Kreißzimmer und Säuglingsraum befand, lag im Neubauteil die noble 1. Klasse, die sich sechs *„reich ausgestatteter Einzelzimmer“* rühmen konnte: *„Ganz besonders schön sind in einer Reihe von Zimmern die eingebauten Schränke und die Marmorwaschbecken, die*

Septischer Operationssaal mit Blick in den Sterilisationsraum, 1929

Operation in den 30-er Jahren: Dr. Laemmle, Frl. Dr. Koehler, Assistenzarzt Dr. Genth sowie die Ordensschwestern Hermina und Donatiana

durch Vertäfelung verdeckt sind". Auf der Hofseite von A 2, 7 war zudem die septische Abteilung mit fünf Betten untergebracht. *„In diesem Geschoss finden wir auch die Liegeterrassen, die es im Sommer ermöglichen, die Patienten im Freien zu lagern."* Im Dachgeschoss befanden sich Zimmer für das Personal und Speicherräume.

Bemerkenswert ist außerdem, dass die Klinik von Anfang an mit einer damals modernen Lichtsignalanlage der Mannheimer Firma C. Lorenz AG und einem Notstromaggregat ausgestattet wurde.

Die ersten Monate der St. Hedwig-Klinik

„Die Schwesternfrage war außerordentlich schwierig zu lösen. Manche Verhandlungen mit Schwesternvereinigungen haben zu keinem günstigen Resultat geführt, sodass der Vorstand auf die katholische Schwesternschaft Veronika in München zurückgreifen musste."[28] Der St. Hedwig-Klinik-Verein hatte zahlreiche Schwesternschaften in ganz Deutschland angeschrieben, so das Allianz-Schwesternhaus Immanuel in Hannover, die Schwesternvereinigung Maria-Elisabeth in Frankfurt a. M., den Reichsverband der Krankenschwestern in Berlin, die Schwestern vom Roten Kreuz in Bad Homburg v. d. H., die Schwesternschaft St. Elisabeth in Freiburg und die Schwestern des Badischen Frauenvereins in Karlsruhe. Doch die geeigneten Organisationen konnten keine Schwestern stellen; bei denen, die sich auf eine geschaltete Anzeige meldeten, stimmte die Konfession nicht, denn man wollte unbedingt katholisches Personal für das Haus. Ende November trat der Verein schließlich in Verhandlungen mit der erst vor zwei Jahren gegründeten katholischen Schwesternschaft Veronika, die schließlich erfolgreich abgeschlossen werden konnten. Kurt Laemmle hatte in seinen Schreiben immer wieder Wert auf fröhliches und freundliches Naturell der Krankenschwestern gelegt, die damals im Ruf standen, oft sehr rau im zwischenmenschlichen Verkehr zu sein: *„Äusserst wichtig für ein derartiges Heim sind jüngere Schwestern, die gebildeten Kreisen entstammen und durch eine fröhliche, menschenfreundliche Art sich auszeichnen."*[29]

Ende Dezember trafen sieben Veronika-Schwestern unter der Leitung von Oberin Ramjoué in Mannheim ein. Diese Belegschaft sehen wir auf den ältesten Fotos des Krankenhauses, die wohl kurz nach Eröffnung des Hauses zu Werbezwecken aufgenommen wurden. Der Betrieb konnte somit am 1. Januar 1929 aufgenommen werden. Am 13. Januar fand die erste Operation, am 16. Januar die erste Geburt in der St. Hedwig-Klinik statt. Doch die Wahl der Schwestern erwies sich offensichtlich als Fehlgriff, wie die Chronik berichtet: *„Die Neueinrichtung der Klinik mit den nur teilweise vollständigen Einrichtungen und der sofort vollständigen Belegung mit teilweise schweren operativen Fällen stellte an die ärztliche Leitung und an das Personal ungeheure Anforderungen. Die Schwestern waren zwar jede für sich gut ausgebildet und ausserordentlich arbeitswillig, es fehlte jedoch der innere geistige Zusammenhang in der Schwesternschaft, sodass es trotz Aufbietung aller Kräfte nicht gelang, den klinischen Betrieb aufrechtzuerhalten. Die Schwierigkeiten, die dadurch entstanden, waren so gross, dass der Chefarzt Ende März 1929 an den ersten Vorsitzenden H. H. Prälat Bauer mit der dringenden Bitte herantreten musste, Ordensschwestern für die Klinik zu gewinnen."*[30]

Entbindungszimmer, 1929

Wir müssen diese Worte der Chronik mit Vorsicht betrachten, denn sie wurde von einer der Niederbronner Ordensschwestern verfasst, die ihre Kolleginnen ersetzen sollten. Ob die Veronika-Schwestern die Arbeit wirklich nicht bewältigten, verschließt sich uns Heutigen. Es

scheint aber tatsächlich größere Komplikationen gegeben haben, denn sie werden später noch in der Presse erwähnt. Dazu verschuldete sich das junge Unternehmen durch den unwirtschaftlichen Start trotz hoher Auslastung immer mehr und war kaum noch in der Lage, die wichtigsten Schulden zurückzuzahlen. Bereits Ende Februar trat Prälat Bauer erstmals an das Provinzhaus des Ordens im Kloster Mariahilf in Bühl mit der Bitte heran, ob die Niederbronner Schwestern nicht das Personal für die Klinik stellen könnten oder gar das ganze Haus in eigener Regie übernehmen wollten. Dies beweist, dass ein gewichtiger Grund für die Entlassung der Veronika-Schwestern auch war, dass der Prälat das gesamte Unternehmen wegen der finanziellen Schwierigkeiten lieber unter die Leitung einer großen Wohltätigkeitsvereinigung stellen wollte, da der kleine Verein dazu kaum fähig war. Das

Zimmer der 1. Klasse im 2. Obergeschoss (früher Gästezimmer)

Ansinnen wurde zunächst jedoch abgelehnt, und Bauer musste noch zahlreiche Bittbriefe verfassen, denen man entnehmen kann, dass er sich seine Sorgen schnellstmöglich vom Hals schaffen mochte. Mitte März ließ Bühl sich schließlich erweichen und versprach die gewünschten Schwestern. Eine von Kurt Laemmle aufgestellte Rentabilitätsrechnung für die ersten drei Monate ergab dann zwar, dass bereits in dieser ersten kurzen Zeit ein kleiner Überschuss erwirtschaftet wurde und Chefarzt und Prälat keine Sorgen um die Zukunft der Klinik mehr zu haben brauchte, doch blieben die hohen Schulden durch den Ankauf und den Umbau des Hauses bestehen.

Am 1. Mai 1929 übernahmen sieben als Krankenschwestern ausgebildete Ordensfrauen unter Leitung von Schwester Fidelia die St. Hedwig-Klinik, die schon im Herbst schwer erkrankte und durch Schwester Formaria vom Mutterhaus in D 4, 4 abgelöst wurde. *„Die Niederbronner Schwestern arbeiteten sich aussergewöhnlich rasch ein und es wurde rasch ein glückliches Einvernehmen zwischen ärztlicher Leitung und wirtschaftlicher Leitung einerseits, zwischen Patienten und Schwestern andererseits hergestellt.“*[31] Auch die Wirtschaftlichkeit der Klinik steigerte sich in der Folgezeit. Außerdem konnten die Umbauarbeiten mit der Fertigstellung der ebenerdig im linken Hofflügel des Altbaus untergebrachten Kapelle im Laufe des Jahres vollständig abgeschlossen werden.

Erst danach fand die Weihe des Hauses statt. Sie wurde am 31. Oktober 1929 gefeiert – dem Tage des einjährigen Bestehens des St. Hedwig-Klinik-Vereins. Joseph Bauer hielt in der zum Warte- und Empfangsraum umgewidmeten zentralen Diele *„von dem Treppenpodest aus“*[32] eine Ansprache, *„in der er zunächst an die Familie Lanz erinnerte und u. a. ausführte: Es geziemt sich, dass wir bei dieser Feier vor allem derer gedenken, die früher in diesem Hause wohnten: des Ehepaares Lanz. Diese edlen Menschen haben in diesem Hause die schönsten Jahre ihres Lebens verbracht. In diesem Hause wurden ihre Kinder geboren.*[33] *In diesem Hause sind sie groß geworden. Manches schöne Familienfest wurde hier gefeiert. In diesem Hause haben die Eltern Lanz ihre Seelen ausgehaucht. Wir gedenken dieser guten Menschen heute in ganz besonderer Weise.“*[34] Bauer erinnerte daran, dass die Aufgabe, aus den Lanz-Häusern ein Krankenhaus zu schaffen, nicht leicht gewesen sei: *„Der unverwüstliche Optimismus des Prälaten und, wie er selbst launig und liebenswürdig erzählte, sein treu befolgter Wahlspruch: das Notwendigste zuerst, dann das Nützliche, das Angenehme zuletzt, nicht umgekehrt! haben der Idee des Hauses Gestalt verliehen.“*[35]

In allen Zeitungsartikeln, die über die Einweihung berichten, wird der besondere Charakter des Hauses betont: *„Die Klinik ist zwar kein großes Krankenhaus, verfügt aber über schöne Räume, wie sie nur ein altes Patrizier-*

haus bieten kann".[36] *„Ein Rundgang durch die geschmückten Räume festigte den Eindruck, dass hier ein vorbildliches Werk entstanden ist, in dem auch ein heimeliger lauterer Geist zuhause ist."*[37]

Bereits im ersten Jahre ihres Bestehens war die Klinik gut ausgelastet: 334 Kinder wurden hier geboren und 541 Operationen durchgeführt. Die Schuldenlast aber drückte weiterhin auf dem Wohltätigkeitsverein, und man musste sich immer weiter vom angestrebten Ideal entfernen, gerade den sozial Schwachen zu dienen und insbesondere Bedürftige aufzunehmen, um als Institution überhaupt weiterleben zu können.

Ankauf durch die Niederbronner Schwestern

Während sich die St. Hedwig-Klinik nach und nach gut einführte, wuchsen die Lasten, die durch Kauf und Umbau des Hauses entstanden waren, durch den hohen Zinssatz schließlich auf insgesamt 574 000 Mark.[38] Joseph Bauer wandte sich an verschiedene Banken und erbat einen niedrigeren Zinsfuß, doch er hatte keinen Erfolg. Im Juli versuchte er abermals, die Niederbronner Schwestern zur Übernahme des Krankenhauses zu bewegen. In Bühl war man unentschlossen: Die Kapazitäten der Wohlfahrtsgesellschaft Mariahilf hatten ihre Grenzen erreicht, man wollte sich, zumal in dieser wirtschaftlichen Krisenzeit, nicht in noch mehr Unternehmen stürzen und konnte zudem selbst für die eigenen Häuser kaum genügend Schwestern stellen. Andererseits scheute man sich, den rührigen Mannheimer Prälaten im Regen stehen zu lassen, weshalb das Provinzhaus mit gemischten Gefühlen vor der Auslastung und der Rentabilität des Hauses – ganz zu schweigen von den abzubezahlenden Schulden – den Ankauf der St. Hedwig-Klinik beschloss, der im Februar 1930 vom Ordinariat genehmigt wurde. Bauer, dem damit ein Stein vom Herzen gefallen war, sicherte seine dauernde Unterstützung zu: *„Was ich nur immer tun kann, werde ich zum Besten dieses für unsere katholische Sachen so wichtige Unternehmen tun, auch wenn das Anwesen auf Sie übergegangen ist."*[39]

Diesem Versprechen kam er auch prompt nach und schrieb am 19. Februar an die Lanz-Erben: *„Nach langem Zögern hat das Mutterhaus der Niederbronner Schwestern in Bühl sich entschlossen, mir meine großen Sorgen abzunehmen und die St. Hedwig-Klinik auf seinen Namen in das Grundbuch eintragen zu lassen."*[40] Gleichzeitig bat Prälat Bauer – wie vom Ordenshaus in Bühl aufgetragen – Helene Röchling, Emily Bumiller, Valentine v. Seubert und Gisella Lanz um Vergünstigungen bei der Abbezahlung der Schulden, *„sei es durch Nachlass eines Teiles der Schuld von 23 000 M* […] *oder sei es durch Fristerteilung auf 2 o 3 Jahre* […]. *Ew. Hochwohlgeboren wäre ich sehr dankbar, wenn Sie in einer oder der anderen Hinsicht mein Bestreben, die Niederbronner Schwestern zum Abschluss der Sache bewegen, unterstützen würden. Es ist für Sie alle ein beseligendes Gefühl, Ihr Anwesen in guten Händen zu wissen und Sie handeln gleichzeitig im Sinne Ihrer unvergesslichen Eltern, wenn Sie Ihr Wohlwollen in der erbetenen Weise zum Ausdruck bringen."*[41]

Valentine v. Seubert antwortete bereits am selben Tag: *„Bezüglich Ihres beifolgenden Rundschreibens an die Erben* […] *bedauere ich tiefstens, den darin ausgesprochenen Wunsch nicht erfüllen zu können. Die Veranlassung dazu liegt in unserer finanziellen Notlage. Wie Ihnen wohl bekannt ist, schließt die Erbmasse mit einem sehr erheblichen Fehlbetrag ab, so dass die Erben gezwungen sind, um diesen auszugleichen, große Zubußen zu leisten. Was dieses für uns Beteiligte alle in unserer finanziellen Bedrängnis zu bedeuten hat, werden Sie ermessen können. Wie sich die schwebenden Fragen bezüglich der Firma Lanz lösen werden, lässt sich z. Zt. noch gar nicht übersehen. Soviel aber ist heute schon sicher, dass selbst im günstigsten Falle nur soviel uns bleiben wird, uns bei einfacher Lebensführung unseren hiesigen Wohnsitz erhalten zu können. Die finanzielle Lage meiner Schwester Emily ist noch wesentlich ungünstiger, u. auch meine Schwägerin Gisella Lanz ist gezwungen, äußerst sparsam zu leben.* […] *sind die Zeiten für uns endgültig vorüber, für wohltätige Zwecke größere Zuwendungen zu machen."*[42]

Am 27. Februar schrieb Joseph Bauer an die Provinzialoberin der Niederbronner Schwestern, Mutter Gaudentia: *„Endlich habe ich wenigstens von 3 Erben Lanz Nachricht bekommen. Leider hat Familie von Seubert wegen ihrer eingetretenen wirtschaftlich-misslichen Lage nichts versprochen. Frau Legationsrat Dr. Bumiller hat mir ihr Bedauern ausgesprochen, dass ihre Schwester so hart geschrieben habe. Sie werde, sobald sie wieder bei Geld ist, alles gut machen, was ich auch fest glaube (sie hat bei mir convertiert). Die junge Frau Dr. Lanz schrieb, sie habe die Sache ihrem Berater übergeben und werde noch Mitteilung machen. Frau Geheimrat Röchling hat noch nicht geantwortet. Dieselbe ist am besten in der Lage, etwas nachzulassen.“*[43]

Dieser interessante Schriftwechsel offenbart uns, wie sehr die einst so reichen und mächtigen Nachfahren von Heinrich Lanz um 1930 mit finanziellen Problemen zu kämpfen hatten und dadurch deutlich an Einfluss und gesellschaftlicher Anerkennung verloren. Ob die Erben dann tatsächlich noch eingelenkt haben, ist nicht bekannt, denn mit dem Schreiben von Prälat Bauer bricht die vollständige Dokumentierung der Vorgänge in der St. Hedwig-Klinik ab: Am 1. März 1930 wurde das Krankenhaus auf den Namen der Wohltätigkeitsgesellschaft Mariahilf in Bühl eingetragen und befindet sich seither im Besitz der Niederbronner Schwestern.

Ausblick

Joseph Bauer blieb mit der St. Hedwig-Klinik bis zu seinem Tod eng verbunden. Als sich der Gesundheitszustand des hochbetagten Prälaten verschlechterte, verbrachte er seine letzten Lebenswochen in dem von ihm gegründeten Hause. Die Chronik berichtet: *„Während seiner ganzen Krankheit behielt er immer seine gütig-fromme Art und spendete jedem seinen Segen, welcher zu ihm kam, bis zum letzten Augenblick.“*[44] Der 1949 zum Ehrenbürger ausgezeichnete Wohltäter starb am 6. Juni 1951 und wurde in der Krankenhauskapelle aufgebahrt, die er einst selbst geweiht hatte. Zur Trauerfeier überführte man ihn in seine Jesuitenkirche und setzte ihn in der dortigen Krypta bei.

Auch der zweite geistige Gründer des Hauses, Kurt Laemmle, starb im folgenden Jahr – am 16. Oktober 1952 – nach kurzer schwerer Krankheit in der Institution, deren Ruf und Charakter er maßgeblich geprägt hatte.

Bis zur mehrmaligen Zerstörung der Klinik im Zweiten Weltkrieg und einigen wenigen Monaten der Schließung gegen Kriegsende kann das Krankenhaus, das längst nicht mehr nur Geburtsklinik ist, auf eine jahrzehntelange erfolgreiche Tradition zurückblicken. Trotz zahlreicher baulicher Erweiterungen hat sich bis heute der intime Charakter des Hauses erhalten. Mittlerweile ist die Einrichtung mit den barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul zur „Theresienkrankenhaus und St. Hedwig-Klinik GmbH Mannheim“ zusammengeschlossen, doch weiterhin betreiben Niederbronner Ordensschwestern aus Bühl diese Institution, die zu den beliebtesten Geburtsstätten der Stadt zählt.

Anmerkungen

1 Mit diesem Beitrag soll die unvollständige Zusammenfassung der Klinikgeschichte ergänzt werden, die von Reiner Albert verfasst wurde, dem leider die schwer zugänglichen Akten der St. Hedwig-Klinik offenbar nicht vorlagen: Reiner Albert: Der Caritasverband Mannheim und seine Geschichte (= Quellen und Darstellungen zur Mannheimer Stadtgeschichte 9). Sigmaringen 2005: 96–97.

2 Zur Baugeschichte des Stadthauses der Familie Lanz: Tobias Möllmer: Ein bürgerlicher Palazzo: Das Stadthaus der Familie Lanz in Mannheim (erscheint in den Mannheimer Geschichtsblättern 2/2009).

3 Gustav Jacob: Mannheim – so wie es war. Mannheim 1971: 86.

4 Zur Biographie von Theodor Bumiller: StadtA Mannheim, Personengeschichtliche Sammlungen, Mappe S 1/0108.

5 Lorenz: Die Hochzeit im Hause Lanz (Am 29. Juni 1895). In: Unger, Heinrich (Hg.): s'gibt norr een Mannem odder 45 Johr Stadtbas! Zum 300jährigen Stadtjubiläum. Mannheim 1907: 57–60.

6 Zu den Umzügen von Theodor und Emily Bumiller vgl. die Mannheimer Adressbücher der entsprechenden Jahre. Zur Bumiller-Stiftung: R. Albert (wie Anm. 1): 52–54.

7 StadtA Mannheim (wie Anm. 5).

8 StadtA Mannheim, Album 01877 aus dem Nachlass von Herrn A. Kalwa mit zahlreichen Postkarten, Fotografien der Dienstboten etc. Der heutige Verbleib eines Briefes von Emily Bumiller an ihr Dienstmädchen Elisabeth Braun, der das herzliche

Verhältnis eindrücklich festhält und der sich früher ebenfalls im Besitz des Ehepaars Kalwa in Mannheim befunden hat, ist mir nicht bekannt.

9 Schreiben von Prälat Josef Bauer an die Provinzialoberin Schwester Gaudentia in Bühl, Baden, 22. 7. 1929.

10 SHK, Archiv der St. Hedwig-Klinik (im Folgenden SHK), Brief von Prälat Joseph Bauer an das Erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg, 13. 10. 1928.

11 SHK, Schreiben von Prälat Joseph Bauer an den Caritasdirektor Eckert in Freiburg, 21. 6. 1928.

12 SHK (wie Anm. 11).

13 SHK, Chronik. Handschriftliches Manuskript, geführt ab 1929 (wohl von einer Ordensschwester aus Niederbronn), ohne Seitenangaben.

14 Ebd.

15 SHK (wie Anm. 11).

16 SHK, Telegramm der Familie v. Seubert an Prälat Joseph Bauer, 24. 7. 1928.

17 SHK, Schreiben von Prälat Bauer an unbekannten Adressaten („Verehrliche Direktion"), wahrscheinlich die Pensionskasse der Angestellten der BASF, vom 21. 2. 1929.

18 SHK (wie Anm. 11).

19 SHK, Schreiben des Generalvikars Sester vom Erzbischöflichen Ordinariat in Freiburg an Prälat Joseph Bauer, 16. Oktober 1928.

20 SHK, Schreiben von Prälat Joseph Bauer an den Oberbürgermeister der Stadt Mannheim, 16. 12. 1928.

21 Professor Dr. Kurt Laemmle †. In: Katholisches Gemeindeblatt Mannheim, Nr. 43, 26. 10. 1952: 1.

22 SHK, Chronik (wie Anm. 14).

23 SHK, Schreiben von Prälat Joseph Bauer an den Bankier J. Jos. Starck in Rotterdam, 22. 2. 1929. In anderen Schriftstücken werden abweichende, doch ähnliche Beträge genannt.

24 SHK, Eingabepläne des Architekten Willy Drinneberg, Mannheim, Dezember 1928 bis März 1929, 3 Schnitte, 5 Grundrisse (Kopien).

25 SHK, Zeitungsausschnitt aus der Neuen Badischen Landeszeitung, Januar 1929, ohne Tages- und Seitenangabe: „St. Hedwig-Klinik im Lanz-Hause A 2".

26 SHK, Chronik (wie Anm. 13), Zeitungsausschnitt vom Januar 1929, ohne Tages- und Seitenangabe: „Die St. Hedwigs-Klinik".

27 Hier und im Folgenden: SHK (wie Anm. 25).

28 SHK, Chronik (wie Anm. 13) und diverse Schriftstücke zu den Vertragsverhandlungen der St. Hedwig-Klinik mit der Katholischen Schwesternschaft Veronika e. V.

29 SHK, Gutachten von Dr. Kurt Laemmle: „Das Haus der verstorbenen Frau Geheimrat Lanz Wtw. A 2.6/7.", undatiert (Anfang-Mitte Juli 1928).

30 SHK, Chronik (wie Anm. 13).

31 Ebd.

32 SHK, Zeitungsausschnitt vom 3. 11. 1929, ohne Angabe der Zeitung, ohne Seitenzahl: „Feierliche Weihe der St. Hedwig-Klinik". Der Autor meint die ehemalige Treppe zu den Privaträumen in der ehemaligen Halle des Stadthauses.

33 Hier irrt Joseph Bauer: Die Kinder kamen alle in A 3, 2 bzw. A 3, 3 zur Welt. Emily Bumiller meinte wohl, dass sie und ihre Geschwister ihre Kindheit in diesem Hause verbracht haben.

34 SHK, Neue Mannheimer Zeitung, 31. 10. 1929 (Mittag-Ausgabe), ohne Seitenangabe: „Weihe der St. Hedwig Klinik".

35 SHK, „Feierliche Weihe der St. Hedwigs-Klinik". Zeitungsartikel ohne Kopf und Seitenzahl, 3. November 1929.

36 SHK, Katholisches Gemeindeblatt Mannheim, Nr. 45, Festblatt zum 75jährigen Ortsjubiläum der Niederbronner Schwestern in Mannheim, 11. 11. 1934, ohne Seitenangabe.

37 SHK (wie Anm. 34).

38 SHK, Schreiben des Generalvikars Sester vom Erzbischöflichen Ordinariat in Freiburg an das Erzbischöfliche Stadtdekanat, Obere Pfarrei, in Mannheim und das Provinzhaus der Barmherzigen Schwestern vom allerheiligsten Heiland in Bühl-Stadt (Baden), 15. 2. 1930. Dieses Schreiben ist die Bestätigung zur Genehmigung des Ankaufs der St. Hedwig-Klinik durch die Niederbronner Schwestern.

39 SHK, Schreiben von Prälat Bauer an die Provinzialoberin Mutter Gaudentia in Bühl/Baden, 22. 7. 1929.

40 SHK, Rundschreiben von Prälat Joseph Bauer an Frau Geheimrat Dr. Röchling in Mannheim, Frau Legationsrat Dr. Bumiller Witwe in Mannheim, Frau Kommerzienrat Dr. Lanz in Mannheim, Frau Major von Seubert in Schloss Seeleiten bei Murnau in Oberbayern, Herrn Rechtsanwalt Dr. Gerhard in Mannheim, 19. 2. 1930.

41 Ebd.

42 SHK, Schreiben von Valentine v. Seubert an Prälat Joseph Bauer, 20. 2. 1930.

43 SHK, Schreiben von Prälat Joseph Bauer an die Provinzialoberin Mutter Gaudentia in Bühl/Baden, 27. 2. 1930.

44 Ebd.

Anschrift des Autors:
Tobias Möllmer
Im Sennteich 33
68199 Mannheim

Peter Künzel

Von Gurs über Chansaye – in die Freiheit?

Über einen dramatischen Rettungsversuch badischer jüdischer Internierter im unbesetzten Frankreich 1940–1944

1. Abschied für immer?

„Die Fenster und Läden wurden geschlossen, die Leitungen abgestellt. Der Polizist, der manchmal oben bei mir zum Rechten sah, bemerkte, dass ich noch Butter, Brot, Käsekuchen, Äpfel einpacken sollte. So als Proviant für ein paar Tage – als ob es mir ums Schlucken gewesen wäre.

Die Türen wurden geschlossen, mit Papierstreifen versiegelt. Ohne zu fragen, lud ich unser Gepäck auf das Wägele, das das Mädchen ziehen half. Ihre eigenen Sachen stellte sie im Nachbarhaus ab. Wir standen schon vor der hinteren Haustüre (für Lieferanten und Menschen 2. Klasse), die Polizei hinter uns, als Pfarrer W. bestürzt durch den Garten kam, nach wenigen Worten verstand, uns die Hand drückte, ein Wort mit auf den dunklen Weg gab, der alten Vierundachtzigjährigen und uns Jüngeren. Dann gingen wir zum Auto. Ich noch einmal an unserem Haus vorbei. Frau Amtsrichter Kehrle begegnete uns. Hinter einem Vorhang bewegte sich eine Gestalt. Wir gingen stumm und tränenlos. Marie und ich mit dem Wägele voraus.“[1]

Mit diesen Worten versucht Lili Reckendorf, ihre Empfindungen beim Auszug aus ihrer Freiburger Heimat zu beschreiben. Am Morgen des 22. Oktober 1940 war ihr wie allen jüdischen Bewohnern Badens, der Rheinpfalz und des Saargebietes befohlen worden, sich innerhalb kürzester Zeit noch für denselben Tag reisefertig zu machen. Ziel und Dauer der Reise waren unbekannt. Die dramatischen Umstände der Aktion drängten jedoch Lili Reckendorf sowie auch ihren beiden Begleiterinnen, Mutter und Tochter Lenel, in deren Freiburger Haus sie gewohnt hatte, das beklemmende Gefühl auf, dass es eine Reise ohne Wiederkehr sein würde.

Ähnlich schlimme Vorahnungen muss wohl der überwiegende Teil der Reisenden gehabt haben, als sich am darauf folgenden Morgen der endlose Eisenbahnzug mit ihnen vom Freiburger Bahnhof aus in Bewegung setzte. Mit dieser erzwungenen Fahrt begann in der Tat für eine kleine Gruppe jüdischer Frauen und Männer aus der unmittelbaren Umgebung Freiburgs ein gemeinsamer Lebensabschnitt von kurzer Dauer, mit einer hoffnungsvollen Rettungsaktion im Mittelpunkt, jedoch mit glücklichem oder tragischem Ausgang bei den Betroffenen. Der vorliegende Bericht folgt den Spuren von 6 Personen und begleitet ihr Schicksal bis zum Ende ihres Lebens.

2. Lebenswege einer Gruppe

Langjährig in Freiburg wohnhaft waren das Ehepaar Simon und Melanie Bloch sowie Hedwig Falkenstein, Witwe des hier geborenen Berthold Falkenstein. Fanny Haberer, ebenfalls Witwe, lebte in Lahr; das Ehepaar Kahn schließlich war beruflich an Müllheim gebunden und bis zum Herbst 1938 auch dort sesshaft. Möglicherweise waren die Freiburger – beides Geschäftsleute – miteinander bekannt; nähere Berührungspunkte weisen ihre Biographien aber nicht aus. Dennoch frappieren – bei aller Verschiedenheit ihrer Herkunft – die Ähnlichkeiten in ihren Lebenswegen bis zum Zeitpunkt der Deportation nach Gurs am 22. Oktober 1940.[2a]

Simon und Melanie Bloch

Simon Bloch wurde 1864 als letztes von 9 Kindern in Eichstetten geboren. Wie der Vater erlernte er den Beruf des Handelsmannes. Seine Frau Melanie geb. Guggenheim stammte aus Tiengen a. H., und schon vor dem Ersten Weltkrieg ließ sich das Ehepaar in Freiburg nieder. Dort betrieb Simon Bloch in der Belfortstraße 26 ein Eisenwarengeschäft; im 2. Obergeschoß desselben Hauses wohnten sie in Miete zusammen mit der bereits verwitweten Tochter Emilie und der Enkelin Edith, die 1922 geboren wurde. Den Geschäftszahlen nach zu urteilen handelte es sich um einen eher kleineren Betrieb jedoch mit stabiler Ertragslage. Gelegentlich betätigte sich Bloch – auch in bescheidenem Rahmen – als Grundstücksmakler in Freiburg und im Raum Tuniberg. Im Zuge der fortschreitenden wirtschaftlichen Bedrängung der jüdischen Gewerbetreibenden durch die nationalsozialistischen Maßnahmen musste er Mitte 1938 das Geschäft aufgeben. Mit Kaufvertrag vom 12. 12. 1938 überschrieb er der Firma W. Bennetz Stahl & Eisenwaren Nachfolger (in der Talstraße) Geschäft und Warenlager zu einem nicht genannten und fixierten Preis, nachdem bereits vorher die Genehmigung des Badischen Wirtschafts- und Finanzministeriums eingeholt worden war – eindeutiges Beispiel einer Arisierungsmaßnahme, welche die Hoffnungslosigkeit des Verkaufenden ausnützte. In dieselbe Richtung weist auch der Verkauf einiger landwirtschaftlicher Grundstücke in der Gemarkung Merdingen zu einem lächerlich niedrigen Preis an einen Freiburger Bauunternehmer. Fortan mussten Blochs von 200 RM im Monat leben, die ihnen die Finanzdirektion Karlsruhe als Quasirente aus dem Sperrkonto Bloch bei einer Freiburger Bank genehmigte, aufgestockt durch die Kriegerwitwenrente der Tochter Emilie in Höhe von 77 RM. Noch kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges gelang dieser, mit ihrer Tochter nach Großbritannien zu fliehen und nach längerer Internierung auf der Insel Man in Leicester eine neue Heimat zu finden. Simon und Melanie Bloch wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert.

Fanny Haberer

Franziska (Fanny) Baum, 1887 in Diersburg geboren, schloss 1913 die Ehe mit dem Lahrer Bürger Eugen Haberer. Dieser führte zusammen mit Bruder Leo ab Mitte der 20er Jahre das vom Vater gegründete Schuhgeschäft weiter, in der Friedrichstr. 6 gelegen und offenbar das erste Haus am Platz. „Am Urteilsplatz waren die Brüder Schuh-Haberer aus Friesenheim, deren Frauen nicht nur vorzüglich ihre Kundschaft bedienten, sondern auch gerne unter den Linden saßen und mit den Vorübergehenden sprachen.“[2b] Dauerhafte und hohe Erträge erlaubten einen wohlhabenden, gutbürgerlichen Lebensstil; so wurde Tochter Hedwig auf ein Wirtschaftsgymnasium nach Berlin geschickt in dem Bestreben, später Nationalökonomie zu studieren. Aber daraus wurde nichts.

Denn auch in Lahr versperrte die NSDAP am 1. 4. 1933 den Eingang des Schuhgeschäftes, und die Kundschaft wurde gehindert einzutreten. Das war der Anfang eines lang anhaltenden und beständigen Geschäftsniederganges der Haberers wie auch der anderen hiesigen jüdischen Betriebe, die nach dem April-Boykott einer zunehmenden Verfolgung ausgesetzt waren.

Ende 1938 dann der Beginn der familiären und geschäftlichen Katastrophe:

- die Zerstörung und Plünderung des Geschäftes und die Demütigung der Besitzer und ihrer Ehefrauen durch den Nazi-Mob im Gefolge der Reichspogromnacht im November 1938.
- die Verschleppung der beiden Brüder nach Dachau für einen Monat.
- der Zwangsverkauf („Arisierung“) der gemeinsamen Firma und des Wohngeschäftshauses unter den erniedrigenden Bedingungen, welche die „Entjudung“ der Wirtschaft kennzeichneten.
- der Tod Eugen Haberers am 20. 6. 1940 in Lahr. Vermutlich überstieg das Ausmaß an Verfolgungen und Demütigungen seine Kräfte.

Fortan lebte Fanny Haberer alleine. Tochter Hede, der man „aus rassischen Gründen“ sowohl ein Studium als auch die Ausbildung zur Buchhändlerin in Berlin verwehrte, war im März 1935 nach langer Vorbereitung die Auswanderung nach Palästina gelungen. Dagegen bekam ihre Mutter am 22. Oktober 1940 gerade

einmal eine Stunde Zeit, um alle lebensnotwendigen Dinge für eine Fahrt ins Ungewisse zusammenzupacken.

Siegfried und Hilda Kahn

Beide Ehepartner wuchsen als Kinder in bescheidenen Geschäftshaushalten auf: Siegfried in Sulzburg, Hilda in Müllheim, und beide schlossen eine Ausbildung als Kaufleute in der Textilbranche ab. Aus ihrer ersten Ehe mit dem Basler Kaufmann L. Gatschet besaß Hilda K. das Schweizer Bürgerrecht; 1917 war in Basel auch ihr einziges Kind Albert geboren worden. Nach dem frühen Tod des Ehemannes übersiedelten sie und ihr Sohn wieder nach Müllheim zu ihrem Vater zurück.

Nach der neuen Eheschließung begannen Kahns 1928 ihre gemeinsame berufliche Aktivität in der Textilbranche am Standort Hauptstr. 111. Dort befanden sich Laden und Wohnung, beides zur Miete. Die Ehe blieb kinderlos; Sohn Albert aus der ersten Ehe Hildas war inzwischen nach Basel zur Ausbildung in einem technischen Betrieb zurückgekehrt. Die Geschäfte schienen in ruhigen Bahnen zu verlaufen.

Aber auch in Müllheim verschlechterte sich die wirtschaftliche Situation der Juden ab 1933 rapide. Kahns waren zuerst gezwungen, das Ladengeschäft in die weniger zentrale Werderstr. zu verlegen. Dann ließ sich, infolge der immer weiter zurückgehenden Ertragssituation, die Aufgabe des Geschäftes (1936?) nicht mehr vermeiden. Schließlich der finanzielle Ruin; als in Müllheim das Leben für die jüdischen Einwohner immer unerträglicher wurde, zogen beide am 2. 8. 1939 nach Freiburg in eine 1-Zimmer-Wohnung in die Rheinstr., noch voller Hoffnung, in der Schweiz beim dort wohnenden Sohn unterzukommen. Aber dieses Ansinnen, welches für Siegfried Kahn seit seiner Inhaftierung in Dachau im November 1938 immer virulenter wurde, zerschlug sich – dabei war der größte Teil des Müllheimer Hausrates zur Emigration bei der Speditionsfirma Mengler bereits eingelagert …

Hedwig Falkenstein

Auch für sie war das Jahr 1938 besonders dramatisch. Am 1. Juli wurde das alteingesessene Optiker- und Photogeschäft, welches sie seit dem Tod ihres Mannes zusammen mit ihrem Sohn führte, „arisiert“; am selben Tag wanderte dieser nach England aus. Frau Falkenstein, die immer gewohnt war, Entscheidungen zu treffen und Verantwortung zu übernehmen, war nun alleine und ihres Lebensinhaltes beraubt. Zwar war das Grundstück noch in ihrem Besitz, aber nach all den jahrelangen persönlichen und juristischen Demütigungen der jüdischen Bevölkerung war zu befürchten, dass sie mit einer uneingeschränkten Nutznießung des großen Hauses Kaiser-Joseph-Str. 210 nicht rechnen konnte.

Als dann Verkaufsverhandlungen mit dem – offenbar seriösen – Geschäftsnachfolger begannen, erwies sich die Materie als vermögensrechtlich schwierig und blieb im Kompetenzgerangel zwischen den Reichsbehörden stecken.

Inzwischen wurde Hedwig F. am 22. 10. 1940 von Freiburg aus nach Gurs deportiert. Für diese „Flucht“ musste sie die unglaubliche Summe von 17 022,05 Reichsmark als „Reichsfluchtsteuer“ an die Reichskasse bezahlen.

3. Gurs

Am Abend des 25. Oktober treffen nach dreitägiger Eisenbahnfahrt über 6500 Personen in Gurs, einem kleinen Ort im Pyrenäenvorland unweit der Stadt Pau ein. Es handelt sich um die nahezu vollständige jüdische Bevölkerung Badens, der Rheinpfalz und des Saargebietes. Lili Reckendorf und die kleine Gruppe der sechs Personen, welcher unsere Aufmerksamkeit gelten wird, müssen gleich nach ihrer Ankunft erkennen, dass die Wirklichkeit des ihnen bevorstehenden Lagerlebens den denkbar radikalsten Bruch mit ihrer bisherigen Lebenswelt darstellt.

Gurs war im Frühjahr 1939 von der französischen Regierung eingerichtet worden als ein Lager für Flüchtlinge aus Spanien, die sich aus Angehörigen der internationalen Brigaden, der republikanischen Armee oder politischer Verfolgter zusammensetzten. Nach dem Ende des spanischen Bürgerkrieges suchten und fanden sie zu Tausenden Zuflucht in Frankreich. Mit Beginn der Kriegshandlungen im September 1939 füllten sich die Baracken mit zahlreichen Staatsbürgern anderer Länder:

Deutsche und Österreicher, die zu diesem Zeitpunkt in Frankreich oder Belgien lebten, entgingen dem Schicksal nicht, zu „feindlichen Ausländern“ deklariert und interniert zu werden. Ende Oktober 1940 trafen dann die Züge mit den vielen Tausenden süddeutscher Juden in Gurs ein, fast zeitgleich mit der Ankunft von 4000 in Saint-Cyprien Internierter, die dieses Camp an der Küste des französischen Roussillon nach sintflutartigen Regenfällen verlassen mussten. Mit nun über 15 000 Internierten waren die Beherbergungsmöglichkeiten in den 328 Baracken des Lagers bis zum Rande ausgeschöpft. Es ging auch nicht mehr darum, Menschen zur Sicherung des französischen Staatsinteresses hinter Stacheldraht zu sperren, sondern „das Lager diente der Aufnahme von Menschen, die von einem Tag zum anderen heimatlos und … in beiden Ländern personae non gratae geworden waren.“[3] Im günstigsten Falle ging es um eine menschenwürdige Unterbringung der Internierten unter den Bedingungen einer demütigenden militärischen Niederlage. Den Betroffenen stand eine schwierige Situation bevor. In den zahlreichen uns überlieferten Erlebnisberichten ergänzen sich immer zwei Aspekte zu einem trostlosen Bild: einmal die tiefe Hoffnungslosigkeit, die vertraute Heimat je wieder zu sehen, sodann die Erfahrung, mit nie vorher gekannten objektiven Verhältnissen in einem fremden Land konfrontiert zu sein. Das hieß: Leben hinter Stacheldraht und damit die Unterdrückung der persönlichen Freiheit; Leben in ständiger Enge, inmitten vieler Menschen und damit Verlust der Privatheit; schließlich Entzug jeglicher Tätigkeit und damit der kreativen Energie. Daneben die vielen anderen bedrückenden Umstände: die Trennung der Familien, Hunger, Kälte, Krankheiten und der Tod als ständiger Begleiter; unbeschreibliche hygienische Verhältnisse und nur ein Mindestmaß an medizinischer Versorgung. Diese neuen, sehr schwierigen Lebensbedingungen mussten gerade die vielen alten Menschen, die im Oktober 1940 aus Deutschland eintrafen, körperlich und seelisch schwächen und widerstandsunfähig machen.[4] Dazu konnten auch unsere 6 jüdischen Bürger aus dem Raum Freiburg zählen: Hilda Kahn und Fanny Haberer waren mit 54 Jahren die jüngsten, Simon und Melanie Bloch mit 77 bzw. 75 Jahren die ältesten der Gruppe. Bei Antritt der Deportation lag ihr Durchschnittsalter bei 64 Jahren.

4. Lagersystem und Internierung bis 1941

Für den 27. 10. 1941 wird in einem Bericht des Lagerleiters an den Präfekten des Département Pyrénées Occidentales die Anzahl der in Gurs Internierten mit nur noch 4590 (statt 15 000 im Jahr zuvor) angegeben. Was führte in weniger als einem Jahr zu dieser drastischen Abnahme der Lagerbelegung? Und führte dies zu einer Verbesserung der Situation für die Menschen?

Der geringeren Auslastung im Lager Gurs liegen organisatorische Motive zugrunde, die sich mit den Begriffen Spezialisierung und Effektivierung benennen lassen. So war die Regierung in Vichy schon Ende 1940 dazu übergegangen, den Bau von neuen Lagern zu forcieren, welche zur Aufnahme einer besonderen Kategorie von Internierten bestimmt waren. Für Familien mit Kindern wurde Rivesaltes eingerichtet, andere Neugründungen waren Noé und Le Récébédou für Alte und Kranke, schließlich bedeutsam noch Les Milles und einige Hotels in Marseille, wo Internierte mit der Aussicht auf Emigration ihrer Ausreise entgegenwarten sollten. Lag diesen Maßnahmen durchaus ein Humanisierungskonzept der französischen Regierung zugrunde (das auch nach außen hin demonstrieren sollte, wie fähig Frankreich sei, seiner humanitären Tradition entsprechende Lager zu führen: „des camps dignes de la France“,[5]) ging es bei der Effektivierung vor allem um den ökonomischen Aspekt. Er war verknüpft mit der neu geschaffenen Institution der Arbeitslager, der GTE (Groupements de Travailleurs Etrangers) – kleinere Lager in staatlichen oder privaten Diensten, deren Bewohner vor allem für schwere körperliche Arbeit wie Bergbau, Wald und Forst, Straßenbau vorgesehen waren. „Bis Oktober 1941 ist … die Mehrzahl der arbeitsfähigen internierten Männer in die Arbeitslager überführt worden. Die Verwaltung hat ein Interesse an der Ausweitung dieser produktiven Form der Internierung. Die Internierten ihrerseits verbinden

häufig Hoffnungen mit den Arbeitslagern, erscheinen sie doch als eine Möglichkeit, den großen Camps mit ihrer erzwungenen Untätigkeit zu entgehen, etwas Geld zu verdienen und in relativ größerer Freiheit zu leben."[6]

So war in Gurs infolge der verschiedenen Transfers und Abordnungen im Laufe des Jahres 1941 eine gewisse Entspannung eingetreten. Mit der verbesserten Wohnsituation ging auch eine Verbesserung der Ernährungslage und der ärztlichen sowie hygienischen Verhältnisse einher. Infolge ihres Alters wurde keiner der Männer unserer kleinen jüdischen Gruppe aus dem Badischen in ein GTE inkorporiert; es gab auch keinen Anlass, aus Alters- oder Gesundheitsgründen jemand von ihnen in ein anderes Lager zu transferieren. Dennoch verdüsterte sich die Lage gegen Ende des Jahres 1941 erheblich: der Kriegsbeginn gegen die Sowjetunion im Oktober ließ an eine rasche Beendigung der doch als vorläufigen Zustand betrachteten Situation zweifeln; sodann verringerten sich mit dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten im Dezember 1941 die Aussichten auf eine mögliche Auswanderung nach Amerika. Schließlich sorgten administrative Verfügungen vollends dafür, dass sich für die jüdischen Internierten der Lager jedes Recht auf persönliche und nationale Identität minimierte: mit der 11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz des Deutschen Reiches vom 25. 11. 1941 verlor jeder Jude die deutsche Staatsangehörigkeit, wenn „er seinen gewöhnlichen Aufenthalt im Ausland hat"[7]; und am Ausgangspunkt einer langen Reihe von antijüdischen gesetzlichen Maßnahmen der Vichy-Regierung erging in Frankreich bereits am 4. 10. 1940 die Ermächtigung, alle nichtfranzösischen Juden jederzeit in Lager einzuweisen oder unter Hausarrest zu stellen.[8]

Das alles bedeutete – hatte man den harten Winter des Pyrenäenvorlandes 1940/41 gesund überstanden – eine gewisse Entspannung, da der Druck der unmittelbar existentiellen Bedürfnisse etwas weniger lastete. Indes war nicht zu übersehen, dass man durch politische Maßnahmen der beiden Länder, in denen man einmal Staatsbürger war bzw. jetzt eine unerwünschte Gastrolle einnahm, einer völligen Ausgrenzung als Jude ausgesetzt war. Durch die Kollaboration von Vichy mit dem Deutschen Reich wurde schon sehr früh die Heimatlosigkeit der jüdischen Bevölkerung festgeschrieben und damit ein Faktum geschaffen, welches die Überlebensenergie in einer verzweifelten Situation entscheidend schwächte.

5. „Centres d'accueil"

Schon zur Zeit der Spanienflüchtlinge hatten sich nichtstaatliche Hilfswerke um die Internierten gekümmert. Die Kirchen und einige Sektionen des Roten Kreuzes aus verschiedenen Ländern waren schon früh engagiert. Als dann mit dem Kriegsausbruch 1939 Flüchtlinge und Internierte aus dem Norden die Lager im Süden Frankreichs füllten, besonders im Herbst 1940, war die Arbeit dieser Organisationen zwar unendlich dringlicher geworden, konnte aber nicht in der gewünschten Effektivität geleistet werden. Zwar war die Zahl der engagierten Gruppen erheblich angewachsen, indessen konnte ihre aufopferungsvolle Arbeit nur als Abmilderung der schlimmsten Übelstände bezeichnet werden. Daran änderte auch wenig, dass der Großteil der helfenden Gruppen einer Dachorganisation, dem Comité de Nîmes, angehörte, welche versuchte, die Arbeit an die dringendsten Brennpunkte zu lenken. Geldprobleme, die Reserviertheit oder Interesselosigkeit der Behörden und die Vielzahl der Probleme bei soviel Problemfällen setzten ihrer Tätigkeit eine natürliche Grenze.

Anfang 1941 bündelten sich Aktivitäten aus verschiedenen Richtungen zu einer neuen Strategie: der Secours Suisse und der OSE (Oeuvre juive de Secours aux Enfants) gelang es, Kinder und Jugendliche aus den großen Internierungslagern in eigene Heime zu überführen; die FESE (Fonds Européen de Secours aux Etudiants) konnte Januar 1942 ein Heim für ausländische Studierende in Le Chambon-sur-Lignon, Haute-Loire, eröffnen, die sie aus denselben Lagern herausholte. Allen diesen erfolgreichen Bemühungen um eine Heimgründung ging ein monatelanger Diskurs mit den Behörden voraus, aber es gelang. Vielleicht galten Kinder und Jugendliche als Zielgruppe einer solchen Aktion gegenüber den Erwachsenen entweder als weniger problematisch oder aber als förderlicher, um das eigene Image

zu verbessern – „des camps dignes de la France“? Oder wäre es doch möglich, auch Erwachsene in ein vergleichbares Projekt einzubeziehen, ungeachtet der administrativen und organisatorischen Hürden, die zu erwarten sind – von den finanziellen ganz zu schweigen? Auch dies gelang. Der Erfolg ist einzig der beharrlichen Energie einer Einzelperson zuzuschreiben. Mit einem bewundernswerten Geschick im Umgang mit den staatlichen Stellen schaffte sie es, noch vor der Verschärfung der Situation Mitte 1942 das Plazet zur Errichtung einer eigenen Heimstätte zu erwirken.

Alexander Glasberg, 1902 in der Ukraine als Sohn jüdischer Eltern geboren, war nach Konversion, Immigration und einem Theologiestudium in Lyon zum Priester geweiht worden. Seinen ersten Dienst als Vikar trat er 1938 in St. Alban an, einer armen Pfarrei im Vorortbezirk Lyons, wo er sich um die sozialen Probleme der Gemeinde kümmerte. Mit Beginn des 2. Weltkrieges engagierte er sich im Rahmen des schnell akut werdenden Flüchtlingsproblems; in der Folge davon ernannte ihn Kardinal Gerlier, Erzbischof von Lyon, zum Delegierten des Comité d'Aide aux Réfugiés (C.A.R.), was ihm die Berechtigung verlieh, Zutritt zu den Flüchtlingslagern zu erhalten. Erschüttert von den Zuständen, welche er Ende des Jahres 1940 im Lager Gurs vorfand, wollte er sich nicht mehr mit freundlichen Worten, die Verbesserung versprachen, abspeisen lassen. Als einzige Maßnahme einer wirklich effektiven Hilfe schien ihm die Herauslösung einer möglichst großen Anzahl von Internierten aus dem Lagerverband zu sein. Aber mit welchem Ziel? Vorerst ging es allerdings darum, Zustimmung bei den anderen Hilfswerken zu finden, einige zuverlässige und ebenso überzeugte Mitstreiter zu finden und – vor allem – sich der wohlwollenden Duldung seitens der Behörden zu versichern.

Anfang Januar 1941 war dann das Projekt entworfen, und Glasberg ging mit der ihm eigenen unerschütterlichen und konsequenten Energie daran, es in die Tat umzusetzen. Es ging um die Gründung von sog. „centres d'accueil“, d. h. Aufnahmezentren, „qui devraient se présenter comme des foyers d'hébergés comptant chacun 50 à 60 personnes et permettant de replacer dans des conditions de vie normales et de remettre au travail des gens qui ont séjourné dans des camps souvent plus d'un ou deux ans.“[9]

Noch stehen einige wichtige Schritte an, bevor die Mitarbeiter mit der nächsten Planungsstufe beginnen können. Der Kardinal muss gewonnen werden, ohne dessen Schirmherrschaft und Autorität Vichy gegenüber das Projekt nicht glücken würde. Eine eigene Organisation, ähnlich der der anderen Hilfswerke, muss gegründet werden, die als Ansprechpartner in allen Belangen Verantwortung übernimmt, und so entsteht die „Direction des Centres d'Accueil“ (DCA) mit einem Führungstrio: dem Abbé Glasberg, Nina Gourfinkel von der Gruppe RELICO France, und dem Dr. Joseph Weill, führendes Mitglied der OSE. Im März 1941 gibt das Generalkommissariat für Jüdische Fragen grünes Licht für die Eröffnung solcher Zentren, jedoch nur für eines pro Département und unter der Maßgabe, dass die Internierten sich in einer Art „Entlassung aber nicht auf freiem Fuß (‚mis en congé non libérables‘)“ und immer noch unter der Gewalt des Lagerkommandanten befänden. Jetzt endlich stehen dem Abbé die Tore der Lager offen.

Am 15. April 1941 teilt Glasberg dem Comité de Nîmes den Erwerb eines alten Hotels mit, dem „Hôtel de la Roche d'Ajoux“, gelegen in Chansaye, einem Weiler der Ortschaft Poule-les-Echarmeaux in der Nähe von Villefranche-sur-Saône, Département Rhône. Nacheinander müssen dann, nach abgeschlossenem Pachtvertrag, die Genehmigung des Bürgermeisters der Gemeinde (Poule), der nächsten Gendarmeriestelle (Lamure-sur-Azergues), der Unterpräfektur (Villefranche-s.-S.) und des Präfekten des Départements (Rhône) sowie des Innenministeriums und der Sûreté Nationale eingeholt werden. Schließlich steht der Direction die heikelste Aufgabe bevor: die Internierten auszuwählen, welche das Glück haben werden, nach Chansaye überzusiedeln. In einem Bericht vom 3. 12. 1941 an das Comité de Nîmes werden die Auswahlkriterien definiert: die Absage an ein Heim mit Alten und Schwerkranken und statt dessen die Aufnahme gesunder Leute zwischen 20 und 45 Jahren, mit freien und handwerklichen Berufen oder sozialem Engagement, ohne nationale

Optikergeschäft Falkenstein in der Kaiserstraße 210 in Freiburg Stadtarchiv Freiburg, M 7010 Kaiserstraße

oder konfessionelle Unterscheidung. Dann aber: „… Wir meinten, das beste Mittel, das finanzielle Problem zu lösen, wäre eine Art wirtschaftlicher Autarkie … Folglich haben wir unseren Haushalt folgendermaßen aufgestellt: zwei Drittel der Bewohner jedes unserer Zentren werden wie oben erwähnt ausgewählt und ohne Bezahlung aufgenommen. Das dritte Drittel finden wir unter den Personen, deren Verwandtschaft in der Lage ist,

für sie eine Pension zu zahlen. Diese Pension ist so kalkuliert, dass sie die Gesamtheit des Budgets abdeckt … Auf diese Weise zahlt ein zahlender Gast in Wirklichkeit die Pension von drei Personen. Wie die Dinge nun mal sind, mussten die Zahlenden aus den Reihen der älteren Personen ausgewählt werden. Dabei versuchten wir aber vorrangig, Ehepaare wieder zusammenzuführen, die während ihrer Internierung in den Lagern getrennt waren."[10] Um die Lebensfähigkeit dieses neu geschaffenen Heimes zu sichern, wird obendrein von jeder zahlenden Person die Vorauskasse von einem Jahr – d. h. also für drei Personen – eingefordert. Die Zahlenden werden darüber informiert, dass sie durch diese Geste keinerlei Anspruch auf ein Privileg irgendwelcher Art erhalten.

War die Namensliste komplett, begann erneut das Genehmigungsverfahren über die Präfektur, das Innenministerium, zurück nach Gurs zum Lagerkommandanten, wieder hinauf auf die staatliche und zurück zur Ebene des Départements. Die Préfecture des Basses-Pyrénées befahl schließlich der Leitung in Gurs, den ersten Transport nach Chansaye auszurichten.

6. Chansaye-par-Poule, 1

Gurs, 25. November 1941

„Die Abfahrt war auf 5 Uhr morgens festgesetzt. Wir brachen um 4 Uhr auf, trotz der nächtlichen Stunde von ein paar Freunden begleitet. Dann wurde das Gepäck kontrolliert, und wir stiegen in einen mit einer Plane zugedeckten Lastwagen, in den kein Lichtschein drang. Wann sich der Schlagbaum hob, konnten wir nur vermuten."[11]

Der Konvoi der Lastwagen zum Bahnhof Oloron transportierte 52 Personen, die alle dem Lager Gurs entstammten.[12] Sie bildeten gleichsam die Stammbelegschaft von Chansaye. Zu den Auserwählten, die vermutlich bis zum Tag ihres Aufbruchs noch Zweifel am Gelingen der Unternehmung hegten, gehörten auch die uns bereits bekannten 6 Personen aus dem Freiburger Raum – die Ehepaare Bloch und Kahn sowie Hedwig Falkenstein und Fanny Haberer. Die beiden Paare konnten wieder gemeinsam leben, und ein paar Anmerkungen auf einer Liste von damals mit vorgemerkten Teilnehmern lassen auf 2–3 zahlende Gäste aus unserer Gruppe schließen.[13]

Am Bahnhof Lyon ein ungewöhnliches Bild: „Der Bahnhof sah beinahe festlich aus, als das Empfangskomitee die Bahnsteige überquerte bis hin zum Abstellgleis, auf dem unter der Bewachung der Gendarmerie der Spezialwagen abgestellt war, welcher unsere ersten 57 Bewohner aus Gurs herbeigebracht hatte. Es gab Blumen, Ansprachen, Tränen, Umarmungen mit Unbekannten … und einen Empfangstee."[14]

Dann wurde der Extrawagen an das kleine Züglein nach Paray-le-Monial angehängt und erreichte Chansaye, inmitten der Hügel des Beaujolais. „Vor dem kleinen Bahnhof wartete eine unglaubliche Ansammlung von bäuerlichen Karren, Fuhrwerken und Kutschen. Aber alle, die es konnten, zogen es vor, zu Fuß durch die Wiesen und Wälder zu gehen."[15] Im Haus angekommen, konnten sich die Gäste vor Freude nicht halten. „Ein Dach, ein richtiges Dach über dem Kopf! – Wissen Sie, seit zwei Stunden bin ich 6 mal auf die Toilette gegangen, nur aus Lust, die Kette zu ziehen! – Sie können sich nicht vorstellen, was das ist, rein- und rausgehen zu können, eine Tür hinter sich zu schließen!"[16]

Euphorische Gefühle angesichts der Dinge des Alltags – wer hätte nicht ähnlich empfunden nach vielen Monaten oder Jahren der Unmenschlichkeit und ohne Hoffnung auf deren baldiges Ende?

Es war das Hauptanliegen des Abbé Glasberg, den Internierten ihre Menschlichkeit zurückzugeben. Am unveränderten Status des Interniertseins konnte er nichts ändern. Man gehörte weiterhin dem Lagerverband Gurs an, und die örtliche Polizei übte Kontrollrechte aus, ob die vereinbarten Pflichten auch eingehalten würden. Das beschränkte sich vorerst auf das Verbot, sich weiter als 5 km vom Dorf zu entfernen; innerhalb dieses Radius jedoch war erlaubt, sich frei zu bewegen. Die Organisation nach Innen musste natürlich dem Internierten-Status Rechnung tragen, versuchte aber, durch Aufgaben, die dem Gemeinwohl zugeordnet waren, Verantwortungsbewusstsein und Sinn für die Gemeinschaft zu wecken. So war streng verboten, eine entlohnte Arbeit

Schuhgeschäft Haberer in den 30er Jahren Stadtarchiv Lahr

im Dorf anzunehmen und Zukauf bei den Nachbarbauern oder Schwarzmarkt zu betreiben. Politik war rigoros aus dem Hause verbannt („la politique est rigoureusement bannie de la maison“[17]), ebenfalls Spiele mit Einsatz. Zu gemeinsamer Tätigkeit für alle standen der große Gemüsegarten und ein landwirtschaftlicher Betrieb ebenso zur Verfügung wie die Schreinereiwerkstatt und eine Nähstube; von jedermann wurde das Engagement gemäß seiner Fähigkeiten erwartet, das „se remettre au travail“ (das Sich-wieder-an-die-Arbeit-machen) war ja der Kernpunkt für die Rückkehr ins normale Leben. Medizinische Betreuung und Krankendienst wurden aus den Reihen der Bewohner erbracht. Diese sollten schließlich aus den drei Konfessionen (J-K-E) ein comité de direction wählen, welches zusammen mit der Heimleitung die laufenden Geschäfte führte. Immer wieder betonte der Abbé bei seinen Gesprächen im Haus, wie wichtig die strikte Einhaltung aller Gebote für die Sicherheit der Anwesenden, aber auch für ihn als dem nach oben Verantwortlichen sei, und dass ein gut funktionierendes Heim eine immense Hilfe bei der Planung weiterer Zentren darstellen könnte.

Betonen wir noch einmal das Neuartige an Glasbergs Konzeption. Im Gegensatz zum Staat, für welchen die in den Lagern Internierten vom normalen Leben des Landes ausgeschlossen werden sollten und höchstens das Existenzminimum wert waren, zielt man hier so weit wie möglich auf die lebensgestaltenden Kräfte der Menschen, welche selbst ein langer Lageraufenthalt nicht hat stilllegen können. Dies erlaubt den Zentren eine relative Autarkie; und die Erfahrung für den Einzelnen, eine gewinnbringende Arbeit abzuliefern, gibt ihm wieder die Würde zurück, die man ihm hinter Stacheldraht und mit dauernder Untätigkeit aberkennen wollte. Darin geht die Initiative Glasbergs sehr viel weiter als alle anderen Hilfsorganisationen. Und welcher Unterschied zu den staatlichen centres d’accueil, die ab Ende 1942 die großen Lager ablösen und in Wirklichkeit nur kleinere Lager sind![18]

7. Chansaye-par-Poule, 2

Wie gingen die Gäste mit der neu errungenen „Freiheit“ um? Waren sie bereit, auf eigene Aktivitäten zu verzichten, um das ganze Projekt nicht zu gefährden? Nahmen sie die Herausforderung an, das Leben und die Arbeit der Gemeinschaft in eigener Regie zu gestalten? War es überhaupt möglich, ein Gefühl der Gemeinsamkeit zu entwickeln, nachdem es lange Zeit doch nur galt, im eigenen Interesse einer Strategie des Überlebens zu folgen?

Von den Heimbewohnern sind keine unmittelbaren Berichte überliefert. Einzig von Hilda Kahn gibt es eine briefliche Nachricht, die sie von Chansaye aus an ihren Sohn Albert geschickt hat, die aber nur in Auszügen zugänglich ist: „Kann Dir nun mitteilen, dass wir Gottlob gestern mittag wohlbehalten hier angekommen sind.“[19] Daher bekommen wir von Seiten der Gäste keine Antwort auf unsere Fragen. Von Nina Gourfinkel, Mitglied der DCA und entscheidende Person im Heim, sind ausführliche Schilderungen und Kommentare zum Alltagsleben vorhanden, in welchen in sehr offener Art und Weise die hohen selbst-

REGLEMENT INTERIEUR

du Centre d'Accueil de la Roche d'Ajoux
à Chansaye
(à afficher dans chaque chambre)

1) Les personnes hébergées au Centre d'Accueil doivent être présentes à l'appel aux heures fixées par la Direction, en particulier aux heures du lever, du coucher, et des repas.

2) Aucun repas ou fraction de repas ne sera servi hors des heures ci-dessus, sauf aux malades sur avis motivé du médecin.

3) Aucun régime alimentaire spécial ne sera concédé, sauf sur avis formel du médecin, et ce dans la mesure des possibilités de la Direction.

4) Il est rigoureusement interdit sous peine de renvoi immédiat de faire toute opération commerciale tant à l'intérieur qu'à l'extérieur de la Maison, d'acheter dans les fermes environnantes ou de recevoir par quelque voie que ce soit des denrées alimentaires sans le contrôle et le visa de la Direction.

5) Tous journaux, périodiques et livres ne pourront entrer dans la Maison qu'après visa de la Direction.

6) La politique est rigoureusement bannie de la Maison.

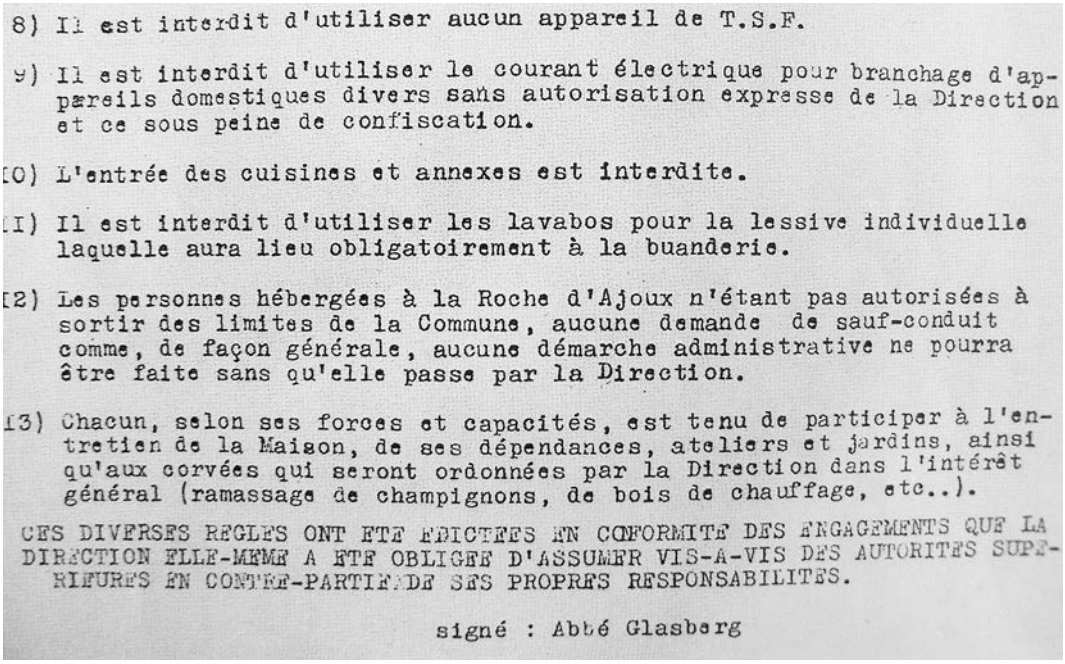
7) Les jeux avec enjeu sont interdits.

8) Il est interdit d'utiliser aucun appareil de T.S.F.

Hausordnung für das Heim in Chansaye. Zit. nach Klarsfeld Anm. 17, S. 8

gesteckten Ziele auf ihre Erreichbarkeit überprüft werden. Das Ergebnis ist enttäuschend; als Beleg einige Beispiele aus ihren Aufzeichnungen.

Nach ihrer Beobachtung ist auf die Phase der euphorischen Freude bei vielen schnell eine Reaktion eingetreten, mit welcher der eben erworbene „Besitzstand" gegen Anfechtungen von außen verteidigt werden musste. So führte eine auch nur geringe Vergrößerung der Bettenzahl in den Schlafräumen zu gereizter Stimmung und gegenseitiger Feindseligkeit. Sodann entfachte sich von den ersten Tagen an ein „klassenkampfartiger" Konflikt: er konfrontierte die zahlenden älteren Herrschaften mit denjenigen, für welche sie zahlen mussten, indem sie sie als ihre Domestiken betrachteten und eine eigene Mithilfe bei den Unterhaltsarbeiten im Haus verweigern wollten. Es scheint allerdings, dass Unstimmigkeiten dieser Art durch Appelle an die Vernunft, mit überzeugenden Argumenten oder durch zornig-lautstarke Intervention der Heimleitung immer wieder beigelegt werden konnten. Ein anderes Problem indes war nicht zu lösen: „Wir hatten unseren Gästen vorgeschlagen, nach ihrem Gutdünken ein Komitee für die innere Führung zu bilden, welches für den Gang des Hauses verantwortlich wäre. Aber diese Wahlen bargen unvermuteterweise einen explosiven Charakter: wir erfuhren, ohne unseren Ohren zu trauen, dass nicht eigentlich die verschiedenen Gruppen beruflicher, religiöser oder politischer Couleur sich auseinandersetzten, sondern … die îlots! Die îlots der Baracken von Gurs, diejenigen von J und die von K, welche alte Rechnungen mit jenen von M austrugen! (Ilot: eine aus ca. 25 Baracken bestehende, von Stacheldraht umgebene Lagereinheit. In Gurs gibt es 15 îlots. P. K.). Rivalitäten, … lang zurück gestauter Ärger traten plötzlich mit einer unbegreiflichen Wucht hervor und erstickten unseren idyllischen Traum mit einer künstlichen, häss-



8) Il est interdit d'utiliser aucun appareil de T.S.F.

9) Il est interdit d'utiliser le courant électrique pour branchage d'appareils domestiques divers sans autorisation expresse de la Direction et ce sous peine de confiscation.

10) L'entrée des cuisines et annexes est interdite.

11) Il est interdit d'utiliser les lavabos pour la lessive individuelle laquelle aura lieu obligatoirement à la buanderie.

12) Les personnes hébergées à la Roche d'Ajoux n'étant pas autorisées à sortir des limites de la Commune, aucune demande de sauf-conduit comme, de façon générale, aucune démarche administrative ne pourra être faite sans qu'elle passe par la Direction.

13) Chacun, selon ses forces et capacités, est tenu de participer à l'entretien de la Maison, de ses dépendances, ateliers et jardins, ainsi qu'aux corvées qui seront ordonnées par la Direction dans l'intérêt général (ramassage de champignons, de bois de chauffage, etc..).

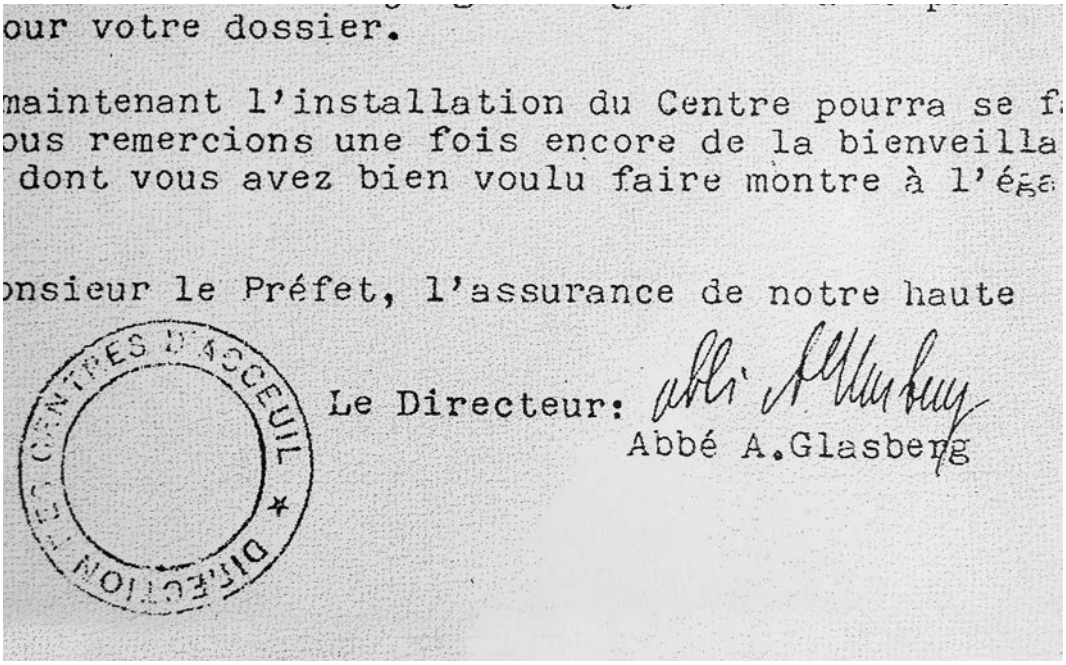
CES DIVERSES REGLES ONT ETE EDICTEES EN CONFORMITE DES ENGAGEMENTS QUE LA DIRECTION ELLE-MEME A ETE OBLIGEE D'ASSUMER VIS-A-VIS DES AUTORITES SUPERIEURES EN CONTRE-PARTIE DE SES PROPRES RESPONSABILITES.

signé : Abbé Glasberg

Hausordnung für das Heim in Chansaye. Zit. nach Klarsfeld Anm. 17, S. 8.

lichen, aber lebendigen Macht. Zu dieser grundsätzlichen Uneinigkeit kamen noch persönliche Animositäten hinzu, die von der kindischen Furcht genährt wurden, der Kollege genieße irgendeinen Vorteil. Es konnte sich kein vernünftiger Arbeitsablauf einstellen. Tief enttäuscht setzten wir den nie enden wollenden Diskussionen einen Schlusspunkt und gingen zu einer strukturellen Reform über; das innere Komitee wurde aufgegeben, und der wirtschaftliche Leiter stieg in den Rang des ‚Herrn Direktors' auf. Das war das Ende der ‚Republik'!"[20]. Am bittersten aber muss die Heimleitung die Erkenntnis getroffen haben, dass für die Idealvorstellung einer „communauté" (Gemeinschaft) aller im weitesten Sinn am Heim Beteiligter keine Basis vorhanden war: „Denn was auch immer wir taten, für die Bewohner blieben wir, und sie für uns, ‚die anderen' – Menschen zweier verschiedener Lager, und was schlimmer ist, zweier feindlicher Lager. So freundschaftlich, so uneigennützig wir auch sein konnten: für ‚unsere Internierten' waren wir mit den Behörden, der Verwaltung, der Polizei, mit all den unheilvollen Mächten verbunden, denen man die Übelstände der Zeit zuschrieb … Sogar die Tatsache, sie glücklich aus den Lagern geholt zu haben, kehrte sich paradoxerweise gegen uns und machte uns verdächtig, da sich darin Macht, Einfluss und Beziehungen vermuten ließ."[21]

So trafen zwei verschiedene Erwartungen aufeinander: die eine Seite voll guten Willens, mit vielleicht zu idealistischen Vorstellungen von Gemeinschaft in Zeiten existentieller Bedrohung des Einzelnen. Für die andere Seite galt die Meinung, für gutes Geld sich und anderen eine Sondersituation jenseits der erlebten Lager erkauft zu haben; aber ohne zu realisieren, dass das Funktionieren der gesamten Konstruktion auf der Erfüllung zahlreicher Voraussetzungen beruhte. Dazu gehörte natürlich auch der erneute Verzicht auf Freiheiten, welcher von allen Gästen im Interesse der ganzen Gemeinschaft ertragen werden musste. Die heikle Situation, mitten auf dem Land und in Kriegszeiten ein Heim nur mit Ausländern – und „feindlichen" obendrein – zu führen, und die Drohung, für jede Regelübertretung der Beherbergten persönlich verantwortlich zu sein, verboten der Heimleitung jede Nach-


our votre dossier.

maintenant l'installation du Centre pourra se f
ous remercions une fois encore de la bienveilla
dont vous avez bien voulu faire montre à l'égar

onsieur le Préfet, l'assurance de notre haute

CENTRES D'ACCEUIL * DIRECTION

Le Directeur:
Abbé A.Glasberg

Signatur des Abbé Glasberg, Direktor der Centres D'Accueil. Zit. nach Klarsfeld Anm. 17, S. 7.

lässigkeit. Sie ließen vielmehr Strenge und Härte notwendig werden und boten dadurch Anlass zu weiterem Verdruss.

Dass diese resolute Haltung und alle anderen bei der Errichtung von Chansaye gemachten Erfahrungen sich „ausbezahlt" haben, legt eindrucksvoll die Liste weiterer Heime dar. In der Zeit zwischen Ende März und Juli 1942 konnte die DCA die Gründung von vier weiteren Heimen verzeichnen. In der Reihenfolge handelt es sich um die Häuser

- in Pont-de-Manne, Département Drôme, das Ende März eröffnet wurde
- in Vic-sur-Cère im Département Cantal, in der Auvergne
- in Le Lastic bei Rosans, Dép. Hautes-Alpes, eröffnet Juni 1942
- und in Bégué, Dép. Gers, ebenfalls im Juni 1942 eröffnet.

Alle waren, was das Gestaltungs- und Finanzierungsprinzip angeht, vom Vorbild Chansaye ausgehend konzipiert worden. Eine Ausnahme machte Le Lastic, welches sich „Centre d'apprentissage rural" nannte und nur jungen Internierten aus Rivesaltes vorbehalten war. Alle Häuser konnten wieder zwischen 50 und 60 Personen aufnehmen, die dann in der Mehrzahl Juden waren und vor allem aus den großen Lagern Gurs und Rivesaltes stammten. Es spricht sogar manches dafür, dass für weitere Häuser das Stadium der Planung oder gar der Realisierung erreicht worden ist; Unterlagen darüber liegen keine mehr vor. Die radikale Verschärfung der deutschen und französischen Politik, die ab Mitte 1942 den jüdischen Internierten galt, hat die Lebenschancen weiterer Glasberg-Heime schließlich drastisch eingeschränkt.

8. Chansaye-par-Poule, 3

„Am 30. Juli 1942 erhält der Exekutivausschuß des Comité de Nîmes … zum ersten Mal aus einer gesicherten Quelle Kenntnis von den bevorstehenden Deportationen der jüdischen Insassen der Internierungslager. Bereits seit Beginn des Monats häuften sich die Anzeichen … Donald Lowrie vom Comité de Nîmes stellt Nachforschungen an und bringt die Vereinbarung zwischen Vichy und der SS in Erfahrung: Auslieferung von 10 000 Juden aus

der unbesetzten Zone, beginnend mit 3600 bereits internierten Personen in Zügen am 6., 8., 10. und 12. August. Das Comité de Nîmes beschließt daraufhin, bei Pétain persönlich vorstellig zu werden."[22]

Die zu befürchtende Deportation der Lagerinsassen und die alsbaldige Verhaftung tausender Juden in der Südzone stellten mit einem Schlag die gesamte Arbeit der Hilfsorganisationen in Frage: ihre Zusammenarbeit mit den Behörden, ihren Legalismus und die Akzeptanz einer Internierung unter „gemilderten Umständen". Natürlich galt das auch für die Heime der DCA, die sich stets fügsam der offiziellen Kontrolle unterworfen hatten. Denn ein sicheres und zugleich menschenwürdiges Leben war in Chansaye bisher nur in einem Kompromiss zu erreichen: in der Spannung zwischen den in Anbetracht früherer Entbehrungen zugestandenen und garantierten Freiheiten, welche das Mensch-Sein wiederherstellten – und der bitteren, unverrückbaren Tatsache, nicht in Freiheit, sondern immer noch im Status der Lager-Interniertheit, also der Unfreiheit zu leben. Jetzt war für die Bewohner Chansayes und der anderen Zentren die Garantie der Sicherheit weggebrochen.

In der Sicht Glasbergs als dem Kopf der DCA und gut informiert durch das Comité de Nîmes, war die Lage äußerst beunruhigend: das französische Lagersystem würde in das bereits große Teile Europas bedeckende Netz der Endlösung einbezogen. Das bedeutete, dass die Lager der Südzone, für welche bislang allein die Vichy-Regierung verantwortlich war, fortan zur Requirierungsstelle der von den Deutschen zahlenmäßig eng vorgeschriebenen Deportationen würden. Zudem würden sie als Sammelpunkte für neue Verhaftungen dienen, die jetzt in großem Stil im Zusammenwirken der deutschen Stellen mit der französischen Polizei einsetzten.

Wie sollte man reagieren? In dem knappen halben Jahr bis zu seinem Untertauchen entfaltete der Abbé eine unglaubliche Aktivität, um seine Schützlinge zu retten. Für die allerdringendsten Fälle beschaffte er Unterschlupf bei Privatleuten oder in Klöstern; ein solcher Aufenthalt konnte sich über Jahre hinziehen. Dann gab es die Möglichkeit, dass sich einfach die Belegschaft der Glasberg-Heime änderte, wenn diejenigen rechtzeitig vom einen in das andere Haus verlegt wurden, die von der Polizei in Hinblick auf ihre Deportation gesucht wurden. Zum häufigsten Rettungsmittel wurde aber der Wandel ihrer Identität durch falsche Papiere; auf diesem Gebiet zeigte der Abbé eine meisterliche Virtuosität. Bei all diesen Methoden war aber nicht zu übersehen, dass sie eng an bestimmte Bedingungen geknüpft waren: an eine aufnahmewillige und verschwiegene Nachbarschaft, an vertrauenswürdige und kooperationsbereite Gendarmen und Behörden, an ein Hauspersonal, das sich allen Gefahren zum Trotz für die Heimbewohner aufopferte. Denn durch die Nähe zur Illegalität wurde ein riskantes Spiel betrieben, welches Gefahr lief, das relative Wohlwollen der offiziellen französischen Stellen zu überstrapazieren.

Für die Bewohner von Chansaye mussten besondere Anstrengungen unternommen werden. Man vertraute den Versprechungen der Behörden nicht mehr, und die bedenklichen Zeichen häuften sich, denn über die Hälfte der über 50 Menschen war von der Deportation bedroht. Es war undenkbar, sie alle zu verstecken; da waren ihr Alter, das Unverständnis, welches sie der Situation entgegenbrachten, und ihr mangelndes Französisch zu große Hindernisse. Also kam es zu einer taktischen Änderung: noch bevor Mitte August 1942 die große Welle der Razzien hereinbrach – ein befreundeter Gendarm verriet den für unser Haus vorgesehenen Termin –, wurden am Vorabend alle jungen arbeitsfähigen Juden in der Nachbarschaft versteckt. Bei den älteren Bedrohten hoffte man, sie wegen der damals noch großzügigen Ausnahmekriterien vor der Deportation retten zu können. Aber die dramatischen Augenblicke dieses Tages bewogen den Abbé schnell zum erneuten Strategiewechsel und dazu, im großen Stil zur Methode des Fälschens bei der Identität zu greifen. Dem drohenden nächsten „Besuch" wollte man gewappneter entgegensehen können … und koste es auch, den Pfad der Legalität noch mehr zu verlassen.

Was war geschehen? Am 14. September 1942 umstellten Gestapo-Leute im Verbund mit der französischen Gendarmerie das Heim

Stolpersteine für Siegfried und Hilda Kahn in Müllheim, Gällegässle

in Chansaye. Ihre Absicht war eindeutig: die Verhaftung einer möglichst großen Zahl jüdischer Bewohner und ihre weitere Deportation im Rahmen der „Endlösung". Über die tragischen Geschehnisse dieses Tages liegt ein Augenzeugenbericht von Gustav Abraham vor, gebürtig in Rust bei Lahr in Baden und zu den ersten Bewohnern des Heimes gehörig. Er wurde festgenommen und einer Untersuchungskommission zur Überprüfung seiner Identität vorgeführt. „Ich selbst hatte ebenfalls vor der Kommission zu erscheinen, wurde aber nur deshalb nicht deportiert, weil ich Vater eines Kindes und schon 1933 nach Frankreich gekommen war."[23]. Noch schützten solche Eigenschaften vor der Deportation. Im Falle von Fanny Haberer und dem Ehepaar Siegfried und Hilda Kahn waren alle Demarchen vergeblich. Mit vielen anderen (Gustav Abraham nennt die Zahl 25, was eher zu hoch gegriffen erscheint) wurden sie verhaftet und an einem unbekannten Ort festgehalten. Am 17. September 1942 wurden sie mit anderen Leidensgenossen in das Sammellager Rivesaltes transportiert. Die 12 Tage, welche sie hier zu verbringen hatten, mussten ihnen wie eine Rückkehr in die Hölle von Gurs vorgekommen sein. Noch am Tag ihrer Einlieferung schrieb Hilda Kahn in einer Postkarte an ihren Sohn Albert in Basel: „Dein Schreiben hat uns leider nicht mehr erreicht, wir sind seit Montag früh von Chansaye fort und werden nun mit vielen Schicksalsgenossen dasselbe Los teilen. Der liebe Gott behüte uns alle und gebe uns bald ein fröhliches Wiedersehen."[24] Und verzweifelt am nächsten Tag in einem Telegramm an Albert: „Fais tout possible pour obtenir visa d'entrée pour nous stop seul espoir réponds par télégramme que visa est envoyé."[25] Dann am 29. September der erneute Aufbruch: zusammen mit 67 polnischen, deutschen und österreichischen Juden wurden sie in das Hauptlager Drancy überführt, dem Sammelpunkt für alle Transporte „à destination inconnue" („mit unbekanntem Ziel"). In der drangvollen Enge dieses Lagers nördlich von Paris mussten sie über einen Monat verbringen. Am 4. 11. 1942 verließ der Konvoi 40 den Bahnhof Le Bourget-Drancy unter der Aufsicht des Stabsfeldwebels Brand und umfasste 1000 jüdische Bürger verschiedener Nationalität, darunter Fanny Haberer und das Ehepaar Kahn. Sie sind

auf der Liste „Drancy 1“ registriert; es ist dies ihre letzte Spur. Seitdem sind sie verschollen. Vermutlich sind sie gleich nach ihrer Ankunft in Auschwitz ermordet worden.[26] Das Amtsgericht Freiburg erklärt Siegfried und Hilda Kahn für tot bereits zum 25. 11. 1942, das Landgericht Lahr Fanny Haberer erst zum 8. 5. 1945.

Man kann sich die Fassungslosigkeit vorstellen, mit welcher alle im Heim Wohnenden und Arbeitenden auf die Deportation ihrer Schützlinge reagiert haben. Nicht allein dass sich niemand Illusionen machte über das Schicksal der Verschleppten; sondern allen war klar, dass es bei der – sicher zu erwartenden – erneuten Verhaftungswelle nicht minder tragisch enden werde. Am 23. Februar 1943 drang erneut französische Polizei im Auftrag der Gestapo in das Heimgelände ein – und wiederum gab es am Vortag einen Tipp aus Kreisen der Polizei. „Am 23. Februar 1943 morgens um 4 Uhr klopfte die in Lamure-sur-Azergues stationierte franz. Gendarmerie an meine Tür. Sie zeigte mir einen Haftbefehl der Vichy-Regierung im Auftrag der Gestapo. Ich hatte dieses Mal besonderes Glück, der Deportation zu entgehen, als die betreffenden Gendarmeriebeamten der Untergrundbewegung gegen Hitler angehörten. Sie gaben mir den Rat zu verschwinden und deuteten mir an, sie würden in zwei Stunden wieder erscheinen und hofften, mich dann nicht mehr vorzufinden. Seit diesem Moment war ich auf der Flucht. Ich schlief einige Nächte im Wald, dann in Scheunen auf Stroh, bis es mir gelang, bei einem franz. Bauern, Cl. D., Longefaye-Poule, der ebenfalls gegen das Hitler-Regime eingestellt war, Unterschlupf zu finden. Ich war bei diesem Bauern 18 Monate versteckt, arbeitete hart für ihn und bekam dafür Essen und Unterkunft in einem ehemals bewohnten, damals halbzerfallenen Haus … Während dieser Zeit wurde ich im Lager Chansaye heimlich administrativ weitergeführt, und durch einen ebenfalls der Untergrundbewegung angehörenden Verbindungsmann wurden mir die Lebensmittelkarten weitergegeben.“[27]

Hedwig Falkenstein und das Ehepaar Bloch überstanden diese dramatischen Stunden. Ob sie im Besitz falscher Papiere waren oder vorübergehend „auf Reisen“ in einem anderen Lager, ist nicht mehr festzustellen. Dass sie, als deutsche Juden, auch nach der Besetzung des Südens durch die deutschen Invasoren überleben konnten, haben sie ihrer französischen Heimleitung, deren selbstloser Zuwendung und Findigkeit zu verdanken. Zu diesem Zeitpunkt leitete Nina Gourfinkel verantwortlich das Heim, da der Abbé Glasberg bereits untertauchen musste.

9. Bis zum Kriegsende und danach

Die Vorwürfe, die ihm von gewisser Seite her gemacht wurden – Judenhilfe, Spionage, Nähe zur Résistance – wären als Einzelperson an ihm vorbeigegangen; als Verantwortlicher der DCA musste er sie ernst nehmen. So stellte er die Heime unter das Dach einer anderen überkonfessionellen Organisation, der Amitié Chrétienne, und ließ sich mit der Unterstützung Kardinal Gerliers von seinem Lyoner Vikariat suspendieren. Als Elie Corvin, Pfarrer von Honor-de-Cos trat er eine Stelle in der Diözese des Bischofs von Montauban im Südwesten Frankreichs an. Seinen Einfluss auf die Geschicke der Heime hatte er damit eingebüßt.

Allem Anschein nach hat Chansaye weitere „Heimsuchungen“ ohne Verluste überstanden. Tarnungen, Verstecke und schnelle Transfers in andere Heime blieben rettende Hilfsmittel, die bis zum Kriegsende immer wieder erfolgreich eingesetzt werden konnten. Für zwei Glasberg-Häuser endete ihr kurzes Dasein in einer Katastrophe: beim „Centre des Jeunes“ in Le Lastic entging keiner der 33 Bewohner der Verhaftung, fast alle wurden deportiert und in Auschwitz ermordet.[28] Dasselbe Schicksal traf das Heim in Pont-de-Manne. Am gleichen Tag, dem 26. Juli 1942, wurden alle jüdischen Bewohner, derer man habhaft werden konnte, festgenommen und über Drancy nach Auschwitz deportiert. Es gibt keine Spuren mehr von ihnen.

Hedwig Falkenstein blieb über das Kriegsende hinaus bis Oktober 1945 in Chansaye wohnen. Nach Freiburg zurückzukehren war für sie nicht mehr erstrebenswert; die Heimat, Verwandte und Freunde waren verloren, ihr Wohnhaus im Krieg zerstört. Mit über 70

Jahren entschloss sie sich, zu ihrem Sohn nach Australien auszuwandern. Im November 1945 reiste sie von Marseille aus auf einem von der HIAS (Hebrew Immigration Aid Society) gecharterten Schiff mit Hilfe der Australian Jewish Welfare Society nach Saigon. Dort hatte sie 4 Wochen Zwangsaufenthalt, weil das Schiff französische Soldaten zum Krieg in den Norden Indochinas transportieren musste. Danach konnte sie ihre Fahrt fortsetzen. Es war ihr vergönnt, noch über 20 Jahre in dem von ihr gewählten Einwanderungsland und in der Familie ihres Sohnes zu leben. Hedwig Falkenstein starb am 25. Mai 1967 in Melbourne.

Auch für das Ehepaar Bloch blieb das „Hôtel de la Roche d'Ajoux" der Rettungsanker in einer bewegten und gefahrvollen Zeit. Vermutlich wohnten auch sie dort bis zur Umsiedlung des ganzen Heimes nach Dun-sur-Meuse, welche Mitte 1946 erfolgte und bei der sie als treue Gäste des neuen Hauses teilnahmen. Simon Bloch starb am 21. Juni 1947 in Dun. Nunmehr alleine entschloss sich Melanie Bloch zur Rückkehr nach Deutschland. Als 80-Jährige wollte sie sich die strapaziöse Verpflanzung in ein neues, fremdes Land (zu ihrer Tochter nach Großbritannien) nicht mehr antun. Im Jüdischen Altersheim in Frankfurt lebte sie „arm aber gesund" noch mehr als sechs Jahre; dort verstarb sie am 9. August 1953.[29]

Gleich nach der Befreiung Frankreichs im Herbst 1944 hatte Glasberg wieder die Leitung seiner Heime übernommen. Bei seiner neuen Aufgabe war es ihm sogar möglich, ihre ursprüngliche Bestimmung als Rettungsanker beizubehalten, wenngleich mit veränderter Zielsetzung. Zusammen mit weiteren Neugründungen dienten sie jetzt der beruflichen und sozialen Integration mittelloser Kriegsflüchtlinge und anderer durch die kriegerischen Wirren Entwurzelter und Benachteiligter. In den späteren Jahren galt sein Engagement vor allen den emigrationswilligen Juden. Er spielte eine wichtige Rolle bei der spektakulären Aktion der „Exodus" und bei Aktivitäten in anderen Ländern, wo jüdische Minderheiten in den neu geschaffenen Staat Israel gelangen wollten. Nach dem Sechstage-Krieg traten bei den Bemühungen, Israelis und Palästinensern gleichermaßen gerecht zu werden, die pazifistischen Neigungen in den Vordergrund.

Alexandre Glasberg verstirbt 1981 in Paris. Im Jahre 2004 wird ihm mit dem Titel „Gerechter der Nationen" posthum die höchste Auszeichnung verliehen, die der israelische Staat einem Nicht-Israeli für seine Verdienste in der Shoah zu vergeben hat.

Anmerkungen

1 Lili Reckendorf: Wir gingen stumm und tränenlos. In: Allmende 44–47/1995, S. 113 f.

2a Biographien nach den Akten des Staatsarchivs Freiburg, Bestand F 196/1: 10830 Fanny Haberer; 03598 Leo Haberer; 11516 Hilda Kahn; 05888 Siegfried Kahn; 05668 und 05669 Hedwig und Hans Falkenstein; 03003 und 03002 Melanie und Simon Bloch.

2b Geschichte und Schicksale der Lahrer Juden. Eine Dokumentation von Hildegard Kattermann. Hrg. von der Stadtverwaltung Lahr 1976, S. 63.

3 Gerhard Teschner: Die Deportation der badischen und saarpfälzischen Juden am 22. Oktober 1940. Frankfurt/M. 2002, S. 246.

4 Das Durchschnittsalter der im Oktober 1940 Eintreffenden beträgt 57 Jahre. Diese und andere spezifizierte statistische Angaben in: Christian Eggers: Unerwünschte Ausländer. Juden aus Deutschland und Mitteleuropa in französischen Internierungslagern 1940–1942. Berlin 2002, S. 259.

5 Ebda, S. 90.

6 Ebda, S. 131.

7 Teschner, a. a. O., S. 249.

8 Ebda, S. 12.

9 Anne Grynberg: Les camps de la honte. Les internés juifs des camps français 1939–1944. Paris 1991, S. 283. Deutsche Übersetzung: „… die als Gästehäuser fungieren sollten mit jeweils 50 bis 60 Personen und es erlaubten, Menschen, welche oft mehr als ein oder zwei Jahre in Lager verbracht hatten, in normale Lebensbedingungen zurückzuversetzen und ihnen wieder Arbeit zu geben.".

10 Joseph Weill: Contribution à l'histoire des camps d'internement dans l'Anti-France. Paris 1946, S. 161 (Übersetzung durch den Autor).

11 Hanna Schramm, Barbara Vormeier: Menschen in Gurs. Worms 1977, S. 136 f.

12 Die Zahlen differieren: nach Christian Eggers: L'internement sous toutes ses formes. In: Le Monde Juif 153/1995, S. 56, sind es 52 Teilnehmer. Nina Gourfinkel: L'autre patrie. Paris 1953, S. 250, spricht von 57 Reisenden.

13 Liste Gurs Chansaye juillet 1941, in: www.jewishtraces.org/chansaye.htm. Sie wurde von Ninon Hait, Sozialarbeiterin in Gurs, im Sommer 1941 zusammengestellt, unterlag aber noch vielen Änderungen.

14 Gourfinkel, a. a. O., S. 250.

15 Ebda, S. 251.

16 Ebda, S. 251.
17 Serge Klarsfeld: Une tragédie juive à Rosans. Paris 1999, S. 8.
18 So auch Eggers, a. a. O:, S. 57. Vgl. auch Samuel Pintel: Les centres d'accueil du Service Social des Etrangers sous Vichy (1941–1944). In: Revue de l'histoire de la Shoah 172/2001, S. 155 f.
19 Staatsarchiv Freiburg: F 196/1 – 11516 Hilda Kahn & Erben.
20 Gourfinkel, a. a. O:, S. 254.
21 Ebda, S. 255.
22 Eggers: Unerwünschte Ausländer …, a. a. O:, S. 461 f.
23 Staatsarchiv Freiburg: F 196/1 – 06144 Gustav Abraham.
24 Vgl Anm. 19.
25 Ebda. Deutsche Übersetzung: „Mach' alles Menschenmögliche, um für uns Einreisevisa zu bekommen … einzige Hoffnung … antworte per Telegramm, dass die Visa abgeschickt sind."
26 Serge Klarsfeld: Calendrier de la persécution des Juifs en France 1940–1944. Paris 1993, S. 667 und 682 ff.
27 Vgl Anm. 23.
28 Klarsfeld: Une tragédie …, a. a. O., S. 58.
29 Staatsarchiv Freiburg: F 196/1 – 03002, 03003 Simon und Melanie Bloch.

Anschrift des Autors:
Peter Künzel
Hansjakobstraße 98b
79117 Freiburg

Klaus P. Oesterle

Ein Kardinal aus Durlach

Konfession und Karriere in der frühen Neuzeit

Die Zweiteilung der badischen Markgrafschaft in die Gebiete der Linien Baden-Baden und Baden-Durlach im 16. Jahrhundert brachte bekanntlich nicht nur politische, sondern auch – viel stärker trennende – konfessionelle Grenzlinien hervor. Baden-Baden blieb auf der Seite der katholischen Kirche, Baden-Durlach führte die Reformation ein. Im Kampf der beiden konfessionellen Lager auf der Ebene des Reiches hielt sich Baden-Baden eng an den Kaiserhof in Wien und blieb damit bei einer alten Tradition des badischen Hauses. Baden-Durlach dagegen tat sich unter den evangelischen Reichsständen durch besonderen Eifer hervor.

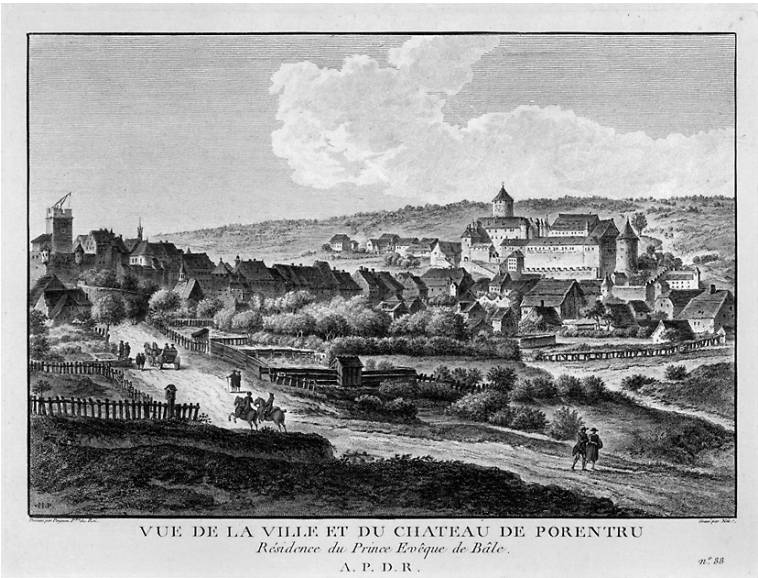
Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach war 1608 an der Gründung der Union evangelischer Fürsten, eines Militärbündnisses um den Kurfürsten von der Pfalz, maßgeblich beteiligt. Nach dessen kurzem Auftritt als böhmischer „Winterkönig“ 1618, dem Auftakt des Dreißigjährigen Krieges, und seiner Niederlage hielt Georg Friedrich ihm als einziger Bundesgenosse unverdrossen die Treue. Er spannte alle Kräfte seines Landes und des von ihm zusätzlich besetzten Territoriums von Baden-Baden an und brachte ein großes und gut ausgerüstetes Heer zusammen. Mit diesen Truppen von etwa 20 000 Mann erlitt er 1622 bei Wimpfen durch den Feldmarschall Tilly eine unglückliche und verlustreiche Niederlage. Er verschmähte es, sich dem Kaiser zu unterwerfen und musste sein Land verlassen.

Sein Sohn und Nachfolger Markgraf Friedrich V. schloss sich später eng an Gustav Adolf von Schweden an, der durch sein Eingreifen in den Konflikt und durch den Sieg bei Breitenfeld in Sachsen am 7. September 1631 den deutschen Protestantismus gerettet hat. Der badische Markgraf suchte den Schwedenkönig in dessen Quartier in Mainz auf. Bei dieser Gelegenheit gewann er ihn zum Taufpaten für seinen am 24. Dezember 1631 in der Karlsburg in Durlach geborenen dritten Sohn, der die Namen Gustav Adolf erhielt. Bei der Tauffeier ließ sich der König durch den Grafen von Stolberg vertreten.

Der Markgraf Gustav Adolf ist dann im Alter von 29 Jahren am 24. August 1660 zur katholischen Konfession übergetreten. Er änderte seinen Namen bei der Firmung in Bernhard Gustav. Der neu gewählte Name verwies auf den Markgrafen Bernhard II. von Baden (1428–1458), der, ausgehend von seinem Sterbeort Moncalieri bei Turin, in Kreisen des katholischen Volkes als Schutzheiliger verehrt wurde.

Die Konversion Gustav Adolfs erfolgte ein knappes Jahr nach dem Tod des Vaters. Mit diesem Schritt verstieß der Sohn gegen dessen Vorgaben, zu denen er seine Nachkommen im Testament verpflichtet hatte. Zu einem Sieg der Gegenreformation in Baden-Durlach konnte die Entscheidung Gustavs aber nicht führen, weil sein vierzehn Jahre älterer Stiefbruder Markgraf Friedrich VI. als Nachfolger des Vaters in der Regierung der konfessionspolitischen Linie des Vorgängers treu blieb und überdies erbberechtigte Söhne hatte. Für Gustav bestand seit dem Regierungsantritt des Bruders endgültig keine Chance mehr, im eigenen Hause zum Rang eines regierenden Reichsfürsten aufzusteigen, obwohl der andere Stiefbruder Karl Magnus (1617–1658) schon gestorben war.[1]

Beim Blick auf die anschließende steile Karriere des gewendeten Markgrafen im Schoße der katholischen Kirche drängt sich natürlich der Eindruck auf, genau hier sei das Motiv des Übertritts zu suchen. Dem Hoch-



Porrentruy/Pruntrut im 17. Jahrhundert Musée de l'Hôtel Dieu, Porrentruy, Kanton Jura, Schweiz
Wir danken für die Erlaubnis zur Veröffentlichung

adligen war ein solcher Schritt möglich, während sich die Untertanen die Konfession von ihren Landesherren vorschreiben lassen mussten. Der Biograph des Kirchenfürsten Bernhard Gustav, Augustin Rübsam, dessen auf gründlichem Quellenstudium beruhendes Buch auch heute noch für das Thema unentbehrlich ist, kommt zu einer ganz anderen Einschätzung.[2] Er sieht den Beweggrund in einer Art Bekehrungserlebnis: An der Bahre des am 13. Februar 1660 in Göteborg mit 38 Jahren plötzlich verstorbenen Schwedenkönigs Karl X., seines Kriegskameraden und Schwagers seines Bruders, sei eine Wandlung in der Seele des jungen Kriegers vorgegangen. Er dachte über die Nichtigkeit der Welt nach. Auf Reisen in die Heimat, die Niederlande, Tirol und Florenz kam er nach Rom. Dort trat er am Collegium Germanicum in Kontakt mit anderen jungen Adligen, besuchte Kirchen und Kapellen und bereitete sich durch Gebet und Unterricht auf die Konversion vor.

Diese Darstellung des Umschwungs in der Seele seines Helden hat Rübsam der Leichenrede auf Bernhard Gustav entnommen, einer nicht gerade zeitnahen und dem Anlass entsprechend gefärbten Quelle. In dem zitierten Bericht kann man immerhin drei Aspekte unterscheiden, die bei jedem Konversionsgeschehen eine Rolle spielen: der mystische Bereich des religiösen Empfindens, der höchst persönlich bleibt und keinen Nachweis ermöglicht, der rationale Bereich der Glaubensartikel und des theologischen Studiums und schließlich die sichtbare religiöse Praxis. Auf die Frage nach Karriereabsichten des Konvertiten geht die Leichenrede natürlich nicht ein. Aber auch der Biograph selbst lässt diesen vierten und vielleicht entscheidenden Aspekt unbeachtet. Er zitiert eine Denkschrift des Konvertiten von 1663, in der ausschließlich religiös-theologische Motive angegeben sind wie die Lektüre der „Nachfolge Christi" des Thomas von Kempen und des 16. Kapitels im Evangelium des Matthäus.

Ein Zufallsfund in den Jahresberichten des Jesuitenkollegs von Porrentruy/Pruntrut in der Schweiz kann eine Ergänzung unserer Kenntnisse über die Konversion des evangelischen Prinzen aus Durlach bieten. Das Jesuitenkolleg war unter der Regierung des Fürstbischofs Jakob Christoph Blarer von Wartensee (1575–1608) gegründet worden, um den Übergang des gesamten Bistums zur Reformation zu verhindern und einzelne Gebietsteile zurückzugewinnen. Im Sommer 2008 hat Pruntrut seinen bedeutenden Fürsten aus Anlass des 400. Todestags gefeiert.[3]

Im Rahmen der straffen Organisation des Jesuitenordens gab es für die Leiter jeder Niederlassung eine strenge Pflicht, alljährlich nach einem festen Schema an den Oberen der Ordensprovinz und an den General in Rom zu berichten. Neben der Personalentwicklung des Kollegs, der Spendung der Sakramente, den Studienabschlüssen, der Bibliothek, den Bauarbeiten und den Finanzen war auch über die Außenbeziehungen zu Freunden und Fürsten zu informieren. Die Niederlassung der Jesuiten

in Porrentruy, dem Wohnsitz der Bischöfe von Basel, war ein wichtiger Vorposten der Gegenreformation. Die Aktivitäten der Patres als Seelsorger erstreckten sich auf das ganze Gebiet des heutigen Dreiländerecks vom Fricktal bis ins Elsass und in den Breisgau. Die lateinisch geschriebenen Annales Collegii Bruntutani sind im Ordensarchiv in Rom erhalten geblieben. Sie wurden 1995/96 von Corinne Eschenlohr-Bombail in einer zweibändigen Ausgabe mit französischer Übersetzung vorgelegt.[4]

Zum Jahr 1653 berichten diese Annalen: „Es besuchte uns und das Collegium auch der Markgraf von Durlach (illustrissimus Marchio Turlacensis). Er wurde mit einer kurzen lateinischen Ansprache im Refektorium begrüßt. Er drückte seine Bewunderung für die Würde und Erhabenheit der römischen Kirche aus, wie sie in der Person unseres hochwürdigsten Fürstbischofs erscheine. Obwohl selbst nicht katholisch, verfluchte und verwünschte er während der Mahlzeit offen Luther, Calvin und die anderen Sektierer. Unter den Übeln, die durch die neuen Lehren über die Welt hereinbrachen, betonte er besonders das eine, dass ihre Anhänger von den kirchlichen Ehrenstellen ausgeschlossen bleiben müssen".[5]

Im Bericht zum Jahr 1660 heißt es, dass der Fürstbischof[6] dem Kolleg nicht nur durch Beiträge zu den Mahlzeiten entgegenkam, sondern auch einen vornehmen Gast mitbrachte, den Markgrafen von Durlach. Dieser habe im Heer der Schweden gekämpft. Er wurde in lateinischer Sprache von einem Pater im Speisesaal begrüßt und zeigte sich in seiner Antwort angetan von einer Empfehlung des Ordens für ihn in Rom und anderwärts.[7]

Obwohl der Name Gustav Adolf im Text nicht genannt wird, kann es sich bei diesen beiden Einträgen der Annalen nur um unseren Konvertiten gehandelt haben. Gustav Adolf von Baden hatte mit seinen beiden älteren Stiefbrüdern 1655 im Heer der Schweden gekämpft. Im Krieg gegen Polen wurde er Kommandant der Festung Elbing und nach dem Tod des Bruders Karl Magnus Chef von dessen Reiterregiment und Generalmajor.[8] Der Hinweis des Chronisten auf die Empfehlung der Jesuiten für ihn nach Rom passt zu der Angabe des Biographen, Gustav habe sich dort am Collegium Germanicum mit anderen jungen Adligen getroffen Das Germanicum war seit seiner Eröffnung durch Ignatius von Loyola 1552 eine Einrichtung des Papstes und des Jesuitenordens, die zur Ausbildung von Glaubenskämpfern in den aus römischer Sicht gefährdeten Gebieten des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation diente.

Da die Berichte der Jesuiten jährlich abgegeben und in Rom verwahrt wurden, ist eine nachträgliche Veränderung der Texte – etwa unter dem Eindruck der fulminanten Karriere des jungen Gastes – kaum wahrscheinlich. Die Berichte geben den Stand der jeweiligen Jahre wieder und zeigen klar, dass die Wandlung in der Seele Gustav Adolfs, von der sein Biograph spricht, eine Vorgeschichte hat.

Nach dem Eintrag von 1653 hat sich der Prinz aus Durlach schon mit 22 Jahren, lange vor seiner Konversion, abwertend über die Glaubensrichtung, in der er aufgezogen wurde, und über ihre wichtigsten Vertreter geäußert. Seine Bemerkungen fielen in einem Kreise, auf dessen Diskretion er sich offenbar verlassen konnte. Seine Distanzierung begründet er mit keinem religiös-theologischen Argument, sondern ganz einfach mit dem Ärger darüber, dass im Bereich der Reformation die Versorgung nachgeborener Söhne des hohen Adels mit den Pfründen von Kirchenfürsten nicht mehr möglich war. Gerade das badische Haus konnte in diesem Bereich auf eine stolze Tradition zurückblicken. So besetzten badische Prinzen zweimal den Stuhl des Erzbischofs und Kurfürsten von Trier. Nach der Reformation gab es noch eine Zeitlang evangelische Domherren in Straßburg, auch Gustav Adolf stand hier auf der Gehaltsliste. Aber das war für dessen Ansprüche nicht hinreichend.

Die beiden Einträge in den Annalen von Pruntrut zeigen, dass der badische Prinz über den jeweiligen Fürstbischof von Basel den Kontakt zu den Jesuiten hielt. Die 1660 zitierte Empfehlung war von Nutzen in den anderen Niederlassungen des Ordens und nicht zuletzt im Collegium Germanicum in Rom. Der Orden hat für die Konversion von Bernhard Gustav von Anfang an eine diskrete Rolle gespielt und war danach in der Lage, seine kirchliche Laufbahn zu fördern. An dem Verfahren zur Kardinalserhebung war später auch der Beichtvater

Gustav Adolf von Baden um 1660
Generallandesarchiv J – Aa – B Nr. 6, anonymer Kupferstich

des Kaisers beteiligt. Am Schluss der Biographie von Augustin Rübsam, der die Jesuiten sonst nicht erwähnt, wird Bernhard Gustav als besonderer Gönner von deren Ordensniederlassung in Fulda gewürdigt. Der Dank dafür fand in einem auf großformatigem Pergament in goldenen Lettern gefassten Schreiben des Ordensgenerals Ausdruck.[9]

Der Konfessionswechsel des Markgrafen wurde am 24. August 1660 im Franziskanerkloster Hermolsheim bei Molsheim im Elsass vollzogen und zunächst geheim gehalten. Molsheim war seit Einführung der Reformation in Straßburg Sitz des Domkapitels. Seit 1580 gab es dort auch ein Kolleg der Jesuiten. Am 15. März 1663 teilte Gustav seine Konversion durch ein Schreiben dem Papst Alexander VII. mit. Die Antwort des Papstes vom 8. Mai wurde ihm durch den Generalvikar von Straßburg persönlich überbracht. Darin verheißt Alexander zu gegebener Zeit Beweise (documenta) seiner Zuneigung, wozu der Überbringer Näheres zu sagen hat. Für eine spätere Laufbahn in hohen kirchlichen Ämtern wurden also früh die Weichen gestellt.

Bernhard Gustav blieb nach der Konversion zunächst seiner militärischen Karriere treu. Unter dem kaiserlichen Feldmarschall Leopold Wilhelm I. von Baden-Baden (1626–1671) nahm er am Türkenkrieg 1663/64 teil, und zwar in der Funktion des Generalwachtmeisters der Infanterie. Vom Kaiser erhielt er den Titel „Durchlaucht“. Von seiner Ernennung informierte er den Papst in einem Schreiben und erhielt eine huldvolle Antwort.

Der Krieg wurde am 1. August 1664 durch einen Sieg der Kaiserlichen in Ungarn bei Sankt Gotthard an der Raab (ung. Györ) entschieden. Bernhard Gustav hat in dieser blutigen Schlacht tapfer gekämpft. Drei Pferde wurden unter ihm erschossen, und er wurde im Gesicht verwundet.[10] Von der reichen Beute erhielt er seinen Anteil und brachte ihn in die Karlsburg nach Durlach, wo die Einwohner wie auch an anderen Orten zur Finanzierung des Feldzuges eine „Türkensteuer“ entrichten mussten. Diese Beutestücke bildeten den Grundstock des Kabinetts der „türckischen Curiositäten“ der Durlacher Markgrafen.[11]

Gustavs Biograph Rübsam glaubt, dass die Erfahrung der Schlacht in dem adligen Offizier den Entschluss reifen ließ, Geistlicher zu werden. Aber das Vorhaben einer geistlichen Laufbahn war sehr wahrscheinlich schon für seine Konversion maßgebend. Die Höfe in Durlach und Baden-Baden haben dabei in bemerkenswerter Weise zusammengearbeitet. Ende 1664 erhielt Gustav von seinem Durlacher Bruder einen Brief aus Regensburg vom Reichstag. Beim Essen zwischen den Bischöfen von Salzburg und Straßburg sitzend habe er erfahren, dass man Gustav beste Chancen auf die Position des Ordensmeisters des Deutschen Ordens einräume, wenn er sich bewerben wolle. In seiner Antwort zeigte sich Gustav mit dem Bruder einig, was die gemeinsame Wahrung der Familieninteressen betreffe, lehnte die vorgeschlagene Bewerbung für sich aber ab. Er wolle übler Nachrede wegen der Motive seiner Konversion vorbeugen, die aus rein religiösen Gründen erfolgt sei. Entscheidend für seine Absage scheint indes gewesen zu sein, dass die Wahl auf diese Stelle im Städtchen Mergentheim, die Maximilian von Bayern schon abgelehnt hatte, für Gustav nicht interessant erschien. Die Position war nicht ausbaufähig, und der Deutsche Orden selbst war seit der Säkularisation 1525 mit sei-

nem zersplitterten Restbesitz ohne politische Bedeutung.

1665 wurde der Kriegsmann, ohne theologische Studien absolviert zu haben, durch Empfang der niederen Weihen Kleriker. Er erhielt eine zusätzliche Domherrenstelle in Köln. In einem aus diesem Anlass mit dem Papst geführten Briefwechsel kommt zum Ausdruck, dass dieser ihm im kirchlichen Dienst ähnliche Erfolge wie im militärischen zutraut.[12] Durch Vermittlung des Straßburger Generalvikars und des Abtes von Schwarzach wurde Gustav als Probekandidat in das Schweizer Benediktinerkloster Rheinau aufgenommen. Er verlebte dort ein halbes Jahr unter Pseudonym und entschloss sich, Benediktiner zu werden. Zeitlebens ist er mit diesem Kloster am Hochrhein in freundschaftlicher Verbindung geblieben. Wäre es nur um das Religiöse gegangen, hätte er in Rheinau, wo er sich sehr wohl fühlte, in den Orden eintreten können. Aber das war so wenig angesagt wie eine Mitgliedschaft bei den Franziskanern oder Jesuiten; die Ziele sollten standesgemäß sein.

Zu Hause beriet sich Bernhard Gustav mit seinem Bruder und mit Markgraf Wilhelm von Baden-Baden (1593–1677) über das weitere Vorgehen. Dabei wirkte mit Reichshofrat Baron von Plittersdorf, dessen Familie als Stifter dem Reichskloster Fulda verbunden war. Er spielte den Vermittler zwischen dem regierenden Abt Joachim von Grafenegg, dem Kaiser Leopold I. (1640–1705) und dem Haus Baden. Er wurde mit Briefen beider Markgrafen nach Wien entsandt und erhielt dort eine Instruktion und ein Beglaubigungsschreiben für Fulda. Während der schwierigen Verhandlungen Plittersdorfs mit den adligen Mitgliedern des Konvents machte Gustav eine Kur in Wildungen und stellte sich auf der Heimreise schon einmal dem Abt vor.

Den Beschluss des Kapitels, Gustav als Novizen aufzunehmen, brachte der Agent nach Baden mit und schickte von Ettlingen aus eine Kopie nach Wien. Gustav sollte nach dem Noviziat in das Kapitel aufgenommen und zum Koadjutor des Abtes mit dem Recht der Nachfolge bestellt werden. Das Stift Fulda war ein Fürstentum, das den Vergleich mit Baden-Durlach nicht zu scheuen brauchte.

Am 25. September 1666 reiste der Markgraf aus Durlach ab und erhielt in Fulda das Ordensgewand. In einem italienisch geschriebenen Brief erbat er den Segen des Papstes. Sein standesgemäßer Unterhalt wurde noch so lange von Baden-Durlach bestritten, bis er aus geistlichen Pfründen genügend Mittel erhalten würde.[13]

Nach Beendigung des Noviziats im Herbst 1668 war er Benediktinerpater und adliges Mitglied des Kapitels von Fulda. Die Einkünfte seiner Domherrenstellen in Straßburg und Köln standen ihm weiterhin zu. Zusätzlich erhielt er jetzt noch die Propstei Holzkirchen in Franken und im Gebiet der Reichabtei selbst das Amt Hammelburg sowie das Schloss Saaleck. Vom Papst bekam er schriftlich die Genehmigung, sich zu gegebener Zeit von jedem beliebigen Bischof zum Abt weihen zu lassen. Zur Feier seiner ersten heiligen Messe reiste er in die Heimat. An Allerheiligen wurde die Primiz in der Stiftskirche zu Baden unter Beteiligung des Bischofs von Speyer und mehrerer Äbte gefeiert. Danach hielt sich Gustav wieder einige Wochen in Durlach auf. Dort empfing er den Besuch zweier Mönche aus Kempten im Allgäu. Diese trugen ihm das zusätzliche Amt eines Administrators dieser Reichsabtei an, deren Abt als geisteskrank angesehen wurde.

Zurück in Fulda stellte sich Gustav gut mit dem alten Abt und regierte nach unten mit kräftiger Hand. Der langjährige Kanzler des Hochstifts wurde gefeuert, weil er sich kritisch zur Rolle des Barons Plittersdorf äußerte. Mitte 1669 erfolgte die Wahl Gustavs zum Abt-Koadjutor von Kempten. Auch dort traf er sofort tatkräftig Entscheidungen und reformierte das Noviziat.

Am 13. Januar 1671 starb Fürstabt Joachim von Grafenegg in Fulda. Bernhard Gustav reiste aus Kempten an und wurde an der Landesgrenze als neuer Fürst begrüßt. Er nahm eine Denkschrift der Städte entgegen, in der er um „Schutz gegen die Juden“ gebeten wurde. Bereits im März erließ er als erste größere Amtshandlung ein Mandat zur Ausweisung aller Juden. Binnen zwölf Wochen mussten 2000 Menschen „auf ewige Zeiten“ das Land verlassen. Bernhard Gustav aber wurde als „Vater des Vaterlandes“ gefeiert.

Kardinal Bernhard Gustav von Baden
Generallandesarchiv J – Aa – B Nr. 5, Kupferstich von J. Franck
Wir danken dem Generallandesarchiv für die Erlaubnis zur Veröffentlichung der Bilder

Die Weihe zum Abt erfolgte nicht in Fulda durch den Erzbischof von Mainz, wie es der Tradition des Hochstifts entsprochen hätte, sondern in Baden-Baden. Nachdem der dort zuständige Bischof von Speyer mit Rücksicht auf Mainz abgelehnt hatte, nahm der Weihbischof und Generalvikar von Straßburg am 11. April 1671 die Weihehandlung vor. Auf der Hinreise übernachtete Bernhard beim Bruder im Durlacher Schloss und las dort auch eine Messe. Auf der Rückreise wurde der neugeweihte Reichsabt in Durlach und in anderen Städten auf seinem Wege mit Pauken und Trompeten begrüßt.

Im Sommer 1671 übernahm Bernhard Gustav auch noch die Regierung der Abtei Siegburg. Der kränkliche und von vielen Seiten bedrängte Abt dieses Klosters hatte ihn als Koadjutor durchgesetzt, weil er sich von ihm und seinen guten Beziehungen nach Wien Hilfe erhoffte. Im Sommer 1672 ließ sich Bernhard von den Bürgern der Stadt Siegburg huldigen. Er konnte sich in dem Stift aber nicht völlig durchsetzen. Später sollte sich Bernhard Gustav im Auftrag des Kaisers auch noch um das Bistum Lüttich kümmern, das zwischen dem Reich und Frankreich umstritten war. Die Franzosen erkannten, dass Bernhard sich in den Besitz des Bistums setzen wollte, und besetzten Lüttich militärisch. Bernhard entging nur knapp der Gefangennahme. Auch der Abt des Klosters Michaelsberg in Bamberg suchte in einem Streit mit seinem Bischof Zuflucht bei dem Fürstabt von Fulda, der ihn aufnahm und durch seine Beauftragten einen Kompromiss mit dem Fürstbischof von Bamberg und Würzburg vermittelte. Bernhard Gustav sah sich im Sinne der Tradition von Fulda mehr und mehr als Abtprimas der Benediktiner in Deutschland. Er plante einen Verband aller deutschen Abteien mit eigener Vertretung in Rom.

Die Erhebung des Badeners zum Kardinal wurde von den Höfen in Durlach und in Baden-Baden gemeinsam betrieben. Schon am 8. Oktober 1667 – Bernhard war noch Novize – schrieben beide Markgrafen, Friedrich V. und Wilhelm, an den Kaiser und baten, dass „die Promotion zum Kardinal ins Werk gesetzt werde".[14] In demselben Sinne wandte sich die Markgräfin Maria Magdalena Margarete von Baden-Baden an die Kaiserin. Auch Wilhelms Sohn Ferdinand Maximilian, der Vater des später berühmten Türkenlouis, war an der Korrespondenz beteiligt. Nach günstigen Antworten aus Wien folgte ein direkter Briefwechsel zwischen dem Novizen und Kaiser Leopold. Bernhard erhielt ein „Assekuranzdekret", für das er untertänig dankte. Damit war klar, dass ihm die Ernennung zum Kardinal sicher sei. Die Sache verzögerte sich, weil wohl deutsche Bischöfe in Rom Bedenken erhoben und weil zunächst ein von König Ludwig XIV. von Frankreich präsentierter Kandidat zu berücksichtigen war.

Im Januar 1672 war es dann so weit; Papst Clemens X. übersandte das rote Birett nach Wien, das der Kaiser persönlich dem neuen Kardinal in der Augustinerkirche nahe der Hofburg am 19. April feierlich aufsetzte. Die Unterschrift des so Geehrten lautete seitdem: Bernhard Gustav Cardinal von Baden.

Der neue Kardinal sandte seinen Neffen Karl Friedrich von Baden-Durlach (1651–

1676) nach Rom, um dem Papst seinen Dank persönlich auszusprechen. Dieser Neffe war 1671 ebenfalls katholisch geworden. Die Reise nach Rom im Auftrag des Onkels gab ihm Gelegenheit, sich dort vorzustellen. Karl Friedrich trat in den Malteserorden ein, starb aber, bevor er höhere Würden erlangen konnte. Kaiser Leopold zeigte sich gegenüber Clemens X. erkenntlich, indem er dessen Vetter, dem Conte Massimi, ein Regiment verlieh.

Bernhard Gustav reiste von Wien nach Kempten, wo er feierlich empfangen wurde, besuchte sein altes Kloster Rheinau, fuhr mit dem Schiff von Rheinfelden nach Bingen und zog mit großem Gepränge in seine Hauptresidenz Fulda ein. Der Biograph Augustin Rübsam, dem wir die meisten Einzelheiten dieser Darstellung verdanken, zitiert ausführlich die „Relatio“ dieses Ereignisses aus den Fuldaer Akten. Er schildert die Kleidung, das Pferd, den Baldachin, den sechs Kavaliere trugen, das Glockengeläut, Salutschüsse und die Hoftafel.

Am 31. Juli 1676 starb Papst Clemens X. Der Wiener Hof wünschte dringend die Teilnahme Bernhard Gustavs an der Wahl des neuen Papstes in Rom. Der Kardinal brach am 9. August von Fulda auf und kam am 7. September in Rom an. Aus dem Konklave ging am 21. September Innocenz XI. als neuer Papst hervor. In dessen Pontifikat war dann das Verhältnis der Kurie zum Wiener Hof deutlich besser als das zu Frankreich. Kardinal Bernhard von Baden hatte die Ehre, dem neugewählten Papst die Tiara aufzusetzen, im Rückblick gesehen der Höhepunkt seiner Karriere.

Nach der Rückkehr aus Rom hat der Kardinal seine Aktivitäten rastlos fortgesetzt, unter anderem mit dem schon erwähnten gescheiterten und für seine Abtei kostspieligen Versuch, das Bistum Lüttich für sich und den Kaiser zu gewinnen. Seine Gesundheit hatte durch die vielen Strapazen, auch durch die lange Italienreise und die für seinen deutschen Magen ungewohnte Kost dort gelitten. Mit nur 46 Jahren ist Bernhard Gustav am 26. Dezember 1677 in Hammelburg gestorben.

Bernhard Gustav ist eine bemerkenswerte Gestalt unserer Landesgeschichte. Er hat als Militärführer und als hoher Kirchenfürst in vielen Funktionen weit über Baden hinaus gewirkt und ist doch seiner Heimat stets eng verbunden geblieben. Durch seinen Erlass über die Vertreibung der Juden als Landesherr von Fulda hat er aber auch Anteil an der langen und verhängnisvollen Geschichte von deren Diskriminierung und Verfolgung seit den Beschlüssen des IV. Laterankonzils 1215, des Basler Konzils 1434 und den antijüdischen Forderungen Martin Luthers nach 1540.

Was die Motive seiner Aufsehen erregenden Konversion zur katholischen Kirche betrifft, so können wir im Unterschied zu seinem verdienten Biographen Augustin Rübsam an ein tief religiös begründetes Bekehrungserlebnis nicht glauben. Die aus seinen jungen Jahren in Porrentruy dokumentierten Äußerungen zeigen klar, dass sein Interesse, als Angehöriger einer hochadligen Dynastie an den kirchlichen Pfründen beteiligt zu werden, einer wie auch immer gearteten Glaubenserkenntnis vorausgegangen ist. Er hat dieses Interesse und sein ausgeprägtes Machtstreben dann durch Häufung von Ämtern und Würden ausgelebt.

Auch auf der Ebene der Glaubenslehre und der Kontroverstheologie sehen wir kein wichtiges Motiv des Konvertiten. Hier unterscheidet sich Bernhards Fall deutlich von der anderen spektakulären Konversion im badischen Hause, dem Übertritt von Markgraf Jakob III. (1562–1590). Jakob hat unter Anleitung seines Lehrers Johannes Pistorius theologische Studien betrieben und Disputationen veranstaltet. Er war regierender Landesherr im Landesteil Hachberg und drohte, seine Untertanen beim Wechsel der Konfession mitzuziehen. Darum wurde ihm wohl das gegeben, was die Franzosen „poudre de succession“ nannten; er starb einen Monat nach der Konversion. Sein Bruder aus Durlach Markgraf Ernst Friedrich ließ sofort seine Familie auf der Hochburg in Emmendingen militärisch bewachen und gefangensetzen.[15]

Die im Vergleich mit diesen Vorgängen erstaunliche Toleranz der hohen Verwandtschaft im Falle von Bernhard Gustav erklärt sich vor allem aus der Tatsache, dass durch dessen Glaubenswechsel keine unmittelbare Gefahr einer Entfremdung ganzer Landesteile von der angestammten Konfession bestand. Zusätzlich darf man wohl auch den Wandel der

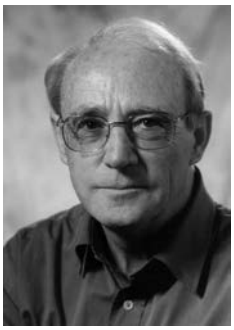
Zeiten nach den furchtbaren Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges und die doppelte äußere Bedrohung des Reiches durch Türken und Franzosen in Rechnung stellen. Beide badische Fürstenlinien standen zum Reich und zum Kaiser in Wien. In diesem Rahmen haben sie die Karriere ihres Mitglieds in bemerkenswerter Eintracht gefördert.

Im Bereich der religiösen Praxis von Gebet und kultischen Handlungen kann ein Nebenmotiv von Bernhards Konversion gelegen haben. Er hat nach dem Zeugnis seines Biographen täglich die heilige Messe gefeiert und das Breviergebet verrichtet. Die Primiz und die Weihe zum Abt hat er gewiss nicht ohne Grund in die badische Heimat verlegt. Diese Ereignisse sollten im Sinne der Gegenreformation Zeichen setzen. Daran war wohl schon bei der Erlaubnis des Papstes für Bernhard, sich „von jedem beliebigen Bischof" zum Abt weihen zu lassen, gedacht worden.

Der Bericht des Jesuitenkollegs in Porrentruy von 1653 ist in Rom und in München am Sitz der deutschen Ordensprovinz sicher aufmerksam gelesen worden. Man hat den jungen Fürsten, der sein Interesse an einer römisch-kirchlichen Karriere so unverblümt zum Ausdruck brachte, seitdem im Auge behalten. Seine persönliche Korrespondenz mit dem Papst in den 1660er Jahren muss diplomatisch vorbereitet und begleitet worden sein. Die erste Antwort aus Castel Gandolfo vom 8. Mai 1663 zeigt, dass man sein Anliegen verstanden hatte. Das Vorgehen der Kurie in seinem Fall gehört in den größeren Zusammenhang der Gegenreformation. Die Frage nach einer Strategie der römischen Europapolitik als Hintergrund von Fürstenkonversionen in der frühen Neuzeit wird in der historischen Forschung derzeit neu gestellt.[16] In diesem Rahmen könnte auch die Laufbahn unseres badischen Prinzen auf dem europäischen Theater gleichsam von Süden her eine neue Beleuchtung erhalten.

Anmerkungen

1 Carl Eduard Vehse: Die Höfe zu Baden. Ausgewählt und bearbeitet von Wolfgang Schneider. Leipzig/Weimar 1992, S. 184 ff.
2 Augustin Rübsam: Kardinal Bernhard Gustav, Markgraf von Baden-Durlach, Fürstabt von Fulda. Fulda 1923, S. 6 ff.
3 Neue Zürcher Zeitung vom 16. 7. 08, S. 17.
4 Annales ou Histoire du Collège de Porrentruy depuis l'an du Seigneur 1588. Volume I 1588–1700, Volume II 1701–1771. Société jurassienne d' Emulation, 2900 Porrentruy CH, 1995/1996. Dieses Werk hat mir zur Lektüre überlassen Michel Freudenberger in Montreux-Jeune, früher Proviseur des Lycée Jean-Jacques Henner in Altkirch im Sundgau. Ihm danke ich dafür sehr herzlich.
5 A. a. O. p. 106, zum Jahre 1653.
6 Damals Johann I. Konrad von Roggenbach, 1653 noch Johann Franz von Schonach-Zell. Die Namen werden in den Annalen an diesen Stellen nicht erwähnt.
7 A. a. O. p. 132, zum Jahre 1660.
8 Rübsam a. a. O. S. 5.
9 Rübsam a. a. O: S. 304, mit wörtlichem Zitat des lateinischen Schreibens.
10 A. Rübsam a. a. O. S. 11 ff. zitiert die Angabe der Historia Zaringo-Badensis von Schöpflin – „graviter vulneratus est in facie" –, die auf den Bericht des Markgrafen Leopold Wilhelm zurückgeht.
11 Reste dieser Sammlung wurden später mit Trophäen des „Türkenlouis" Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden (1655–1707) und anderer Markgrafen zur „Karlsruher Türkenbeute" vereinigt, die zu den wichtigsten Besitztümern des Badischen Landesmuseums gehört. Siehe den hervorragenden Katalogband von Ernst Petrasch u. a.: Die Karlsruher Türkenbeute. Verlag Hirmer München 1991 und www.tuerkenbeute.de.
12 … „non minores te laudes in ecclesiastica militia quaesiturum esse quam hactenus in castrensi …" Rübsam S. 13.
13 „Donec beneficiis ecclesiasticis fruatur." Rübsam a. a. O. S. 41 nach Schöpflin, Historia Zaringo-Badensis, Band IV, S. 317.
14 Rübsam a. a. O. S. 112.
15 Zu seiner Vita und zum Nachweis der Arsenvergiftung siehe Hans Jürgen Günther: Jakob III. in: „Badische Heimat", Heft 4, Dezember 1990, S. 671–690, und derselbe: Vater und Sohn Johannes Pistorius. Nidda 1994, S. 125–143.
16 Ute Lotz-Heumann u. a.: Konversion und Konfession in der frühen Neuzeit. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 205, Gütersloh 2007. Darin: Cornel Zwierlein: „Convertire tutta l'Allemagna" – Fürstenkonversionen in den Strategiedenkrahmen der römischen Europapolitik um 1600.



Anschrift des Autors:
Dr. Klaus P. Oesterle
Paul-Klee-Straße 4
76227 Karlsruhe

Leonhard Müller

Briefe aus Carlsruhe 1792–1794

Lulu Schlosser an ihre Freundin

Wann und wo wir auch über die große politische Geschichte informiert werden, Fakten und Interpretationen uns wichtige Zusammenhänge erkennen lassen – es drängt uns, darüber hinaus von menschlichen Schicksalen zu erfahren: wie erlebte der Einzelne diese „großen Zeiten“, damals wie erst gestern.

Darum sind persönliche Zeugnisse wichtig, und so liest man mit Anteilnahme in einer Briefsammlung von Georg Richter unter dem Titel „Liebstes bestes Clärchen“, 1982 erschienen und wohl kaum mehr greifbar, die Niederschriften aus den Jahren 1792 bis 94, eine aufregende Zeit für die Stadt Karlsruhe, in der durch Badens Nachbarschau „ein Franzosenlärm nach dem anderen“ verursacht wurde, „so dass die Karlsruher vielfach flüchteten“. Denn 1792 hatten sich Österreich und Preußen gegen die Revolution in Frankreich verbündet, der I. Koalitionakrieg war ausgebrochen, und da es sich um einen „Reichskrieg“ handelte, nahm auch die Markgrafschaft Baden daran teil. Nach der vergeblichen „Kanonade von Valmy“ und dem Rückzug der Koalitionsarmeen griffen nun die Franzosen über den Rhein. Diese Kanonade wurde von „Kriegsberichterstatter“ J. W. Goethe ausführlich beschrieben, dem Onkel unserer Briefschreiberin.

Lulu Schlosser

Marie Anna Luise Schlosser, genannt Lulu, wurde 1774 in Emmendingen als Tochter von Johann Georg Schlosser geboren. Der vielseitig gebildete Vater hatte eine steile Karriere gemacht und war damals Oberamtmann der Markgrafschaft Hochberg, eine Art „Filiale“ der Karlsruher Residenz, und damit der höchstbezahlte badische Beamte. 1714 hatte er Cornelia, die Schwester Goethes, geheiratet, deren Herz eher an der brillanten Ausstrahlung ihres Bruders hing als an dem trockenen Pflichtmenschen Schlosser.

In Emmendingen entbehrte die Frankfurterin ein gesellschaftliches und geistiges Leben. Depressionen quälten sie, und mit 27 Jahren, nachdem sie zwei Kinder geboren hatte, verstarb sie 1777, ein Schock für die Familie, vor allem für ihren Bruder, der sie auf seiner ersten Schweizer Reise besucht hatte.

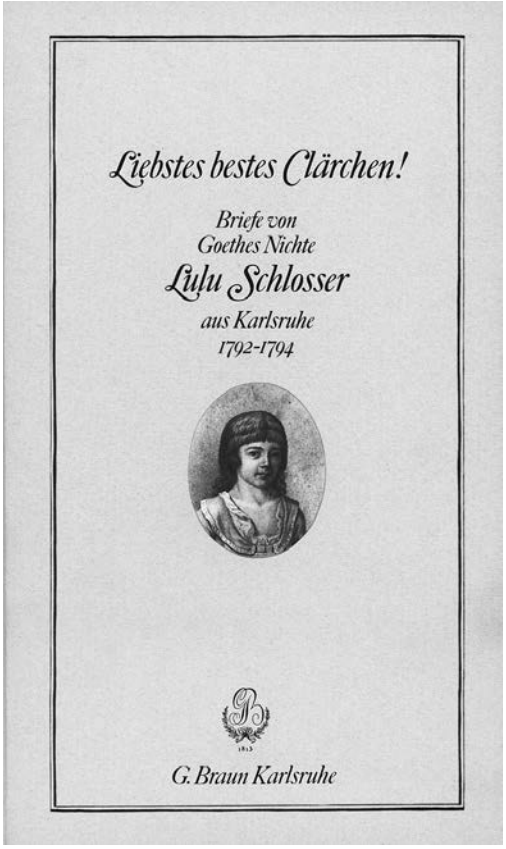
1790 wurde Schlosser, inzwischen wieder verheiratet, Direktor des Hofgerichts und war deshalb nach Karlsruhe zurückgekehrt, wo man im Zirkel eine hochherrschaftliche Wohnung mit prachtvollem Garten gefunden hatte.

1791 besuchte Friedrich Heinrich Jacobi, ein Philosoph und Dichter, mit Familie die Schlossers in der Residenz. Jacobis Landsitz in Pempelfort bei Düsseldorf war ein Mittelpunkt des damaligen Geisteslebens geworden. 1774 hatte er mit Goethe einen enthusiastischen Freundschaftsbund geschlossen, der auch an Jacobis Zeitschrift „Iris“ mitarbeitete. Jacobis Tochter Clärchen verband seit dem Karlsruher Besuch eine enge Freundschaft mit Lulu, deren Briefe erhalten sind. Sie spiegeln die Gemütslage eines Mädchens von 18 bis 20 Jahren wider, die ganz im Zeitalter der Empfindsamkeit aufgewachsen war, aber doch einen klaren Blick für die Realitäten behalten hatte, in ihrem Briefstil eher ihrer Großmutter Goethe entsprechend als ihrer Mutter Cornelia.

Im folgenden einige Ausschnitte in der damaligen Rechtschreibung.

Karlsruhe, den 14tn Oktober 1792

… Seit einer Stunde bin ich u. Juliette [ihre Schwester] wieder hier rathe einmal wo



Briefsammlung von Georg Richter

wir waren – Denke bey der Freistedt [Karoline von F., spätere Hofdame der Erbprinzessin Amalie]! … Wir thaten nichts, als spazieren gehn u. von ihrer aller Flucht reden. Denke, die Nanci saß ganz in aller Hö auf einem mit Betten u. Kissen betürmten Mistwagen, in ihrem Schoß ihre liebste Sachen u. in der Hand ein offenes Parasölchen [Sonnenschirm] haltent; ganz unten, wo die Betten ein Loch gelassen hatten, saß Madam Bourdet, die Hände ringend u. weinend, u. in dieser Positur fuhren die 2 nach Pforzheim, wo der ganze Hof hingeflüchtet war.

Karlsruhe, den 11tn Nov.

… Die Juliette wird dir geschrieben haben, daß der gute Herr Erbprinz [Karl Ludwig 1755–1801] auf dem Todte krank an einer hitzigen Gallenentzündung ist, noch immer ist er nicht ausser Gefahr, obgleich er etwas besser ist. Der Liebe Himmel erhalte ihn uns, denn wenn er stirbt, so folgt ihm der Hr. Markgraf [Karl Friedrich 1728–1811] sicher bald ins Grab; neulich, wie man in einer Eile den Hr. Hofrath Schweikert [Hofarzt] rufen ließ, kam ihm der arme Herr Markgraf ganz entstellt u. zerfallen weinend entgegen und sagte ihm: „Ach hätte der liebe Gott mich doch, da ich an Rhumatisme krank lag, von der Welt genommen, denn ich alter Mann kann doch der Welt nicht mehr Nuzen, und ließe er doch meinen Carl leben!“ Als ichs hörte, mußte ich weinen, Gott! Der gute Markgraf! Auch würde ein sehr großes Unglück fürs ganze Land draus entstehen, weil man da einen Administrator für den jungen Prinzen [Karl 1786–1818] brauchte, und dieser ist natürlich der Onkel, der Prinz Fridrich [1756–1829] du kanst glauben, wie der seine Unterthanen plagen würde, wenn er so übel mit seiner Gemahlin u. seinen Domestiquen verfährt. Der Aberglaube würde hier sicher auch recht überhand nehmen, denn du erinnerst dich doch noch des Weißen Gespenstes, welches immer den Tod einer fürstlichen Person andeutet?

Carlsruhe, den 19. Nov. 1792

… Jetzt aber zu deinem (ausgenommen den anderthalb Seiten) herzigen Brief! Schon die Größe stach mich gewaltig in die Augen, der Inhalt aber noch mehr, besonders das, was du von Onkel Göthe erzählst [Goethe war vom 6. 11. bis 4. 12. bei Jacobis]. In künftigem Brief sage mir doch wieder etwas von ihm, wie er aussieht, groß, klein, dik oder dünn, wie ihm seine Steiffe [Steifheit] läßt, und kurz, ob er dir gefällt, denn dann weiß ich schond wie's mit mir steht, da wir doch gemeiniglich einerlei gout haben.

Samstag, den 26tn Januar 1793

… Ach Gott! was sagtest du als du den Tod des guten Königs hörtest [Ludwig XIV.]? So schändlich geköpft zu werden! So ganz ohne alle Ursache! und das abscheuliche Volk, soll ganz Haufenweis zusammengelauffen sein, und keiner hat nur einen Mux gethan! … Die Mama wurde ganz blaß, und ich sah wie innerlich der Papa bewegt war, als sie zum ersten mahle miteinander davon sprachen. Stellst du dir den König nicht auch ganz vor?

Ach! ich hab ihn neulich beschreiben hören, wie einfach er gekleidet ist u. wie gelassen und Ehrwürdig er aussieht, u. so sehe ich ihn immer vor mir. Weißt du auch wie sie den Dauphin [Thronfolger] behandeln wollen, die schändlichen Teufel? Vermuthlich! da brauch ich dir's also nicht zu sagen … und was werden die nicht mit den armen Prinzeßinnen machen? Die älteste ist schon 14 Jahre alt. Und die arme Königin! findest du nicht auch daß es ganz schändlich wäre, wenn man nicht für den König trauerte? ich begreiffs gar nicht wie der hisige Hof u. Adel so gleichgültig bei dem allem sein können, denn vorgestern war ball bei den Edelsheim's und bis Montag wird der Hof einen im Kaffe Hauß geben.

Mittwoch, den 24tn Merz 1793

… Ha!ha!ha immer muß ich über dich lachen, wenn ich an deine frage denke, ob ich's mit allen Mädchen gemein hätte, daß mir die Offiziere franzosen u. Comedianten besonder gefielen? nicht Komischeres kann ich mir denken! … Die Offiziere! herjeh! was sind das entweder für Affengesichter oder Milchsuppen! Östreicher sind hier recht hübsche, aber ich komme nirgends hin, daß ich sie mit muß [Muße] betrachten könne, und daß sie mir gefallen sollen. Franzosen! Ja das könnte noch eher angehen … Aber Comedianten! Das könnte mich würklich Ärgern wenn man sagte das mir einer besonder gut gefiel. bei Euch ist's glaub ich Mode, daß die gefallen dürfen? Hier denkt kein Mensch nur von weitem dran, überhaupt man ist so ehrbar! Weißt du? Wir Ärgerten uns als mit einander drüber? über die große Unschuld! Nein, da bin ich denn eine Ausnahme, die ordentlichen Leute, weder franzosen, Ofiziere noch Comedianten, gefallen mir zum allerbesten., sicherlich.

Karlsruhe, den 18tn Mai 93

Heute morgen wurden wir durch ein Dacapo [Wiederholung] vom Ersten Oktober [1792] aus den Betten gejagt; … denn es hieß (und ist auch wahr), die Franzosen wären 2 Stunden von hier. [Rheinüberbergang bei Au, von badischen Truppen zurückgeschlagen]. Nu! Das Rumor in Carlsruh wirst du dir denken können: der Generalmarsch wurde gleich geschlagen, alles versammelte

Luise Schlosser

sich wie der Bliz, die Fahnen … wurden geholt, der Markgraf, der Erbprinz, – alles war bei der Hand; und endlich nach manchem Abschiedskuß, Abschieds-Trauer u. Haudegen-Gedanken, gieng der Marsch an, und vor unsrem Hauß vorbei, wo ich preislich, ganz alleine, an einem Fenster im Cabinet den enormen Zug vorbei gehen sah. Der Markgraf, Erbprinz und Gailing ritten voran, und dann kamen die Muntren Soldaten, und die Fürchtepuzelcher von Offizierchen hintendrein. Die Nacht haben viele Leute schießen hören, (N.b. ich nicht wie du Leicht denken kanst), und es soll auch tüchtig zugegangen sein; aber unsre wakeren Durlacher [Füsilierbatallion Erbprinz] (denkst du noch an den Jungen Krieg?) haben sich ganz herrlich gehalten; … die Bürger stehen alle wieder Schildwache; ich seh's so gern! Die Stadt ist gewiß besser geschützt, als wie mit den Soldaten, die selbst Soldaten für sich brauchten.

Samstag, den 25ten Mai 1793

… Ich siz jezt ganz im Dunklen, denn alle unsre Vorhänge sind zu … also will ich mich schnell an deinen Superlatif herzigen Brief machen und gleich mit dem anfangen was mich Ärgert; u. das ist -- daß der Onkel

[Goethe] die Abscheulichen Fressäks von Franzosen so aufnimmt; er kan doch wohl. – ei Natürlich! Wenn er nein sagte, so würde doch wahrhaftig kein Mensch komen. Die Tante Lenchen hat der Mama auch davon geschrieben; sie ist (N.b. die Mama) recht tüchtig bös drüber; überhaupt was Franzos heißt haße ich.

Karlsruhe, den 7tn Dec. 1793

… Meine Anthipathien [Franzosen] haben wieder 20 000 Mann Verstärkung bekommen, u. die Preussen haben sich zurükgezogen u. pour le Comble [zu allem Übel] flüchteten die Östreicher. Nicht wahr dies sind Meschante Nouvellen? Auch ist es jezt so entzetslich jämmerlich kalt u. scheint der Mond so süperb, daß die Franzosen sehr leicht die Nacht einmal einen Überfall hieher wagen können, -- kurz -- ich dank dem Himmel daß wir fort können. [Flucht nach Pforzheim aber erst am 8. 1. 1794]

Ende Dezember 93

… Denk, unser braver Prinz Louis [v. Preussen] wäre fast von den Miserablen Franzosen gefangen worden, aber der Braunschweig machte so eine gute Wendung, dass erster ihnen noch eine Casse nahm.

Heute kam auch die Nachricht die Franzosen wären wieder in Speier gewesen, hätten aber alle Häuser Leer u. verschlossen gefunden; sie haben also nichts angestelt. Hier ist's entzetslich kalt, alles friert zu; Himmel, wenns nur der Rhein nicht thut. Ganz Carlsruh zittert vor dem Gedanken, wie leicht kanns aber nicht geschehen!

Adieu, Adieu; den Offenen Rhein wie lieb hab ich ihn nicht! Aber wie hasse ich, und wie Angst macht mir zu der gefrohrene!

Pforzheim, den 24t Jener 1794

… Wenn du diesen Brief bekömst sind wir vermuthlich wieder in Carlsruhe; alle Tage wird von unsrer Rükehr gesprochen, denn Jedermann' sagt, den besten Zeitpunkt zum herüberkommen hätten die Franzosen verfehlt, u. es schien auch, daß sie keine Lust dazu hätten. Geb der Himmel daß es so ist. Heute wurde aber schon wieder anders gesprochen; man sagte wir sollten lieben noch bleiben bis, ich weiß nicht wie viel Preusen u. Östreicher Verstärkung an den Reihn käme, denn wenn sie herüber wollten, so könnten sie's ungehindert, weil unsre Gegend ganz blos wäre …

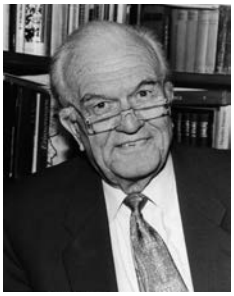
Bei Hof ist alles guter Dinge, u. alle Montage Ball. Wenn ich dadran denke, schauderts mich ordentlich.

… Gestern u. heute früh wurden eine ganz unzählige Menge Canonen vorbei gefahren gewiß über 100. Auch ist arg immer immer ein beständiges Gefahr mit Wagen zur Armeé – Als Fort-Louis [badischer Besitz auf einer Rheininsel] gesprängt worden ist, hätte ich nicht mögen in Carlsruh sein; des Nachts zwischen 11 u. 12 geschah es; da sprangen im Schloß die Portalthüren auf, alles zitterte u. es geschah wie ein Erdbeben. Die Prinzeßinen sprangen aus den Better beim 2tn Schlag, u. kein Mensch konnte sie mehr ins Bett bekomen. Fenster zerbrachen auch, kurz es soll schreklich gewesen sein; in Rastadt aber noch viel ärger, da sah man das helle Feuer auf der Gasse. Man sagt, es wäre dem Markgraf zu Lieb gesprängt worden, damit die Franzosen diesen Trieb zum Herüber komen nicht mehr hätten."

Die Revolution In Frankreich, die bald einsetzende Schreckensherrschaft und der 1. Koalitionskrieg mußte auf ein behütete Mädchen wie Luise Schlosser erschreckend wirken. Mit der Furcht vor dem Feind, der aus der Verteidigung zum Angriff überging, griff in der Bevölkerung die alte Erbfeindschaft wieder Platz – die sich später unter der Ägide Napoleons im neuen rheinbündischen Großherzogtum Baden wiederfand. Die beiden jungen Frauen schwatzten sich über die mißlichen Umstände hinweg, über die Flucht nach Pforzheim, die Angst vor einem Rheinübergang der französischen Truppen, wenn die in Karlsruhe wie in Paris mit der Guillotine hausen würden, sahen aber letztlich realistisch dem großen politischen Theater zu. Und Lulu fand in diesen Wirren den Mann fürs Leben, Georg Nicolovius, von dem sie bald „einen lieben, herrlichen Brief empfing: ich zitterte und hatte Thränen in den Augen … Mein einziges Bestreben ist … besser zu werden, um den Nicolovius recht aus Herzensgrund glücklich zu machen." Rasch wird geheiratet und dies dem „Onkel Göthe" mitgeteilt, freilich ohne Reaktion des distanzierten Verwandten.

Erst nach einem Kondolenzbrief zum Tod seiner Mutter, der Frau Rat, antwortete er schuldbewußt am 27. 1. 1809 „ich bin überhaupt kein fleißiger Correspondent“, versicherte aber, „wenn wir zusammenträfen, würden Sie finden, daß mit dem Oheim ganz leidlich auszukommen ist.“

Nicolovius machte im preußischen Staatsdienst, zuletzt als geheimer Oberregierungsrat, Karriere, doch mit erst 37 Jahren starb seine Frau Lulu, die sechs Kinder geboren hatte. Goethe antwortete auf die Todesanzeige am 20. 9. 1811: „Meine liebe Nichte habe ich niemals gesehen, aber doch immer an derselben, so wie Ihnen und den lieben Ihrigen aufrichtigen Anteil genommen. Möge es ihnen gelingen in der Erziehung und Bildung der Zurückgelassenen einen tätigen Trost zu finden, und sich an den Ebenbildern der Mutter zu ergötzen“.



Anschrift des Autors:
Dr. Leonhard Müller
Erlenweg 2, III, 7/7
76199 Karlsruhe

Alexandra Fies

Badische Auswanderungsagenten im 19. Jahrhundert

Im 19. Jahrhundert wanderten alleine in den Jahren 1840–1883 etwa 219 000 Badener nach Amerika aus. Durch wirtschaftliche Reformen, eine stark anwachsende Bevölkerung, die durch Realerbteilung im Westen und Südwesten herbeigeführte Bodenzersplitterung und die Gewerbefreiheit im Handwerk stiegen sowohl die transnationale als auch die interne Migration sprunghaft an. Zu den entscheidenden Auslösern der rapide anwachsenden Auswanderung können die Teuerungs- und Ernährungskrisen in den 1830er und 1840er Jahren gezählt werden, die durch Missernten und anhaltenden Lohndruck entstanden sind. Die Landwirtschaft, das hausindustrielle Gewerbe und das Handwerk konnten die enormen Bevölkerungsmassen nicht mehr beschäftigen, und das aufstrebende Fabrikwesen war noch nicht imstande das Überangebot an Arbeitskräften aufzunehmen

Im Volksmund galt der deutsche Südwesten schon früh als besonders wanderungsbereites Gebiet, weshalb ihm zwei alte und populäre Thesen zugeschrieben wurden: zum einen die im Volkscharakter bzw. dem Naturgesetz der Alemannen, Schwaben und Pfälzer verankerte Wanderlust und ein tief in ihnen verankertes Fernweh. Zum anderen wurde die Auswanderung als eine natürliche Regulierung der Überbevölkerung angesehen.[1]

Der Wunsch nach Verbesserung der eigenen wirtschaftlichen und sozialen Lage war Grundvoraussetzung für eine erfolgreiche Rekrutierung von Auswanderern durch die Agenten. Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts nahm eine auffällig große Anzahl niederländischer Makler im Großherzogtum ihre Tätigkeit auf. In Baden hatte die erste große Massenauswanderung nach Amerika nicht in den von der Ostwanderung bekannten Gebieten – Pfinz-, Enz- und Neckarkreis – ihren Ursprung, sondern in der Nähe der Schweizer Grenze. So verbreitete sich im Dreisam- und Donaukreis bald das Gerücht über den Basler Schiffermeister Frei, der durch seine Verbindungen nach Amsterdam die Auswanderung nach Amerika vermitteln würde. Beflügelt wurde dieses Gerücht noch indem neben einer freien Überfahrt, reichlich Kost, ein Startgeld und dazu noch freies Ackerland und Vieh in Amerika versprochen wurde. Durch dieses Versprechen angetrieben, entwickelte sich hier in kurzer Zeit eine regelrechte Massenhysterie, so dass die Beamten die Auswanderungswilligen bald mit Geisteskranken verglichen. Vom Amt Hornberg ist ein Bericht vom Mai 1817 erhalten, der davon erzählt, dass kein Feldarbeiter mehr zurückzuhalten sei, weil er denke, „er komme unter einen ganz warmen Himmelsstrich, wo Häuser und kultivierte Güter seiner warten, so daß er nicht viel zu bauen, sondern nur zu ernten habe, indem die Natur allein wirke und keines Zuthuns menschlicher Kräfte bedürfe, und weil er glaubt, die Produkte der heißeren Zone und Gold und Silber zu finden.“[2]

Mit der zweiten großen badischen Auswanderungswelle in den 1840er Jahren, stieg auch die Zahl der Agenten und Werber, wodurch die südwestdeutschen Amerikaauswanderer nun in allen größeren Städten Büros von Agenturen finden konnten. Zugleich wuchs aber auch die Anzahl der Schwindler und Betrüger.

Ausbeutung und Betrug durch Auswanderungsagenten, Makler, Reeder und Kapitäne waren zweifellos eine der negativsten Begleiterscheinungen der Massenauswanderung im 19. Jahrhundert. Mit der Herausbildung der

Auswandererbeförderung zu einem lukrativen Geschäftszweig kam es vermehrt vor, dass die Hilflosigkeit und Unwissenheit der Auswanderer skrupellos ausgenutzt wurde. Anfänglich hatten die meisten deutschen Regierungen kein Interesse daran, sich um das Schicksal derjenigen zu kümmern, die das Land verlassen hatten. Um die immer chaotischer werdenden Zustände im Auswanderungsverkehr unter Kontrolle zu bringen, wurden zahlreiche Gesetze erlassen und Verfügungen verabschiedet. Dieser Prozess vollzog sich jedoch langsam und ohne Zusammenarbeit der Auswanderungsländer mit Amerika. Erst spät wurden auf beiden Seiten des Atlantiks klare politische Richtlinien gezogen, und so fehlte es bis in die 1880er Jahren an einer übergreifenden Gesetzgebung.

Einen ersten Versuch, die Auswanderer und den Heimatstaat selbst zu schützen, unternahm die Regierung des Großherzogtum Baden 1833. Nachdem Baden von Preußen und Württemberg im Sommer 1832 auf eine Freiburger Auswanderungsagentur aufmerksam gemacht worden war, traten sie mit dem dort ansässigen Agenten Benedikt von Hermann, der für das Straßburger Handlungshaus Solms mit Auswanderern Beförderungsverträge über Le Havre abgeschlossen hatte, in Verbindung. Das Ergebnis dieses Treffens war ein Vertrag zwischen dem Großherzogtum Baden und dem Agenten, der beinhaltete, dass der Agent für Transport und Verpflegung der Auswanderer von Straßburg bis zur Ankunft in Amerika, inklusive der Kosten die bei einem längeren Warteaufenthalt in Le Havre anfallen würden, aufkommen musste. Zur Garantie wurden von ihm 20 000 Gulden hinterlegt. Als Gegenleistung veröffentlichte die badische Regierung in Anzeigblättern des Oberrheinkreises, dass der abgeschlossene Vertrag „von den Behörden als hinlänglicher Reisegeldausweis anzusehen und daraufhin dem Auswanderer der Reisepaß auszuhändigen“ sei.[3]

Danach setzte sich die feste Anstellung einzelner Agenten auch in anderen deutschen Staaten durch. Die bayrische Regierung ging 1837 noch einen Schritt weiter und legte die Konzessionierung der Auswanderungsagenten fest. Ziel war, nur anerkannte, solide Handlungshäuser in den größeren Städten zuzulassen, um eine bessere Kontrolle über die Organisation des Auswanderungsgeschäfts zu erhalten. Dem bayrischen Vorbild folgten seit der Mitte der 1840er Jahre Württemberg und Hessen, 1847 auch Baden.

Die Bedeutung einer einheitlichen Gesetzgebung aller deutschen Staaten war den Regierungen immer präsent. Daher war man auch in Baden darum bemüht, die Regelungen anderer Staaten mit in die eigene Gesetzgebung einfließen zu lassen. Dies zeigt ein Bericht der badischen Regierung aus dem Unterrheinkreis Mannheim an das Ministerium des Inneren in Karlsruhe, der darauf hinweist, dass im Hessischen Regierungsblatt vom 11. Februar 1851 eine „neue Verordnung über Beseitigung der bei der Beförderung von Auswanderern bestehenden Missbräuche“ abgedruckt sei, „dieselbe seie vorzüglicher, als die Groß[herzogliche] Bad[ische] Verordnung vom 23ten April 1847, Regierungsblatt Seite 137, und es wäre vielleicht zweckmäßig, diese nach der neuen hessischen Verordnungen zu vervollständigen.“[4]

In Baden gab es ein besonders breit gefächertes Netz von Auswanderungsagenten. Für die Jahre 1848, 1850/51 und 1854 existieren Verzeichnisse von zugelassenen Haupt- und Unteragenturen. Von einer Vollständigkeit kann jedoch nur beim Verzeichnis von 1854 ausgegangen werden. Die Zahl der zugelassenen Agenten stieg mit dem stetigen Auswanderungsstrom nach Amerika so stark an, dass die „Allgemeine Auswandererzeitung“ befürchtete, dass „in Deutschland mehr Agenten als Auswanderer vorhanden“ sein würden.[5]

Über die Höhe der Vermittlungsprovisionen für die Agenten liegen sehr unterschiedliche Angaben vor. 1849 schrieb die „Allgemeine Auswanderungszeitung“, dass in den Rhein-, Main- und Neckarhäfen Zulieferer arbeiteten, die von den Kontraktabschluss bemächtigten Agenten „2–3 und mitunter auch 4 Gulden für jeden Auswanderer“ bekämen „und nicht selten verdiene ein solcher Makler in einer halben Stunde 30–40 Gulden.“[6]

Dieser Konkurrenzkampf führte dazu, dass die Auswanderer für die gleiche Reiseroute oftmals unterschiedliche Summen aufbringen mussten. Diese starken Preisdifferenzen kamen besonders den „Winkelagen-

Briefbogen der Auswanderungsagentur Renner aus Mannheim

ten“ zugute, welche die Preise der konzessionierten Agenten unterboten und somit zahlreiche Auswanderer anlocken konnten, da diese sich überwiegend nicht am Preis für die am besten durchgeführte Reiseorganisation orientierten, sondern nach den billigsten Anbietern fragten.

Dem Treiben der Agenten fielen auch badische Auswanderer aus den Gemeinden Wimmersbach und Opfenbach zum Opfer. Nach einem Bürgeraufruf im März 1847 konnten sich 107 mittellose Auswanderungswillige entschließen, ihre Heimat mit der finanziellen Unterstützung aus der Gemeindekasse zu verlassen. Der Wimmersbacher Bürgermeister begleitet die Gruppe persönlich zu der Mannheimer Auswanderungsagentur Renner, mit der bereits zuvor ein Transportvertrag abgeschlossen worden war. Die Auswanderer traten von Mannheim aus die Weiterreise über Rotterdam nach Antwerpen an, wo sie für die Fahrt über den Atlantik einschiffen sollten. Der von der Gemeinde abgeschlossene Vertrag mit der Mannheimer Auswanderungsagentur sicherte ihnen beim Aufenthalt in Antwerpen Verpflegungsgeld zu, das ihnen durch einen Vertreter der Agentur ausgehändigt werden sollte. Vergeblich wartete die Gruppe nach ihrer Ankunft am 10. März 1847 in Antwerpen auf das Geld der Agentur. Ohne Geld und Unterkunft waren sie nun völlig auf sich alleine gestellt, bis sich ein Gastwirt erbarmte, die Gruppe aufzunehmen. Nach vier Tagen konnten sie dann zwar bereits auf der „Shakespeare“ einschiffen, Verpflegung erhielten sie an Bord jedoch nicht. Die sich an Bord befindenden Nahrungsmittel waren nur für die Überfahrt bestimmt. In ihrer Verzweiflung sprachen sie schließlich am 15. März 1847 beim Badischen Konsulat vor und erbaten Hilfe.

Nur sieben Tage später meldete sich eine weitere Gruppe von 21 Personen beim Konsulat, die Opfer derselben Agentur geworden waren. Sie hatten zwar eine Passage von Antwerpen nach Nordamerika auf der „Shakespeare“ gelöst, nach ihrer Ankunft im Hafen war jedoch weit und breit kein Schiff zu sehen, das diesen Namen trug. In ihrem Falle hatte sich die Agentur um einen Tag im Datum geirrt und das Schiff war bereits ausgelaufen.

Ebenfalls betroffen war der badische Auswanderer Jakob Joh mit seiner Auswanderergruppe, die mit dem Auswanderungsagenten Renner einen Vertrag für die Überfahrt nach New York abgeschlossen hatte. Anstatt die Gruppe wie besprochen über Rotterdam zu verschiffen, schickte Renner diese nach Antwerpen, da er dort eine höhere Provision erhielt. Aber auch nach der Ankunft in Antwerpen gingen die Probleme mit der Agentur Renner weiter. Die Weiterreise verzögerte sich um drei Tage und die Gruppe musste sich bei einem Gastwirt einquartieren. Vergeblich wartete auch diese Gruppe Tag für Tag auf das Einlaufen eines Schiffes namens „Shakespeare“. Als das Geld für die Übernachtung knapp wurde, blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich ebenfalls beim badischen Konsul Weber zu melden. Nachdem sich die Beschwerden über die Agentur Renner gehäuft hatten, erbat das Badische Konsulat am 24. März 1847 beim badischen Minister des Auswärtigen Amtes Freiherr von Dusch Unterstützung für die sich von „oberflächlicher Leichtigkeit und Mangel an Voraussicht“ auf die Reise Begebenen.[7] „Der Unterzeichnete lebt in der Hoffnung, daß die Großherzogliche Regierung durch prompte,

kräftige und wirksame Maasregeln die armen Auswanderer aus Baden vor weiteren Folgen des Behandlungssystems schützen werde welches sie bisher erfahren haben, damit deren ohnehin so unglückliches Schicksal in Etwa erleichtert werde."[8]

Ende April erhielt das Badische Konsulat in Antwerpen dann endlich die Nachricht, dass die Agentur die angefallenen Kosten übernehmen und dafür Sorge tragen würde, dass die Gruppe die ihr Schiff verpasst hatte, eine neue Schiffspassage erhalten würde.[9]

Erst seit einer von der badischen Regierung am 11. Februar 1853 in Kraft gesetzten Anordnung über eine genaue Regelung des Auswanderungswesen und der Aufstellung aller konzessionierten Agenten liegen vollständige Angaben über alle Agenten in Baden vor.

Dass das Geschäft mit den Auswanderern blühte wird an dem dichten Netz von Agenturen, das seit 1854 ganz Baden durchzog, deutlich. Die Verteilung im Großherzogtum war zwar ungleichmäßig, lässt aber die Zentren der Auswanderung erkennen. Im Seekreis (Regierungssitz Konstanz) fand offensichtlich die geringste Abwanderung statt. Hier waren nur sieben Auswanderungsunternehmer niedergelassen, die 20 Agenten beschäftigten. Im Unterrheinkreis (Regierungssitz Mannheim) siedelten sich neun konzessionierte Hauptagenten mit insgesamt 35 Unteragenten an. Das Gleiche gilt für den Mittelrheinkreis (Regierungssitz Karlsruhe). Hier hatten zwar von neun Agenten nur sechs eine Konzession, beschäftigten aber 34 konzessionierte Unteragenten. Der Oberrheinkreis (Regierungssitz Freiburg) verfügte über sieben Hauptagenten mit 26 Unteragenten.

Von einer vollständigen Angabe aller konzessionierten Unternehmer wird ausgegangen, ob allerdings auch alle Unteragenten aufgeführt wurden, ist nicht mehr feststellbar. Auch lassen sich für die folgenden Jahre keine ähnlichen Listen mehr auffinden.[10]

Nach einem erneuten, kurzfristigen Anstieg der Auswanderungszahlen zwischen 1880–1884, geht Eugen von Philippovich, trotz einer fast zum Stillstand gekommen badischen Auswanderung in den 1890er Jahren, von einem weiteren Anstieg der Zahl der Unteragenten aus und erwähnte noch im Jahre 1892 „15 Auswanderungsunternehmer mit 758 Unteragenten in Baden" mit Konzession.[11] Diese Zahl erscheint ungewöhnlich hoch, wenn man diese Zahlen mit dem Verzeichnis des Norddeutschen Lloyd und der Hapag Agenten von 1898 vergleicht. So waren für den Lloyd 57 und für die Hapag nur noch 13 zugelassene Agenten im Großherzogtum Baden tätig.

Philippovich schrieb dazu: „Die Zahl der von badischer Agenten beförderten Auswanderer betrug von 1882–1889 39 475, die Zahl der wirklich Ausgewanderten aber wenigstens 56 000. Die Agenten spielen eben heute im Wesentlichen nur noch die Rolle von Fahrscheinverkäufern der Dampfschiffahrtsgesellschaften, und diese Vermittlung wird durch die Erleichterung des Verkehrs und die direkten Verbindungen letzteren entbehrlich."[12]

Obwohl der Niedergang des Agentengeschäfts bereits besiegelt war, bemühte sich der Bremer Auswanderungsagent Friedrich Mißler 1882 sogar noch um Unteragenten, um sein Geschäft zu retten. Mißler hatte, unter Inkaufnahme von Geldstrafen, „im Frühjahr 1882, ohne die staatliche Genehmigung zum Betrieb des Auswanderungsgeschäftes im Großherzogtum [Baden] zu besitzen, an eine große Zahle ihm persönlich unbekannter Wirthe, Kaufleute und anderer Gewerbetreibender in verschiedenen Orten des Landes gedruckte Prospekte und Circulare mit der Aufforderung ergehen (lassen), für ihn gegen eine jeweilige Provision, von 7 Mark à Person, Kinder die Hälfte, Auswanderungsverträge abzuschließen."[13]

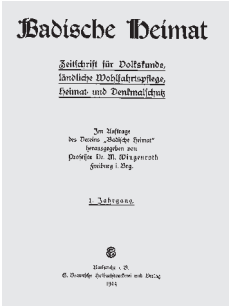
Erst Ende der 1880er Jahre mit dem Aufschwung der Industrie zum „modernen Hochkapitalismus", verebbten allmählich die Auswandererzahlen, wodurch auch die Agententätigkeit stetig abnahm. Durch immer bessere Informationsquellen über Amerika, die eingespielten Reiserouten, gute Eisenbahnverbindungen zu allen Seehäfen und annoncierte Dampferabfahrtszeiten in jeder größeren Zeitung nutzten immer weniger Auswanderer die Vermittlungstätigkeit. Viele traten nun die Reise mit den von Verwandten in den USA vorfinanzierten „Prepaid-tickets" an und hatten ihren Zielort in der Neuen Welt bereits deutlich vor Augen.

Anmerkungen

1 Bassler, Gerhard P.: Auswanderungsfreiheit und Auswanderungsführsorge in Württemberg 1815–1855. Zur Geschichte der der südwestdeutschen Massenauswanderung nach Nordamerika. In: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 33 (1974). S. 117–160. Stuttgart 1976; hier: S. 122.
2 Ebenda, S. 131.
3 Bretting, Agnes; Bickelmann, Hartmut: Auswanderungsagenturen und Auswanderungsvereine im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart 1991. S. 33.
4 Ebenda.
5 Ebenda, S. 51.
6 Ebenda, S. 68.
7 GLA: 233/2617.
8 Ebenda.
9 Ebenda.
10 Bretting, Agnes; Bickelmann, Hartmut: Auswanderungsagenturen und Auswanderungsvereine im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart 1991. S. 55.
11 Ebenda.
12 Ebenda, S. 85.
13 Ebenda.

Anschrift der Autorin:
Alexandra Fies
Möhringer Straße 118
70199 Stuttgart

100 Badische Jahre 1909–2009
95 Jahre 1914–2009 Badische Heimat beim G. Braun Verlag


Badische Heimat

Zeitschrift für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege, Heimat- und Denkmalschutz

Im Auftrage des Vereins „Badische Heimat" herausgegeben von Professor Dr. M. Wingenroth Freiburg i. Brg.

1. Jahrgang.

Karlsruhe i. B.
G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag
1914

Im Jahre 1989 schrieb der damalige Vorsitzende:

„Seit dem Jahre 1914 druckt der Verlag G. Braun Publikationen des Landesvereins. Das sind 75 Jahre, ein Zeitraum, welcher ein gegenseitiges Treueverhältnis kennzeichnet, das einmalig ist. Und so ist der Landesverein auch durch die vorwiegende Betreuung unserer Hefte mit Herrn Dr. E. Knittel (24. 1. 1894–5. 4. 1989) verbunden".

Gegenseitiges Treueverhältnis und sorgfältige Betreuung der Publikation gelten auch heute noch.

Im Jubiläumsjahr 2009 druckt der G. Braun Verlag, jetzt G. Braun Buchverlag, seit 95 Jahren die Vierteljahresschrift BADISCHE HEIMAT.

Der G. Braun Buchverlag gratuliert dem Landesverein Badische Heimat zum 100-jährigen Vereinsjubiläum.

Detlev Hellfaier

Von London nach Bad Rippoldsau

Ferdinand Freiligrath im Sommer 1868

Ein hübsches 12-zeiliges Gedichtautograph Ferdinand Freiligraths auf einem Albumblatt gelangte unlängst über den österreichischen Autographenhandel in die Lippische Landesbibliothek in Detmold, die in ihrem Literaturarchiv eine der umfangreichsten Sammlungen zu diesem im Jahre 1810 in der lippischen Residenz geborenen Dichter bewahrt. Das Blatt trägt am Schluss in der markanten ausgeschriebenen Hand des Lyrikers eine dreizeilige Widmung, seine Unterschrift sowie Ort und Datum. Da das Gedicht keinen Titel aufweist, liegt die Zuordnung nicht unmittelbar auf der Hand. Bei näherem Hinsehen handelt es sich jedoch um die Übersetzung zweier Strophen des 18-strophigen Gedichts „Epistle to William Simson“, das der schottische Dichter Robert Burns (1759–1796) im Mai 1785 verfasst hat. Schon als junger Mann von diesem fasziniert, hatte Freiligrath die Epistel übersetzt und ihr den unverfänglichen Titel „An einen Freund“ gegeben. Bevor einiges zum Entstehungsumfeld dieser poetischen Reminiszenz zu sagen ist, folgen zunächst die Verse:

In jeder Tracht voll Reizes nur
Bist du dem Herzen, o Natur, –
Ob licht und lachend nun die Flur
Der Lenz belaube,
Oder durch's Land auf öder Spur
Der Winter schnaube!

Nie ließ die Muse sich gewinnen,
Trieb es den Dichter nicht, zu sinnen
Einsam, wo Bäche rieselnd rinnen,
Und rauscht das Ried;
O süß, zu schweifen u[nd] zu spinnen
Ein herzig Lied!

Zur freundlichen Erinnerung an die schönen
Sommertage unter den rauschenden Tannen
u[nd] Quellen von Rippoldsau
F[erdinand]Freiligrath

Rippoldsau,
4. August 1868.

Ferdinand Freiligrath: „An einen Freund, Mai 1785“ [Strophen 14–15] nach Robert Burns, eigenhänd. Gedichtautograph mit Unterschrift, dat. [Bad] Rippoldsau, 4. August 1868, 1 S. [Albumblatt m. Goldschnitt], 31 x 23 cm, Lippische Landesbibliothek Detmold, Fr S 583.

Freiligrath schrieb diese Zeilen in dem damals kleinen Kurort Bad Rippoldsau im Herzen des Schwarzwaldes, etwa 15 Kilometer südwestlich Freudenstadt am Südabhang des Kniebis gelegen; das wildromantische Tal der Wolf rühmt sich noch heute, eines der schönsten Täler des Schwarzwalds zu sein. Das Jahr 1868 bedeutete für den Dichter eines der ereignisreichsten seines an Abwechslungen nicht bescheidenen Lebens. Denn die Rückkehr nach 17 Jahren des Exils in London nahm zu Beginn dieses Jahres feste Gestalt an. Freunde, zumeist Kaufleute aus Barmen und Schriftsteller aus Stuttgart, hatten im Jahr zuvor zu einer Nationaldotation für den „Größten der Poeten“ aufgerufen und damit in allen Volksschichten, gerade aber bei Handwerkern und Arbeitern, einen ungeahnten Erfolg erzielt: als zu Jahresbeginn 1869 Kassensturz gemacht wurde, zählte man knapp 60 000 Taler, die sich umgerechnet heute auf etwa 550 000 Euro belaufen würden. Damit war für ein abgesichertes Pen-

sionärsdasein in einer ansprechenden Gegend Deutschlands gesorgt. Unklar blieb über lange Zeit, wohin sich der Heimkehrer wenden sollte. Preußen schied aus, dort wurde Freiligrath seit Sommer 1851, dem Erscheinen des zweiten Heftes seiner „Neueren politischen und sozialen Gedichte“, wegen revolutionärer Umtriebe im Zusammenhang mit der Mitgliedschaft in dem von Marx geleiteten „Bund der Kommunisten“ noch immer steckbrieflich gesucht. Wenn auch mit dem Vollzug des Steckbriefs nach gut anderthalb Jahrzehnten kaum mehr zu rechnen war, tat er sich mit der Vorstellung schwer, in Preußen als nur Geduldeter

Ferdinand Freiligrath, Albumblatt, 1868, LB Detmold, FrS 583

und nicht durch ein ordentliches Verfahren Begnadigter leben zu können. Noch im November 1867 schrieb er an den Kaufmann und Schriftsteller Emil Rittershaus, eine der treibenden Kräfte für die Nationaldotation, dass er über „das Wo meiner künftigen Niederlassung, ehrlich gestanden, augenblicklich selbst noch ganz und gar im Dunkeln“ sei; daran hatte sich auch vier Wochen später noch nichts geändert, wenngleich mit dem Rhein vage Vorstellungen verbunden wurden. Erst im Laufe des Frühjahrs hatte sich offenbar der deutsche Süden oder Südwesten herauskristallisiert, und Freiligrath äußerte am 12. Juni 1868 gegenüber Wilhelm Vollmer, Lektor in der Cottaschen Verlagshandlung und Herausgeber der Augsburger Allgemeinen Zeitung in Stuttgart, dass er sich „nach einer bleibenden Stätte in Süddeutschland umsehen werde“ und dabei „an die ländliche Umgebung Stuttgarts gedacht“ habe; selbst das Bodensee-Gebiet schloss er nicht aus. Dieser Brief ist aber auch in weiterer Hinsicht von Interesse, denn Freiligrath legt dem Schreiben zwei Gedichte „nach meinem alten Burns bei“ mit der Bitte, diese im Feuilleton der von Vollmer herausgegeben Zeitung zu bringen. Das ist tatsächlich geschehen, und so finden wir das Gedicht „An einen Freund“ von Robert Burns in der Übersetzung Freiligraths erstmals veröffentlicht am 26. Juni in der Wochenausgabe der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Da Freiligrath berichtet, dass dieses bisher in den Burns-Übersetzungen fehle, darf man davon ausgehen, dass er es sogar erst in jüngerer Vergangenheit übersetzt hat; da die Lippische Landesbibliothek ein weiteres Freiligrath-Autograph der 15. Strophe besitzt, das mit dem 2. Februar 1868 datiert ist, lag die Übertragung zumindest zu diesem Zeitpunkt bereits vor. Bei dem zweiten Gedicht nach Burns, das er dem Redakteur übersandt hat, handelte es sich um die Übersetzung von „Elegy on Captain Matthew Henderson“, der Freiligrath den Titel „Elegie auf den Tod eines Freundes“ gegeben hat; sie erschien eine Woche später im Feuilleton der Augsburger Allgemeinen. Von 1870 an haben beide Gedichte unter „Neueres und Neuestes“ Eingang in die einschlägigen Werkausgaben gefunden.

Die Übersiedlung nach Deutschland ging jedoch nicht so rasch vonstatten. Seit Februar 1868 war die Familie in der Londoner Great Winchester Street mit Umzugsvorbereitungen befasst. Namentlich Freiligraths umfangreiche Bibliothek bereitete erhebliche Probleme. Bei seinem Tode 1876 war die Büchersammlung auf rund 8000 Bände angewachsen. Jetzt wurde sie in Kisten verpackt und befand sich spätestens im Mai mit anderem Hausrat unweit der bisherigen Wohnung eingelagert. Angesichts der immer noch unsicheren Bleibe wurde zeitweilig ein Verschiffen nach Düsseldorf oder Köln erwogen; dort sollte der Besitz erneut untergestellt werden. Nach einem kurzen – unbehelligten – Abstecher im Frühjahr 1868 an den Rhein nahmen die weiteren Schritte deutlichere Konturen an, denn Freiligrath ließ im Juni brieflich wissen, dass er „aus

Gesundheitsrücksichten für eines meiner Kinder einen kurzen Aufenthalt in irgend einem kleinen Bade der Pfalz oder des Schwarzwaldes“ einplane. Die ganze Familie scheint erholungsbedürftig gewesen zu sein, denn „der Londoner Aufbruch hat uns mehr mitgenommen und mehr Zeit gekostet, als wir erwartet hatten, und jetzt bedürfen wir in jeder Weise der Ruhe, und Louise muß in’s Bad“, so charakterisierte er am 25. Juni 1868 gegenüber seinem Düsseldorfer Freund Theodor Eichmann von Rotterdam aus die Situation. Tags zuvor hatte man London verlassen und fuhr nun, unterbrochen von einem durch begeisterte Freunde am 27. Juni erzwungenen Aufenthalt in Köln, mit einem Dampfer den Rhein stromaufwärts bis Mannheim. Von dort benutzte die Reisegesellschaft, die neben der Tochter Louise aus dem Dichter und seiner Frau Ida, vielleicht noch aus deren unverheirateter Schwester Marie Melos und dem 17-jährigen Sohn Otto bestand, vermutlich die Eisenbahn bis Hausach im Kinzigtal, um weiter mit der Fahrpost am 30. Juni Bad Rippoldsau zu erreichen. Es ist nicht bekannt, wie Freiligrath, der wenige Tage zuvor noch keine konkreten Vorstellungen vom Reiseziel vor Augen hatte, auf das Bad im Tal der Wolf gekommen ist. Man mag allenfalls mutmaßen, dass ihn in Köln, wo ihm zu Ehren im Gürzenich ein prächtiges Bankett mit über 200 Gästen ausgerichtet worden war, eine Empfehlung veranlasst hat, diesen angenehmen Kurort im Schwarzwald aufzusuchen.

Mit der Wahl dieses überschaubaren, aber traditionsreichen Heilbades lag er sicher nicht falsch. Die Quellen des Rippoldsauer Sauerbrunnens und ihre therapeutische Anwendung waren bereits im Mittelalter bekannt. Seit dem späten 16. Jahrhundert ist dank der Privilegierung und Förderung durch die Grafen von Fürstenberg zu Donaueschingen sowie in der Folgezeit günstiger medizinischer Gutachten von einem geregelten und wachsenden Badebetrieb die Rede. Als das Bad mit seinen Kureinrichtungen vom Ende des 18. Jahrhunderts an in fachkundige und ideenreiche Betreiberhände gelangte, war der Aufschwung nicht mehr aufzuhalten. Rippoldsau erfreute sich alsbald beim Adel, desgleichen bei Repräsentanten der wirtschaftlichen und politischen

Ferdinand Freiligrath, Fotografie, 1872, LB Detmold, FrS B 21

Elite aus dem In- und Ausland zunehmender Beliebtheit, ebenso suchten Gelehrte, Künstler und Literaten das Bad gern auf. Zu letzteren gehörten neben Freiligrath vor allem Nikolaus Lenau, Berthold Auerbach, Paul Heyse und der Stammgast Joseph Victor von Scheffel, der Verfasser des „Trompeters von Säckingen“ und des „Ekkehard“, in diesem Jahr aktuell durch den Text des Liedes „Als die Römer frech geworden“. Später trat Rainer Maria Rilke hinzu, während aus dem Bereich der Musik die Komponisten Johannes Brahms und Max Bruch sowie der Wiener Kapellmeister Nikolaus Simrock nicht fehlen dürfen.

Zur Zeit des Freiligrath-Aufenthalts von Juli bis Anfang August 1868 warb das Bad neben den Vorzügen eines Luftkurortes mit seinen „Mineralquellen, salinische Säuerlinge, reichhaltig an freier Kohlensäure, Eisen und Salzen“, die ihre Heilkraft besonders „bei Verdauungsstörungen, Blutarmuth, Nervenleiden und Unterleibs-Krankheiten“ entfalten; daneben wurden verschiedene Bäder, Milch- und Molkekuren sowie die Natronsäuerlinge empfohlen. Freiligrath war der Ruhe und Ent-

Rippoldsau, Lithografie, J. Velten, um 1850, LB Detmold, FrS B 107

spannung sowie der angegriffenen Gesundheit seiner Tochter wegen ins Bad gereist, hatte sich allerdings noch im Winter 1867/68 in London einer Banting-Kur, einer Methode zur Heilung übertriebener Wohlbeleibtheit und Fettsucht, unterzogen und in drei Monaten 40 Pfund abgenommen: „Ein vollständiger Abfall der Niederlande, – ich bin ordentlich schlank (…) und ein total anderer Mensch geworden", schrieb er seinem Freund Eichmann noch im Februar. Ob er im Schwarzwald in dieser Hinsicht weiter an sich gearbeitet hat, mag man angesichts der stattlichen Leibesfülle, die alle Bilder bis zu seinem Tode dokumentieren, kaum annehmen. Der gefeierte und in diesen Tagen bekannteste deutsche Dichter stand in Bad Rippoldsau erwartungsgemäß im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Interesses, so dass es mit der erhofften Ruhe nicht weit her gewesen sein dürfte. Dennoch fühlte er sich hier ausgesprochen wohl, und gegenüber seinem Freund, dem Publizisten Levin Schücking im fernen Westfalen, schwärmte er am 7. Juli von rauschenden Tannen und rieselnden Wassern: „Alles ist herrlich und schön, wenn auch etwas langweilig", zumal es augenscheinlich an anspruchsvoller Lektüre mangelte. Um dem abzuhelfen, bat er den genannten Wilhelm Vollmer, ihm die letzten Ausgaben der Augsburger Allgemeinen mit den Wochenausgaben in den Schwarzwald nachzusenden. Auch beschäftigte ihn nach wie vor die Frage, wo er sich endgültig niederlassen solle, Stuttgart und Cannstatt galten als Favoriten, und von Schücking, der 1841/42 Bibliothekar des Grafen Laßberg auf der Meersburg war, erhoffte er sich Entscheidungshilfen für den Bodensee. Ein humoriges, teilweise in Versen nieder-

gelegtes Landschafts- und Naturlob der Gegend um Rippoldsau erreichte seine älteste, in London verheiratete Tochter Katharine („Käthe“) Anfang August:

„Wo ich heute die Feder führe, /
Rauscht der Wald vor meiner Türe, /
Rauschen hundert Wässerlein; /
Rauschen, rinnen, rippeln, rieseln, /
Bald auf Moos und bald auf Kieseln, /
Und die Grillen zirpen drein“,

dichtet er und fährt fort, „es ist wirklich sehr schön hier. Wald und Wasser, Bäume und Bäder – das ist die Losung im Tale von Rippoldsau“. Und als wenige Tage nach seiner Abreise ein Sommertheater mit einem eigens von dem dort zur Kur weilenden Dichter Hensel verfassten Stück „Die Gründung von Rippoldsau“ eröffnet wurde, ließ sich Freiligrath nicht lange bitten und verfasste einen launigen „Prolog“ in fünf Strophen, der die Schönheiten und die Heilkräfte des Bades preist; dieses Gedicht ist seit 1877 sogar in den gängigen Werkausgaben zu finden.

Auch das Geschäftliche kam während des Aufenthalts in Rippoldsau nicht zu kurz. Freiligrath nutzte die Zeit zu Korrespondenzen mit seinem Verleger Eduard Hallberger und der Cottaschen Verlagshandlung in Stuttgart. Erfreut konnte er zur Kenntnis nehmen, dass der Verlag mittlerweile die 24. Auflage seiner „Gedichte“ herausgebracht hatte; das war jene Sammlung, die ihn vor genau 30 Jahren weltberühmt gemacht und ihn den Weg als freier Schriftsteller hatte einschlagen lassen. Die 800 Gulden Honorar für diese Auflage kamen angesichts noch nicht fließender Renditen aus dem Nationaldank wohl gerade recht, und er ließ sich das Geld ebenso wie einige Belegexemplare unmittelbar in den Kurort übersenden. Mit Bedauern musste er in diesen Tagen erfahren, dass ihn sein alter Freund, der amerikanische Schriftsteller Henry Wadsworth Longfellow (1807–1882), auf dem Weg in die Schweiz und nach Italien verfehlt hatte und ein Wiedersehen nicht zustande kam, da dieser nicht wusste, wo Rippoldsau liegt. Freiligrath hatte den Amerikaner 1842 in Sankt Goar am Rhein kennen gelernt und später dessen Werk durch Übersetzungen in Deutschland bekannt gemacht. Einem Brief Freiligraths vom 3. August an Longfellow in Heidelberg verdanken wir konkrete Hinweise auf seine künftigen Pläne. Danach sah er vor, Rippoldsau am folgenden Tag zu verlassen, um sich in Cannstatt nach einer Wohnung umzusehen; bis diese gefunden war, beabsichtigte er, im dortigen Hotel „Hermann“ Logis zu nehmen. So ist es offenbar auch geschehen, und nach einigen Wochen fand die Familie ein passendes Domizil in Stuttgart; 1874 kehrte sie nach Cannstatt zurück, wo der Dichter am 18. März 1876 starb.

Für die Überlieferung des Albumblattes, das nach nunmehr 140 Jahren den Weg in die Freiligrath-Sammlung der Lippischen Landesbibliothek gefunden hat, ist es interessant zu wissen, dass der Dichter die Verse und Gedenken noch an seinem Abreisetag aus Rippoldsau – am 4. August 1868 – in ein Freundschaftsalbum geschrieben hat. Er hat die Strophen eines erst jüngst übersetzten und publizierten Gedichts, die der anmutigen Situation im Schwarzwaldbad angemessenen waren, dazu ausgewählt. Wir wissen nicht, wer damals das schöne Album mit Goldschnitt besessen hat. Wie häufig geschehen, wurde es später zerlegt und Blätter mit Einträgen namhafter Persönlichkeiten gerieten in Sammlerhände und in den kommerziellen Handel.

Anschrift des Autors:
Detlev Hellfaier M.A.
Lippische Landesbibliothek Detmold
Hornsche Straße 41
32756 Detmold

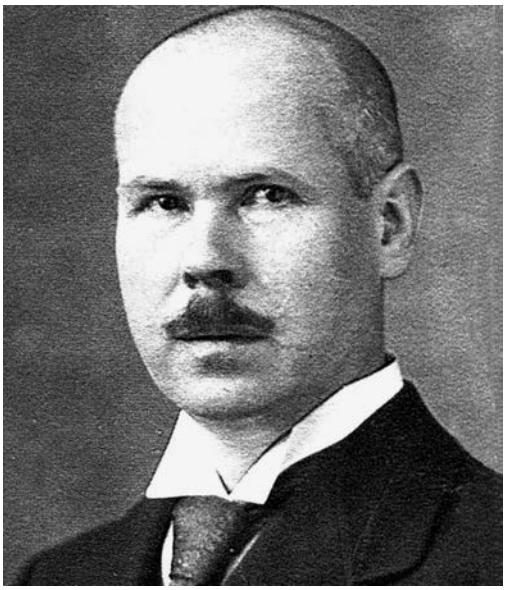
Detlev Fischer

Die Badische Landesverfassung vom 21. März 1919

Zum 90. Jahrestag ihrer Verkündung

Am 9. November 1918 gab Reichskanzler Prinz Max von Baden [1867–1929] ohne eine formelle Erklärung von Kaiser Wilhelm II. [1859–1941] abzuwarten dessen Abdankung bekannt. Zugleich übertrug er die Regierungsgeschäfte auf den Reichstagsabgeordneten Friedrich Ebert [1871–1925]. Am selben Tag rief Philipp Scheidemann [1865–1939] vom Berliner Reichstag die Deutsche Republik aus. Einen Tag später, einem Sonntag, wurde eine provisorische Landesregierung in Karlsruhe unter dem Mannheimer Sozialdemokraten Anton Geiß [1858–1944] gebildet. Die Ausarbeitung einer neuen Landesverfassung nahm die vorläufige badische Landesregierung zügig in Angriff. Sie entschied sich, einen vorläufigen Entwurf nicht selbst zu erstellen, sondern dies einer Arbeitsgruppe zu überlassen. Die abschließende Ausarbeitung der neuen Verfassung sollte durch eine verfassungsgebende badische Nationalversammlung erfolgen, deren Wahl am 22. November 1918 angeordnet und auf den 5. Januar 1919 festgesetzt wurde.

Am 16. November 1918 erhielten die beiden höchsten Richter in Baden Johann Zehnter[1] [1851–1922] und Karl Glockner[2] [1861–1946] sowie der Karlsruher Rechtsanwalt und SPD-Stadtrat Eduard Dietz[3] [1866–1940] von Ministerpräsidenten Geiß die Anfrage, ob sie gemeinsam, nach noch zu erstellenden Richtlinien, einen Verfassungsentwurf ausarbeiten wollten. Alle drei sagten zu[4]. Oberlandesgerichtspräsident Zehnter war langjähriger Landgerichtspräsident und im Februar 1918 mit der Leitung des Oberlandesgerichts Karlsruhe betraut worden. Er war zudem ein erfahrener Zentrumspolitiker. Neben seinem Richteramt war er seit 1898 Reichstagsabgeordneter sowie seit 1899 auch Mitglied der Zweiten badischen Kammer. Auch Verwaltungsgerichtshofpräsident Karl Glockner hatte neben seinem Richteramt parlamentarische Erfahrung. Er gehörte der im Großherzogtum führenden nationalliberalen Partei an und war seit 1913 Mitglied der Ersten Kammer im Ständehaus. Zum weiteren Mitglied wurde wenige Tage später Rechtsanwalt Friedrich Weill[5] [1858–1934], Stadtrat der Fortschrittlichen Volkspartei in Karlsruhe, berufen[6]. In diesem Verfassungsausschuß war Dietz das lebensjüngste Mitglied. Sehr schnell zeigte sich aber, daß ihm hier als ausgezeichneter Jurist gepaart mit politischer



Rechtsanwalt Eduard Dietz, Mitglied des Viererausschusses und Vorsitzender der Verfassungskommission in der badischen Nationalversammlung 1919

Oberlandesgerichtspräsident Johann Zehnter, Mitglied des Viererausschusses und Mitglied der Verfassungskommission in der badischen Nationalversammlung 1919

Verwaltungsgerichtshofpräsident Karl Glockner, Mitglied des Viererausschusses und Mitglied der Verfassungskommission in der badischen Nationalversammlung 1919

Durchsetzungskraft eine besondere Stellung zuwuchs. Am 29. November 1918 teilte Dietz im Auftrag von Geiß den übrigen Ausschußmitgliedern mit, das Staatsministerium habe beschlossen, die vorgesehenen Richtlinien nicht aufzustellen. Der Ausschuß solle selbständig die Entwürfe ausarbeiten.

Am 3. Dezember 1918 trat der Viererausschuß zu seiner ersten Sitzung im Karlsruher Ständehaus zusammen. Schon hier ergaben sich Differenzen zwischen Dietz und den übrigen Ausschußmitgliedern. Im Vordergrund stand die Frage, ob Baden auch unter den neuen Verhältnissen am bisherigen Zweikammersystem festhalten sollte. Dietz sprach sich leidenschaftlich für die Einführung des Einkammersystems aus. Danach sollte die gesetzgeberische Gewalt nur durch die Volksvertretung ausgeübt werden. Verwaltungsgerichtshofpräsident Glockner vertrat die Gegenposition und befürwortete neben der Volksvertretung eine weitere gesetzgebende Kammer vorzusehen, die aus Vertretern der Städte, der Universitäten, der Landeskirchen und weiterer Einrichtungen bestehen sollte. Seiner dem Zweikammersystem verpflichteten Konzeption folgten auch die Ausschußmitglieder Weill und Zehnter. Dietz schien in dieser wichtigen Frage[7] auf verlorenem Posten zu stehen. Auch im übrigen war die Ausschußmehrheit nicht gewillt, seinem stückweise vorgelegten, ausführlich begründeten Entwurf in der ersten Lesung, die am 5., 6. und 7. Dezember 1918 stattfand, zu folgen. Dietz zog hieraus recht schnell seine Konsequenzen. Bereits ab 5. Dezember 1918 veröffentlichte er seine Entwurfsbegründung in der sozialdemokratischen Tageszeitung „Der Volksfreund“. Mit Schreiben vom 9. Dezember 1918 unterrichtete er das Staatsministerium von den Differenzen im Ausschuß und kündigte an, er werde der Regierung einen eigenen Entwurf vorlegen. Zwei Tage später teilte er bereits seinen Ausschußkollegen mit, er habe seinen Entwurf der Regierung zugeleitet.

Zu diesem Zeitpunkt hatte sich eine weitere Zuspitzung ereignet: Am 10. Dezember 1918 erschien in der Badischen Landeszeitung ein Artikel ohne Namensnennung mit der Überschrift *„Der Entwurf einer neuen badischen Verfassung“*. Hierin wurde offen das Zweikammersystem propagiert, auch im übrigen war die

Frauen-Versammlung

am Donnerstag, den 19. Dezember abends 8 Uhr,

im Saale der „Eintracht", Karl Friedrichstr.

Es sprechen:

Frau Meta Quarck-Hammerschlag über:

Frauenwahlrecht u. Sozialdemokratie.

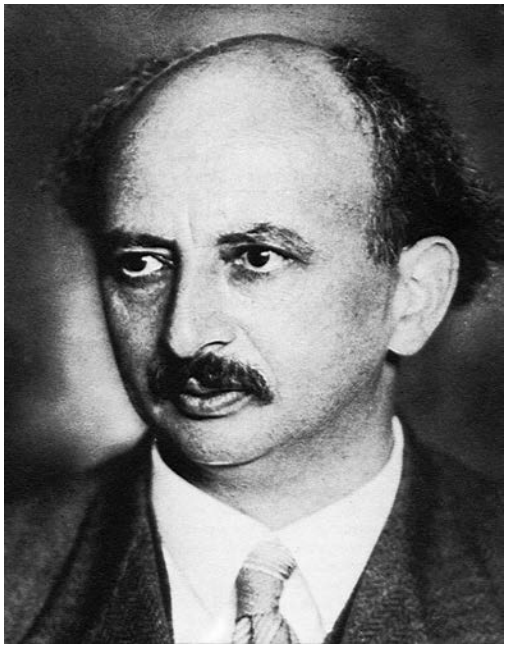
Herr Rechtsanwalt und Stadtrat Dr. Dietz über:

Sozialdemokratie u. Nationalwahlen.

Wir ersuchen insbesondere die Frauen und Mädchen um ihr Erscheinen. Freie Aussprache für Jedermann nach den Vorträgen. Die Nationalliberalen gewähren bekanntlich in ihren Frauenversammlungen den Sozialdemokraten keine Aussprache. 6297

Der sozialdemokratische Wahlausschuß.

Wahlkundgebung mit Eduard Dietz in Karlsruhe, Dezember 1918



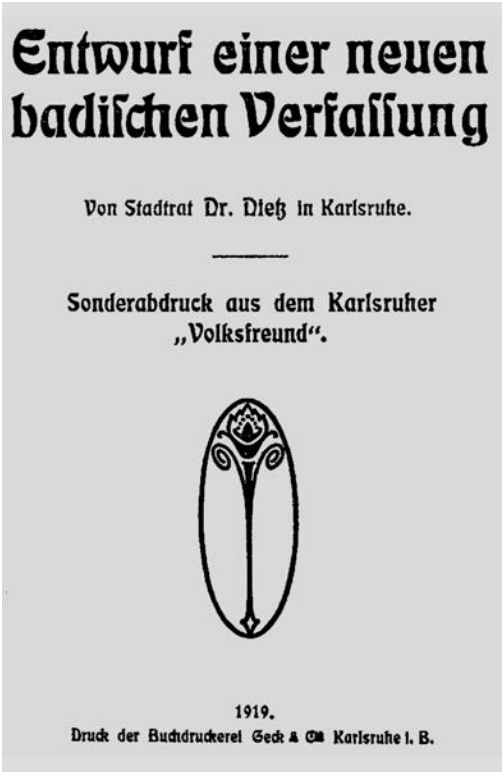
Rechtsanwalt Ludwig Marum, badischer Justizminister 1918/19

Konzeption, wie der Chronist der badischen Revolution, Bibliotheksdirektor Wilhelm Oeftering [1879–1940], später notierte, „reichlich reaktionär"[8]. Da der auf Glockner zurückgehende Artikel[9] den „Anschein des Offiziellen" erweckte, mußte die neue Landesregierung unverzüglich handeln. In der Ministersitzung am 11. Dezember 1918 sprach sich Justizminister Ludwig Marum[10] [1882–1934] entschieden gegen den Artikel aus. Die Regierung wies in einer amtlichen Erklärung den veröffentlichten Entwurf als „illoyale private Äußerung" zurück und hob hervor, die Konzeption stimme in wesentlichen Teilen nicht mit der Auffassung der Volksregierung überein. Zugleich teilte sie mit, sie werde in dem Verfassungsentwurf, den sie der badischen Nationalversammlung vorlegen werde, die Bildung einer ersten Kammer nicht vorschlagen[11]. Eduard Dietz erklärte in einer Pressemitteilung, er habe dem in der Landeszeitung erwähnten Verfassungsentwurf nicht zugestimmt und werde *„einen vollständig ausgearbeiteten Gegenentwurf auf Grund des Einkammersystems und Erfurter Programms vorlegen"*[12]. Damit war das tiefe Zerwürfnis im Viererausschuß auch der Öffentlichkeit bekannt und eine Einigung nicht mehr zu erwarten.

Ab 16. Dezember 1918 fanden sich die Ausschußmitglieder zur zweiten Lesung im Ständehaus ein. Aus der Dreierkoalition schied hinsichtlich der Frage des Zweikammersystems ein Mitglied aus, das sich aber bezüglich der übrigen Beratungspunkte nicht dem Entwurf Dietz anzuschließen vermochte. Dietz beteiligte sich zwar noch an den Beratungen, hielt aber an seinem Entwurf weiterhin fest. Auch nach Abschluß der Beratungen wurde ein Entwurf Dietz sowie ein von den übrigen Mitgliedern vorgelegter Entwurf erstellt. Obwohl sich die Mehrheit des Ausschusses für das Zweikammersystem aussprach, konnte sich Dietz mit seinem Vorschlag eines reinen Einkammersystems letztlich durchsetzen. Seine Konzeption wurde in der Kabinettsberatung am 3. Januar 1919 auf Antrag von Justizminister Ludwig Marum als Grundlage für den Regierungsentwurf übernommen[13].

Abgesehen von seiner Befürwortung des Einkammersystems hatte der von Dietz vorgelegte Entwurf aber auch noch weitere Vorzüge. Er wies im Gegensatz zum Entwurf Glockner/Weill/Zehnter eine umfassende Begründung auf, die jeweils auch die in Betracht kommenden Bezugsnormen anderer Verfassungen anführte. Als 88seitiger Sonder-

Rechtsanwalt Friedrich Weill, Mitglied des Viererausschusses 1918



Entwurf einer neuen badischen Verfassung

Von Stadtrat Dr. Dietz in Karlsruhe.

Sonderabdruck aus dem Karlsruher „Volksfreund".

1919.
Druck der Buchdruckerei Geck & Co. Karlsruhe i. B.

druck unter dem Titel *„Entwurf einer neuen badischen Verfassung"* erschien diese Kommentierung Anfang 1919 im Verlag des Karlsruher Volksfreundes. Die verfassungs- und rechtspolitischen Forderungen des Erfurter Programms, die auf den Revisionisten Eduard Bernstein [1850–1932] zurückgingen[14], nahmen im Entwurf Dietz einen breiten Raum ein. Hierzu zählte das Verhältniswahlsystem, die unmittelbare Volksgesetzgebung, die Gleichberechtigung von Mann und Frau, die Trennung von Kirche und Staat sowie die Abschaffung der Todesstrafe[15]. Bei der Umsetzung des Grundsatzes der unmittelbaren Volksgesetzgebung lehnte sich Dietz stark an die schweizerischen Kantonalverfassungen von Bern, Zürich und Solothurn an. Auch die Übernahme des in der schweizerischen Bundesverfassung vorgesehenen Kollegialsystems, wonach im jährlichen Turnus ein Minister zugleich das Amt des Staatspräsidenten ausübt (Bundesrat), zeigt den großen Einfluß den das schweizerische Staatsrecht für den Entwurf Dietz besaß. Die Volkswahl des Staatspräsidenten lehnte Dietz für Baden wie auch für das Reich entschieden ab. Die Gefahr eines Gegensatzes zwischen Präsident und Volksvertretung wurde zutreffend gesehen und die Möglichkeit eines *„bonapartistischen oder zäsaristischen Staatsstreichs des Präsidenten gegenüber dem Parlament"* befürchtet[16]. Hier erwies sich Dietz als vorausschauender Verfassungsrechtler, der die Gefahr einer Präsidialdiktatur konkret ansprach.

Nach der am 5. Januar 1919 abgehaltenen Wahl zur verfassungsgebenden badischen Nationalversammlung, bei der erstmals in Baden auch Frauen wählen und gewählt werden konnten, wurde in der ersten Sitzung im Karlsruher Ständehaus am 15. Januar 1919 eine Verfassungskommission aus 21 Mitgliedern der Versammlung gebildet. Der Abgeordnete Eduard Dietz wurde zum Vorsitzenden dieses Gremiums berufen, Stellvertreter wurde Glockner und Berichterstatter Zehnter[17]. Am 23. Januar 1919 nahm die Kommission die Beratungen auf und beriet in mehr als 30 Sitzungen den Entwurf der neuen Verfassung eingehend. Die Stellung der Kirchen sowie deren Einfluss auf die Schulen führten zu schwierigen, gegensätzlich gehaltenen Diskussionen. In der Kirchenfrage vertrat Dietz entschieden einen freiheitlichen Standpunkt.

Joseph Schofer[18] [1866–1930], Führer des badischen Zentrums, bezeichnete Dietz als eines der herausragenden Mitglieder der Nationalversammlung. Als religiös veranlagte, vornehme Persönlichkeit habe er viel Verständnis für das Wirken der religiösen Kräfte mitgebracht[19]. In der Generaldebatte zu Grundsatzfragen[20] befürwortete nun auch Berichterstatter Zehnter das Einkammersystem und gab gleichzeitig bekannt, auch das Zentrum werde sich hierfür einsetzen. Dem schloß sich die Kommission ohne abweichende Äußerung einzelner ihrer Mitglieder an.

Die Beratungen mußten zügig geführt werden, weil die Lage im Lande instabil blieb. Nach der Ermordung des bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner [1867–1919] in München, der einer sozialistischen Räterepublik vorstand, kam es in Mannheim zu schweren Ausschreitungen, in deren Verlauf auch das im Schloß untergebrachte Amtsgericht gestürmt und die dort vorgefundenen Gerichtsakten auf offener Straße verbrannt wurden. Die Gefängnisse wurden besetzt und Häftlingen die Flucht ermöglicht. Am selben Tag wurde in Mannheim die Räterepublik ausgerufen. Hierauf wurde landesweit der Belagerungszustand verhängt[21]. Für jeden verantwortungsbewussten Republikaner war klar, daß möglichst schnell wieder eine tragfähige verfassungsrechtliche Grundlage geschaffen werden mußte. In diesem Sinne sprach auch Dietz anläßlich einer Kundgebung am 28. Februar 1919 auf dem Karlsruher Marktplatz. Vom Balkon des Rathauses wandte er sich an die Menge und versprach für eine schnelle Verabschiedung der Verfassung zu sorgen. Er mahnte Besonnenheit von allen politischen Seiten an. Niemand könne mit dem Kopf durch die Wand, ohne daß er Schaden nähme[22].

Die im wesentlichen auf Dietz zurückgehende Regierungsvorlage, die ferner einen umfangreichen Grundrechtskatalog aufwies, wurde auch im übrigen dank seiner eingehenden und überzeugenden Begründung ohne größere Abstriche von der Verfassungsgebenden Versammlung am 25. März 1919 angenommen[23]. Die Verfassung[24] wies dem Landtag als Volksvertretung eine herausragende Bedeutung zu. Der Landtag wählte sämtliche Minister und bestimmte im alljährlichen Wechsel aus ihrer Mitte den Ministerpräsidenten, der als Amtsbezeichnung den Titel eines Staatspräsidenten führte. Ferner war der Landtag befugt, einzelne Minister oder das „gesamte Staatsministerium" abzuberufen. Die vorzeitige Auflösung des Landtags war nur im Wege der Volksabstimmung zulässig. Der Grundsatz der Volkssouveränität wurde schließlich auch darin beachtet, daß die neue Landesverfassung zur Wirksamkeit der Zustimmung des Volkes bedurfte[25]. Damit war Baden das einzige deutsche Bundesland das seine Verfassung einer Volksabstimmung unterwarf[26]. Mit großer Mehrheit sprach sich die badische Bevölkerung am 13. April 1919 für die neue Landesverfassung aus, so daß diese am 25. April 1919 amtlich verkündet und damit in Kraft gesetzt werden konnte.

Angesichts seines überragenden Anteils an der Ausarbeitung des neuen Landesgrundgesetzes wird Eduard Dietz zu Recht als Vater der badischen Verfassung von 1919 bezeichnet[27]. Im Gegensatz zu seinen Kollegen Johann Zehnter und Karl Glockner, die jeweils Kommentare zur Landesverfassung herausgegeben haben[28], hat Dietz sich später nicht mehr wissenschaftlich mit der Landesverfassung befaßt.

Anmerkungen

1 Hierzu: Badische Biographien, Bd. III, 1990, S. 310; ferner W. Gohl, Die Präsidenten von 1803 bis 1945, in: Festschrift 200 Jahre Badisches Oberhofgericht Oberlandesgericht Karlsruhe, 2003, S. 156–159; O. Gehrig/K. J. Rößler, Die verfassungsgebende badische Nationalversammlung 1919, 1919, S. 166.

2 Hierzu: Badische Biographien, Bd. I, 1982, S. 139. O. Gehrig/K. J. Rößler, Die verfassungsgebende badische Nationalversammlung 1919, 1919, S. 103.

3 Hierzu: G. Kaller, Badische Biographien, Bd. I, 1982, S. 97–99; M. Koch, Autor des Verfassungsentwurfs von 1918, in: Blick in die Geschichte, Karlsruher stadthistorische Beiträge, Bd. 1, 1994, S. 250–251; D. Fischer, Karlsruher Juristenportraits aus der Vorzeit der Residenz des Rechts, 2004, S. 45–50; ders. Jurist und Sozialist, Erinnerungen an Eduard Dietz (1866–1940), Recht und Politik, 2004, S. 58–59; R. Haehling von Lanzenauer, Eduard Dietz, Strafverteidiger im Hau-Prozeß, Badische Heimat, 2007, S. 437–440. Nunmehr grundlegend die Heidelberger rechtsgeschichtliche Dissertation von A. Hunkel, Eduard Dietz (1866–1940) – Richter, Rechtsanwalt und Verfassungsschöpfer, 2008, Diss. iur.; ferner D. Fischer, Eduard Dietz (1866–1940), Vater der badischen Landesverfassung von 1919, Ein Karlsruher Juristenleben, 2008.

4 Bericht der Verfassungskommission der Badischen verfassungsgebenden Versammlung, erstattet von Johann Zehnter, Beilage Nr. 1 a zum Protokoll der 11. öffentlichen Sitzung vom 19. März 1919, S. 3, Verhandlungen des Badischen Landtages, Heft 523; ebenso ders., Die Badische Verfassung vom 21. März 1919, 1919, Zur Vorgeschichte der neuen Verfassung, S. 52.

5 Hierzu: P. Feuchte, Badische Biographien, Bd. IV, 1996, S. 310–312, ferner H. Schmitt (Hrsg.), Juden in Karlsruhe, 1988, S. 136, 432.

6 Bericht der Verfassungskommission der Badischen verfassungsgebenden Versammlung, erstattet von Johann Zehnter, Beilage Nr. 1 a zum Protokoll der 11. öffentlichen Sitzung vom 19. März 1919, S. 3, Verhandlungen des Badischen Landtages, Heft 523; H. Fenske, 175 Jahre Badische Verfassung, 1993, S. 84.

7 Es liegt auf der Hand, dass die Zusammensetzung der ersten Kammer als Ständekammer der Gesetzgebung einen stärkeren konservativen Einschlag gegeben hätte. Die Einführung eines Zweikammersystem mit einem Nebeneinander von zwei gleichberechtigten, in unterschiedlicher Weise berufenen Vertretungskörperschaften hat die Weimarer Reichsverfassung vom 11. August 1919 den Ländern verboten, E. R. Huber Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, Bd. 6, 1981, S. 72.

8 W. Oeftering, Der Umsturz 1918 in Baden, 1920, S. 299.

9 G. Kaller, Zur Revolution von 1918 in Baden, Oberrheinische Studien, Bd. II, 1973, S. 196; H. Fenske 175 Jahre Badische Verfassung, 1993, S. 86. W. Oeftering, Der Umsturz 1918 in Baden, 1920, S. 298 spricht dagegen nur davon, der Artikel stamme vermutlich von Glockner.

10 Grundlegend zur Biographie M. Pohl, Ludwig Marum, Ein Sozialdemokrat jüdischer Herkunft und sein Aufstieg in der badischen Arbeiterbewegung 1882–1919, 2003; ferner K. Exner-Seemann, Ludwig Marum, Landespolitiker und NS-Opfer, Badische Heimat 1998, S. 195–218; D. Fischer, Karlsruher Juristenportraits aus der Vorzeit der Residenz des Rechts, 2004, S. 58–64; ders. Rechtsanwalt Ludwig Marum (1882–1934) als Rechts- und Verfassungspolitiker, Recht und Politik, 2008, S. 234–242.

11 Die Erklärung wurde u. a. veröffentlicht im Volksfreund vom 12. Dezember 1918; W. Oeftering, Der Umsturz 1918 in Baden, 1920, S. 300.

12 Volksfreund vom 12. Dezember 1918.

13 G. Kaller, Zur Revolution von 1918 in Baden, Oberrheinische Studien, Bd. II, 1973, S. 201.

14 Th. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866–1918, Bd. 2, S. 563.

15 E. R. Huber, Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, Bd. 4, 1969, S. 109.

16 E. Dietz, Entwurf einer neuen badischen Verfassung, Sonderdruck, 1919, S. 85; wiedergegeben bei D. Fischer, Eduard Dietz (1866–1940), Vater der badischen Landesverfassung von 1919, Ein Karlsruher Juristenleben, 2008, S. 112.

17 Ferner wurde Dietz zum Vorstandsmitglied der sozialdemokratischen Fraktion in der Verfassungsgebenden Versammlung bestellt, G. Kaller, Zur Revolution von 1918 in Baden, Oberrheinische Studien, Bd. II, 1973, S. 201.

18 C. Siebler, Badische Biographien, Bd. III, 1990, S. 244–247.

19 J. Schofer, Mit der alten Fahne in die neue Zeit, 1926, S. 127.

20 Neben der Frage des Kammersystem wurde gesondert noch erörtert, ob der Verfassung ein Grundrechtsteil beigegeben werden solle und ob ein Staatspräsident notwendig sei, Zehnter, Bericht der Verfassungskommission der Badischen verfassungsgebenden Versammlung, erstattet von Johann Zehnter, Beilage Nr. 1 a zum Protokoll der 11. öffentlichen Sitzung vom 19. März 1919, S. 11 f. Verhandlungen des Badischen Landtages, Heft 523.

21 K. Stiefel, Baden 1648–1952, Bd. 1 Nachdruck 2001, S. 322; H. G. Zier, Politische Geschichte Badens 1918–1933, in: Badische Geschichte, 1979, S. 143, 148.

22 Volksfreund vom 1. März 1919.

23 Die erste Lesung der Verfassung im Plenum fand am 19., 20. und 21. März 1919 statt, J. Zehnter, Die Badische Verfassung vom 21. März 1919, 3. Aufl., 1921, S. 56. Nach dem Schlußtag der ersten Lesung wird seither die Verfassung datiert.

24 Hierzu auch K.-H. Böhringer, Die Badische Verfassung vom 21. März 1919, Entstehung, Inhalt und Vergleich mit der württembergischen und der preußischen Verfassung, Diss. iur. Freiburg i. Br.

25 Im Einzelnen vgl. H. Fenske, 175 Jahre Badische Verfassung, 1993, S. 88 ff.

26 E. R. Huber Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, Bd. 6, 1981, S. 795.

27 G. Kaller, Zur Revolution von 1918 in Baden, Oberrheinische Studien, Bd. II, 1973, S. 201; M. Koch, Autor des Verfassungsentwurfs von 1918, in: Blick in die Geschichte, Karlsruher stadthistorische Beiträge, Bd. 1, 1994, S. 250; D. Fischer, Karlsruher Juristenportraits aus der Vorzeit der Residenz des Rechts, 2004, S. 45; vgl. auch M. Kißener, Zwischen Diktatur und Demokratie, Badische Richter 1919–1952, 2003, S. 99. René Schickele notierte in seinem Tagebuch, Dietz habe die badische Verfassung zu Papier gebracht, R. Schickele, Werke in drei Bänden, Bd. 3, 1956, S. 1108.

28 Zehnter hat „Die badischer Landesverfassung" veröffentlicht, zuletzt 1921 in dritter Auflage erschienen. Glockner hatte bereits 1905 einen Kommentar zur Landesverfassung von 1818 unter dem Titel „Badisches Verfassungsrecht" herausgegeben. Als außergewöhnliches Kontinuitätsstreben kann gelten, daß er seinen Kommentar zur Landesverfassung von 1919 als „Badisches Verfassungsrecht", 2. Auflage, 1930 publizierte.

Anschrift des Autors:
Dr. Detlev Fischer
Wutachstraße 18
76199 Karlsruhe

Heinz Nienhaus

Zum historischen Gasthaus „Großbauer-Linde“ in St. Georgen

Spezialitäten aus der eigenen Rauchküche

Wer das 1967/68 neu erbaute Gasthaus „Großbauer-Linde“ (Bild 1) in St. Georgen-Stockwald besucht oder sieht, wird sich kaum ein Bild von dem einstigen, noch bis vor wenigen Jahrzehnten an diesem einsamen Ort stehenden stattlichen Bauerngasthaus (Bild 2) machen können. Ein Blitzschlag um die Mittagszeit des 5. Juni 1966 legte das altehrwürdige, bis auf den Sockel völlig aus Holz erbaute Großbauernhaus innerhalb einer Stunde in Schutt und Asche.[1] Damit war wieder einmal mehr ein sehr geschichtsträchtiges regionales Denkmal bäuerlicher Kultur unwiederbringlich ausgelöscht. Geblieben sind außer Erinnerungen der unmittelbar Betroffenen einige alte fotografische Bilder und Zeichnungen. Insbesondere die Fotografien vermitteln einen unverfälschten Eindruck von dem einstigen bäuerlichen Gasthaus und der Atmosphäre in den Räumen dieses stattlichen Hauses; sie regten zu der folgenden Rückschau an.

Nach der Brigacher Hofchronik[2] gab es unter Bezug auf Archivalien des Generallandesarchivs Karlsruhe[3] bereits um 1650 das Hofgut „vorm Stockwald“ (der spätere Großbauernhof), das Philipp Weißer bewirtschaftete. An anderer Stelle dieser Chronik[4] wird von einem noch erhaltenen Speicher auf dem Hofgelände berichtet, der die Jahreszahl 1563 tragen soll. Eine Suche vor Ort nach dieser Zahl blieb jedoch ohne Erfolg.

Die Überlieferungen zum Baujahr des abgebrannten historischen Gebäudes sind nicht nur dürftig, sondern auch recht unterschiedlich. Diesbezügliche Angaben in der Literatur weichen erheblich voneinander ab. So beispielsweise wird der 1966 abgebrannte Großbauernhof in der Brigacher Ortschronik (1993) einerseits als *„über 400-jährig“* beschrieben, einige Seiten weiter ist zu lesen, dass das abgebrannte Haus *„um 1767 auf den Fundamenten eines vermutlich 500 Jahre älteren Gebäudes erbaut“* worden sei.[5] Leider ist eine Altersbestimmung des Hauses auf der Basis von dendrochronologischen Untersuchungen an der Holzkonstruktion des Gebäudes heute nicht mehr möglich. Was auch immer zu den unterschiedlichen Altersangaben geführt haben mag, allein die in diesem Beitrag einbezogenen Bilder geben zu erkennen, dass es sich bei dem alten „Gasthaus zur Linde“ (Großbauernhof) eindeutig um ein landschaftstypisches historisches Schwarzwaldhaus handelte. Dennoch **das** typische Schwarzwaldhaus gibt es nicht. Unter den mächtigen Dächern der Schwarzwälder Bauernhäuser verbergen sich spezifisch sehr unterschiedliche Konstruktionen, Raumaufteilungen und Gestaltungselemente. Wissenschaftliche Untersuchungen von Bauhistorikern, Architekten und Ingenieuren an den historischen Bauwerken im gesamten Schwarzwald führten letztendlich zu dem Schluss, dass es neun unterschiedliche Haustypen gibt. Je nach Verbreitungsgebiet der Häuser wird unterschieden zwischen Kinzigtäler, Gutachtäler, Elztäler und Dreisamtäler Häusern, Höhenhäusern, Wiesentäler, Münstertäler und Albtäler Häusern und Hotzenhäusern.[6]

Aussermittige Hocheinfahrt deutet auf alte Firstständerbauweise

Nach den Darstellungen in der Fachliteratur liegt St. Georgen eindeutig im Verbreitungsgebiet der Gutachtäler Häuser,

Bild 1: Das 1968 neu erbaute Gasthaus „Großbauer-Linde“ in St. Georgen-Stockwald kurz nach seiner Eröffnung. Bis 1966 stand am gleichen Ort das in den folgenden Bildern zu sehende und insbesondere wegen seiner in der hauseigenen Rauchküche geräucherten Speck- und Wurstvorräte im weiten Umkreis sehr bekannte historische Bauerngasthaus gleichen Namens.
Archiv Nienhaus

andererseits aber auch relativ nahe dem Gebiet, in dem die so genannten Höhen- oder Heidenhäuser[7] zu finden sind.[8] Die Grenzlinien in den Darstellungen sind aber keinesfalls als starre Grenzen anzusehen; sie sind fließend und zum Teil weit übergreifend. So ist auch das Großbauernhaus nach den auf den alten Bildern zu erkennenden bauspezifischen Hausmerkmalen nicht den Gutachtäler Häusern sondern dem Bautyp des Höhen- oder Heidenhauses zuzuordnen. Die rückwärtige Hocheinfahrt führt nicht – wie bei nahezu allen Gutachtäler Häusern – in die Mitte des Hauses, sondern in die linke Haushälfte (Bild 3). Das deutet auf die alte Firstständerbauweise hin, die für Höhen- oder Heidenhäuser typisch ist. Bei dieser Bauweise wird der Dachfirst durch hölzerne Säulen (Ständer) unterfangen, die vom Grund des Hauses bis zur so genannten Firstpfette (Firstbalken) reichen. Diese in der Hausmitte stehenden Säulen lassen eine mittig angeordnete Tenne und damit eine auf die rückwärtige Hausmitte führende Hocheinfahrt nicht zu, weshalb die Hocheinfahrt der Höhen- oder Heidenhäuser entweder in die linke oder rechte Haushälfte führt, wenn sie nicht – weil das Baugelände es anbietet – über eine so genannte „Wiederkehr“ traufseitig angeordnet ist. Anders ist das bei den Gutachtäler oder Kinzigtäler Häusern, die mit einem so genannten „liegenden Stuhl“ ausgestattet sind, der keine Firstständer kennt, weshalb die Tenne, das Tennentor und die Hocheinfahrt dieser Häuser meist mittig angeordnet sind. Ähnlich typisch für Höhen- oder Heidenhäuser sind die meist mit Holzschindeln gedeckten Dächer, deren Schmalseiten als Vollwalme ausgebildet sind – nicht wie beispielsweise bei den Gutachtäler oder Kinzigtäler Häusern, die üblicherweise mit Stroh gedeckt sind und deren Schmalseiten Halbwalme tragen. Ein weiteres typisches Merkmal des Höhen- oder Heidenhauses, das allerdings in kürzerer Form gelegentlich auch bei den zweigeschossigen

Gutachtäler Häusern zu finden ist, ist der vom oberen Hausflur aus zugängliche lange Gang vor der traufseitigen Außenwand, der zu den Schlafkammern oberhalb der Stallungen führt.[9] Die so genannten Höhen- oder Heidenhäuser sind vorwiegend in den hohen rauen Lagen des Schwarzwaldes verbreitet, etwa in dem Gebiet, das grob eingegrenzt werden kann durch die Linie, die Vöhrenbach, Furtwangen-Rohrbach, Schönwald, Gütenbach, St. Peter, St. Märgen, Breitnau, Hinterzarten und den Feldberg mit anschließendem Höhenrücken bis Lenzkirch-Kappel miteinander verbindet. Im Osten grenzt das Hauptverbreitungsgebiet dieses Haustyps an das Altsiedlerland der Baar.

Im „Gwölm“ hingen Speckseiten und hausgemachte Würste

Die Küche aller historischen Schwarzwaldhäuser war von jeher der einzige Raum mit Feuerstellen. Ursprünglich kochte man auf offenem Feuer, und auch das Feuerloch für den Kachelofen in der Stube – die im Großbauernhaus später als Gaststube genutzt wurde – befand sich in der Küche (Bild 4). Der Rauch vom Küchenherd wurde zunächst durch einen zur Stube hin mit Kacheln verkleideten Wandteil (Bild 5) geführt, bevor er unterhalb des halbtonnenförmigen, rabenschwarzen Rauch- und Funkenfangs (Gwölm oder Hurt), der oberhalb der Küche in der zweiten Geschossebene angeordnet war, wieder zur Küche hin austrat. Hierdurch leistete die Abwärme des Küchenherdes einen Beitrag zur Erwärmung der Stube, die primär durch den Kachelofen erwärmt wurde. Die erwärmte Kachelwand wird von „Kunstwand“ abgeleitet „Kunst“ genannt. Auch der Rauch des Kachelofens in der Stube trat aus einem Wandloch in der Küche unterhalb des Rauchfangs aus. Sowohl dieser Rauch als auch der des Küchenherdes kühlte im Rauchfang ab, räucherte und konservierte die dort aufgehängten Speckseiten und Würste, quoll unter dem Rauchfang hervor und zog ursprünglich durch spezielle Öffnungen in der Außenwand und durchs Dach ins Freie – erst in späteren Jahren wurden Kamine nachgerüstet. Lothar Baur, der heute den Großbauernhof bewirtschaftet und Miteigentümer des Gasthauses ist, wuchs in dem historischen Haus auf und erinnert sich noch gut daran, dass je nach Wetterlage und Windrichtung der Rauch in der Küche gelegentlich so dicht war, dass man sich einander kaum sehen konnte. Diese Küchen wurden oftmals auch zu Räucherkammern für die Menschen. Eine in einem „Rauchküchenhaus“ lebende alte Bäuerin, die anlässlich ihres 95-jährigen Geburtstags von einem Journalisten nach ihrem Rezept für das erreichte hohe Alter gefragt wurde, antwortete kurz und treffend: „Geräucherte Ware hält sich eben länger“.

Die Bilder vermitteln einen Eindruck von der Rauchküche und der gemütlichen Atmosphäre in der Gaststube mit dem Kachelofen und der sich daran anschließenden „Kunst“. Auf die in der heutigen hochtechnisierten Welt lebenden Menschen wirkt die Küche sicher schon recht befremdlich. Dennoch war der in „Rauchküchenhäusern“ geräucherte Speck wegen seiner hervorragenden Qualität sehr geschätzt und begehrt. Das lag nicht zuletzt daran, dass der Rauch abgekühlt war, bevor er die im freien Luftstrom über einen langen Zeitraum hängenden Speckseiten und Würste konservierte.

Vermögend aber dennoch hochverschuldet

Vom 17. bis 20. Jahrhundert war das seinerzeit 70 ha große Hofgut im Besitz der Familie Weißer.[10] Wie von einem Großbauern nicht anders zu erwarten, waren die Weißer recht vermögend. Das belegt u. a. ein 35-seitiges Inventarverzeichnis aus dem Jahre 1693, das anlässlich der Wiederverheiratung der Witwe des Christian Weißer, Anna Weißer, geb. Leehmann – sie war drei mal verheiratet – erstellt wurde, um dem Sohn des Verstorbenen das rechtmäßige Erbe zu sichern.[11] In diesem Verzeichnis sind neben dem Haus- und Grundbesitz der gesamte Hausrat, die Möbel, der Viehbestand, alle Vorräte, das Geldvermögen und selbst das Küchengeschirr sehr detailliert aufgeführt und bewertet.[12]

Allein der Hof brachte es auf einen Schätzwert von 1250 Gulden, wobei die Felder im Stockwald und in Obereschach noch nicht berücksichtigt waren. Eine Küchenpfanne

Bild 2: Das am 5. Juni 1966 durch Blitzschlag vollständig eingeäscherte historische Gasthaus „Großbauer-Linde“ um 1950. Links der alte bis heute erhaltene Speicher. Archiv Nienhaus

Bild 3: Die außerhalb der Hausmitte angeordnete Hocheinfahrt zum Dachraum des Großbauernhauses deutet auf die sehr alte, traditionelle Firstständerbauweise hin. Archiv Nienhaus

Bild 4: Die Rauch- oder Schwarzküche des historischen Gasthauses. Im rußgeschwärzten Rauchfang (Gwölm) hängen die Speckseiten und hausgemachten Würste – eine Spezialität des Hauses. Archiv Nienhaus

Bild 5: Die holzgetäfelte Gaststube des historischen Großbauernhauses mit dem Kachelofen und der „Kunst“, einer von der Küche aus zu beheizenden Kachelwand. Archiv Nienhaus

dagegen brachte es nur auf 30, ein Schaumlöffel auf 6, eine Backgabel auf 4 und ein alter Löffel auf gerade mal 2 Kreuzer, drei zinnerne Maßkannen aber immerhin schon auf je einen Gulden. Die Wertschätzung des Viehbestandes fiel natürlich wesentlich deutlicher ins Gewicht. So wurden beispielsweise für ein zweijähriges Reitpferd 40, zwei dreijährige Stiere je 30, sieben einjährige Kühe je 15, vier andere Kühe je 20 und fünf Graskälber je 6 Gulden angesetzt. Und auch die Stoffvorräte im „Trog" oder „Kasten" hatten ihren Anteil am Erbgut: 15 Ellen Tuch aus Flachs brachten 15 Gulden, 69 Ellen Leinen 11 Gulden 30 Kreuzer, 26 Ellen Zwillichstoff 4 Gulden 20 Kreuzer und selbst der Wiffelstoff wurde noch mit 2 Gulden 12 Kreuzern bewertet. Außerdem standen noch 422 Gulden an Forderungen aus, die der Bauer gegenüber verschiedenen Schuldnern hatte. Das hinterlassene Gesamtvermögen von Christian Weißer lag nach dem Inventarverzeichnis bei 2453 Gulden.

Trotz dieses relativ großen Besitzes stand Christian Weißer bei seinen Gläubigern mit immerhin 1245 Gulden in der Kreide.[13] Eine der Gläubiger war seine Schwiegermutter, der er allein 462 Gulden schuldete. Selbst bei den Hirtenbuben standen noch 4 Gulden 10 Kreuzer offen und bei den beiden Mägden 3 Gulden 55 Kreuzer.

Auch Albert Schweizer war Gast beim Grossbauern

Wann im Großbauernhof eine Gaststätte eingerichtet wurde, ist nicht genau bekannt. Sicher ist, dass Christian Weißer schon 1846 und Mathias Weißer ab 1856 Wirte der „Personalschankwirtschaft" im Großbauernhof waren.[14] Am 3. Juli 1886 verkauften Lindenwirt Mathias Weißer und seine Ehefrau Ursula, geb. Rapp, das Gasthaus an ihren Sohn Mathias Weißer junior.[15] Dieser richtete im Hofgebäude mehrere Gästebetten ein und betrieb in den Sommermonaten auch eine Gartenwirtschaft, die insbesondere von Königsfelder und St. Georgener Gästen gut besucht wurde.[16] Selbst im „Schwarzwald-Reiseführer" von Meyers aus dem Jahre 1899 ist unter der Rubrik lohnenswerte Ausflugsziele um St. Georgen nachzulesen: *„Großen Bauern (Wirtschaft), mitten im Wald (altschwarzwäldisches Bauerngut)"*.[17]

Dennoch konnte Mathias Weißer junior, der gemeinsam mit seiner Frau Anna, einer Tochter des Oberkirnacher Sternenwirts Lauble, das Gasthaus neben der umfangreichen Landwirtschaft betrieb, das Hofgut auf Dauer nicht halten – 1906 stand es zum Verkauf an.[18] Nach einigen erfolglosen Verkaufsversuchen erwarb die Stadt St. Georgen am 31. Dezember 1906 das gesamte Anwesen mit freistehendem Leibgedinghaus, drei Weihern, einer im Hofgebäude integrierten Wassermühle und 70 Hektar Grundfläche für 85 000,00 Mark.[19] Fortan wurde das Hofgut mit der Wirtschaft verpachtet. Nachdem einige Pächter kamen und relativ schnell wieder gingen – z. B. 1907 Heinrich Metzger, 1910 Ludwig Bächle, 1912 David Schwarzwälder –, pachtete schließlich 1925 Sebastian Baur das Gut – und blieb.[20] Dieser Sebastian Baur, Großvater der heutigen Besitzer Lothar und Werner Baur, hatte anfänglich erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden. Da der Hof bei der Übernahme völlig ausgeräumt war, brachte er sein ganzes Hab und Gut neben sieben Kühen, einschließlich Heu und Stroh, per Eisenbahn in seine neue Heimat.[21]

Nachdem die Badische Landessiedlungs-Anstalt in Karlsruhe am 1. April 1940 den Hof mit 41 Hektar von der Stadt St. Georgen erworben hatte – 29 Hektar Wald behielt die Stadt –, kaufte der Sohn von Sebastian Baur, Willy Baur, der Vater der derzeitigen Eigentümer Lothar und Werner Baur am 8. Dezember 1941 das Anwesen, das 1966 den Flammen zum Opfer fiel.[22] Damit schließt sich der Kreis dieser kurzen Rückschau in die reiche und recht wechselvolle Geschichte des historischen Gasthauses, in dem nach Zeitungsberichten auch der bekannte Urwaldarzt und Königsfelder Ehrenbürger Dr. Albert Schweitzer verkehrte.[23]

Anmerkungen

1 Schwarzwälder Bote vom 23. Aug. 1986: Blitzschlag zerstörte das historische Gebäude. Wilhelm Hackenjos: Familien- und Hofchronik, in: Brigach – Hofchronik und Ortsgeschichte, Hrsg.: Stadt St. Georgen, St. Georgen 1993, S. 136.

2 Hackenjos (wie Anm. 1), S. 136.
3 Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), 66/1122, Leibeigenliste.
4 Paul Benz: Die Gasthäuser in Brigach, in: Brigach – Hofchronik und Ortsgeschichte (wie Anm. 1), S. 379.
5 Vgl. Brigach – Hofchronik und Ortsgeschichte (wie Anm. 1), S. 136 und S. 379.
6 Konstruktive Details dieser Haustypen und deren Verbreitungsgebiete sind beschrieben in: Ulrich Schnitzer: Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen, Stuttgart 1989, 14 ff., und auch in dem Standardwerk von Hermann Schilli: Das Schwarzwaldhaus, Stuttgart 1953 (weitere Auflagen 1964, 1977 und 1982), Verbreitungsgebiete: Fig. 100 und 101, S. 278/279, oder in Hermann Schilli: Schwarzwaldhäuser, Karlsruhe 1978, Verbreitungsgebiete auf der Rückseite des Buchumschlags. In diesem Zusammenhang sei hingewiesen auf: Dieter Kauß: Zum Leben und Werk von Hermann Schilli (1896–1981) mit einer ausführlichen Bibliographie Schillis, in: Die Ortenau (66) 1986, S. 127–141.
7 Schilli (wie Anm. 6) verwendet für die altertümlichen Firstständerhäuser des Hochschwarzwaldes ausschließlich die im Volksmund eingebürgerte Bezeichnung „Heidenhäuser“, während Schnitzer (wie Anm. 6) für diesen Haustyp generell die Bezeichnung „Höhenhaus“ bevorzugt.
8 Vgl. Schnitzer (wie Anm. 6), S. 17, Abb. 14 und Schilli (wie Anm. 6), S. 278, Fig. 100.
9 Die meisten historischen Bauernhäuser in Gutach/Schwarzwaldbahn sind bauliche „Mischformen“, in denen Elemente der benachbarten Kinzigtäler Häuser aber auch der Höhen- oder Heidenhäuser einflossen. Von Letzteren wurde oftmals der traufseitige Gang zu den Schlafkammern oberhalb der Stallungen übernommen. Vgl. Heinz Nienhaus: Kinzigtäler Häuser und ihre baulichen Varianten, in: Die Ortenau, 2003 (83), S. 143–170. Ders.: Zum Gutacher oder Gutachtäler Haustyp und historische Bauernhäuser in Gutach, in: Die Ortenau 2006 (86), S. 261–289.
10 Brigach – Hofchronik und Ortsgeschichte (wie Anm. 1), S. 137–193.
11 Schwarzwälder Bote (wie Anm. 1). Brigach – Hofchronik und Ortsgeschichte (wie Anm. 1), S. 137.
12 Schwarzwälder Bote (wie Anm. 1).
13 Ebd.
14 Brigach – Hofchronik und Ortsgeschichte (wie Anm. 1), S. 138.
15 Ebd., S. 139.
16 Schwarzwälder Bote (wie Anm. 1).
17 Meyers Reisebücher: Schwarzwald, Odenwald, Bergstrasse, Heidelberg und Strassburg, achte Auflage, Leipzig und Wien 1899, S. 145.
18 Brigach – Hofchronik und Ortsgeschichte (wie Anm. 1), S. 139.
19 Ebd.; Schwarzwälder Bote (wie Anm. 1).
20 Schwarzwälder Bote (wie Anm. 1).
21 Ebd.
22 Brigach – Hofchronik und Ortsgeschichte (wie Anm. 1), S. 139/140.
23 Schwarzwälder Bote (wie Anm. 1).

Anschrift des Autors:
Heinz Nienhaus
Ledderkesweg 4
46242 Bottrop

Edmund Kiehnle

Zur Geschichte der Hausforschung

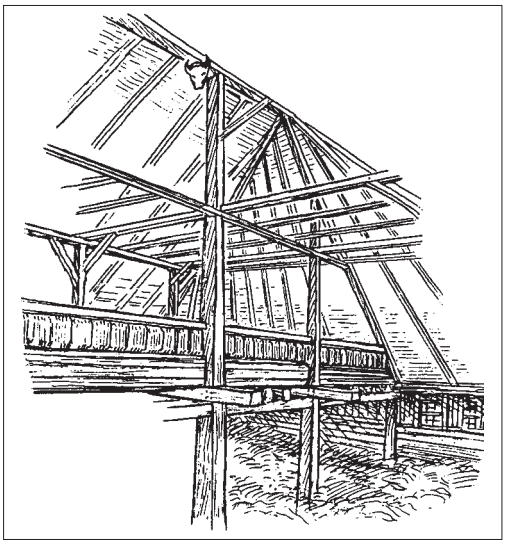
Schon drei Jahrhunderte alt ist der Gedanke, das Haus mit all seinen Aspekten zu untersuchen. Dies ist Aufgabe der Hausforschung. Am Anfang stehen Namen verdienter Männer wie Justus Möser (westfälischer Amtmann 1775, 1786), Georg Landau 1855 (Archivar in Kassel), Moritz Heyne (Göttingen, 1899), August Meitzen (Berlin, 1868, 1882), Karl Rhamm (Innsbruck, 1897, 1909), Rudolf Meringer (Graz, 1905). Sie beschäftigten sich mit der Hausforschung aus beruflichem Interesse oder der Neigung zu Heimat und Bauernhaus und konnten in verschiedenen Zeitschriften ihre Meinungen austauschen. Standen sie im Staatsdienst, so untersuchten sie zunächst das eigene Gebiet unter Beachtung der Länder- oder Provinzgrenzen und teilten die Hauslandschaften nach diesen Kriterien ein. Waren sie Volkskundler, befassten sie sich mit dem Leben, den Sitten, Gebräuchen und Gegenständen.

1906 versuchten die Geschichts- und Altertumsvereine mittels Fragebogen, die Verbreitung der Bauernhausformen in Deutschland zu ergründen und in einer Sitzung der Hauptversammlung in Wien wurde bereits über die Stammesnamen diskutiert, wobei der Wiener Oberingenieur A. Dachler erklärt, an den Begriffen fränkisches oder bayerisches Haus festhalten zu müssen; wogegen Prof. Murko (Graz) bezweifelt, ob man daran noch festhalten könne und der Vorsitzende Prof. Dr. Anthes (Darmstadt) erklärte, von solchen Bezeichnungen gründlich abgekommen zu sein.[1] 1908 befasst sich Prof. Henkelmann ausführlich mit der Stammeszuordnung und warum man fränkisches und alemannisches

Immenstaad am Bodensee. Die Ecke der ehem. Pulvermühle, Hauptstrasse 87, um 1500. lässt im Zustand von 1949 deutlich die alte sog. alemanische Bauart erkennen. Foto: Edmund Kiehnle

„Altes Haus“ Pfullendorf. Im Oberen Linzgau, ältestes Fachwerkhaus Südbadens, um 1400. Die Südansicht 1956 vor der Instandsetzung zeigt die technischen Merkmale der ursprünglichen alemannischen Abzimmerung. Foto: E. Kiehnle

Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof. Der „Säulenwald“ des Schauinslandhauses. Die letzte „Firstsul“ ist eingefahren und wird gerade festgesetzt. 29. 4. 1981.
Foto: Berthold Breithaupt



Dachinneres mit den „Hochsulen“
Zeichnung Helmut Richter, Herford 1967

Fachwerk unterscheiden soll. Er erkennt zwar auch die heute noch gültigen Faktoren, aber hält „die Lebensweise und den Wohlstand des Besitzers“ und „auch den Charakter des betreffenden Stammes“ für wichtig[2].

Dieser Streit sollte in der Neuzeit wieder aufleben. Den Anstoß gab eine stammesgeschichtliche Studie.[3] Ganz anders dagegen argumentiert die ökologisch-historisch-statistische Methode[4].

Jüngere Hausforscher stehen der völkischen Ideologien kritisch bis ablehnend gegenüber. Zeichnungen für Entwürfe und Bauaufnahmen sind für das Leben und Bauen unentbehrliche Darstellungen. Bei Zeichnungen und Texten muss man die Arbeitgeber oder Auftraggeber jener Zeit berücksichtigen.

Torsten Gebhard gliedert ähnlich wie die Geografen in Nord-, Mittel-, Ober- Deutschland und Alpenland.[5] Klöckner versuchte das Problem in den Griff zu bekommen, indem er gliederte in oberdeutsch-alemannischen, mitteldeutsch-fränkischen und niederdeutschen Fachwerkbau.[6] Grossmann teilt nach Großräumen und kunstgeschichtlichen Zeiträumen ein.[7]

Man wird niederdeutsch, fränkisch und alemannisch am besten weiter verwenden, aber *nur* als technische Gattungs-Namen für die drei bautechnisch unterschiedlichen Hauptbauweisen des deutschen Fachwerks. Für die Baupraxis war dieser Streit bedeutungslos, denn er hatte in die Architektur- und Baufachlehrbücher keinen Eingang gefunden.[8]

Architekten wie O. Gruber und H. Phleps haben Ergebnisse anderer Fakultäten. Zuvor wird auch Carl Schäfer dieses Irrtums überführt.[9] Diese Forscher haben Ergebnisse anderer Fakultäten übernommen. Es fällt auf, dass auch Carl Schäfer[10] dies übernimmt[11] und wenn er ein Haus findet, nennt er klar wo es steht, lediglich bei den Gebirgshäusern begründet er, warum er die für keltisch hält[12] und gibt eine Fülle bautechnischer Einzelheiten, die stimmen und ohne die man auch heute noch nicht auskommen kann. Sein ausgezeichnetes Tafelwerk zeigt nur Zeichnungen oder Lichtdrucke, gliedert nach kunstgeschichtlichen Gesichtspunkten und enthält nur wenige Landschaftsnamen als geografische Hinweise, keinerlei Stammesgeschichtliches.[13] Otto Gruber[14] übernimmt dies ebenso nur zur

Gengenbach. Musterstück südbadischer Denkmalpflege. Leider nicht bei der Deutschen Fachwerkstraße dabei. Foto: E. Kiehnle 1981

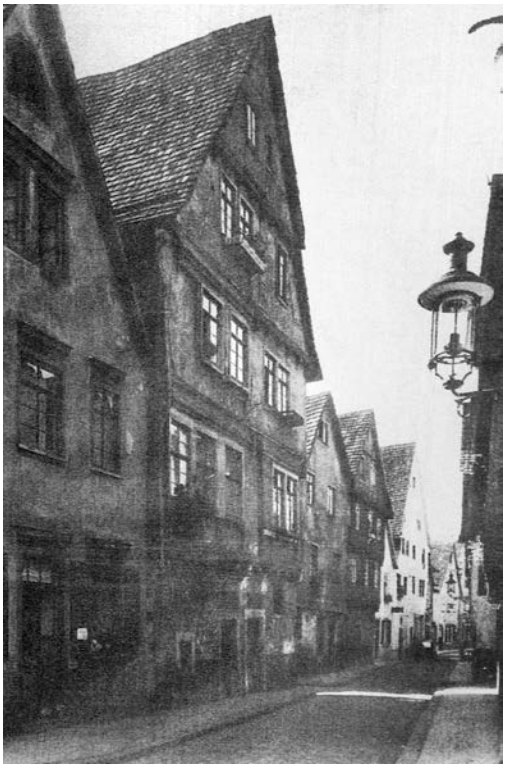
Kennzeichnung verschiedener Bauweisen. Phleps[15] schließlich weist nur mit einem Satz auf das Stammesmäßige hin, benützt die vorgefundenen Namen und vermittelt mit unübertrefflichen Zeichnungen eine Fülle von Kenntnissen über den Fachwerkbau. Bleiben noch zu nennen Eisenlohr[16] und Ostendorf. Wenn der erstere schon 1835 mit F. Federle einen Schwarzwälder Hof mit seiner umfangreichen Holzkonstruktion ausmisst und darstellt, dürfte er als der erste Gefügeforscher gelten, und da dieser Hof im Schwarzwald steht, kann und darf er ihn nicht anders nennen. Ähnlich Ostendorf[17], der nach Ländern gliedert, 364 (!) Dachstuhlzeichnungen vorlegt, und die zwei grossen unterschiedlichen Gruppen der Dachwerke benennt, je nach Verbreitungsgebiet historisch gesehen germanisch oder römisch.

Vor dem Kriege bestanden das „Bauernhofbüro“ (später von Berlin nach Münster i. W. verlegt) und die „Mittelstelle deutscher Bauernhof“. Noch im Kriege beschäftigte die Bayer. Landesstelle für Volkskunde in München einen Architekten für die Bauernhausforschung (Rudolf Hoferer).[18] Die für das Bauen auf dem Lande praktischen Baufibeln wurden geplant und die ersten erschienen.[19]

Und die Hausforscher konnten es nicht lassen. Sogar mitten im Kriege, vermutlich 1942, veranstalteten sie ein Treffen, zu dem erschien, wer konnte: Zivilisten, Soldaten und Offiziere, Deutsche und Österreicher.[20]

Das markgräfliche Haus von Baden war der Sache gewogen und ermöglichte vom 14. bis 16. April 1944 im „Schwanen“ in Salem ein Hausforschertreffen, an dem Otto Gruber, Gustav Wolf, Anton Elssässer, Hermann Schilli, Heinrich Götzger[21], Fritz Spannagel[22] und Hermann Kolesch[23] teilnahmen, von fünf Architekten waren drei Badener. Das Erforschen der menschlichen Behausung ist schließlich nicht nur ein wesentliches Stück Baugeschichte, sondern auch Kunstgeschichte.

Offizielles Richtfest am 29. 6. 1981. Von re. n. li.: Hauptkonservator Dr. Neuffer, staatl. Museumsberatung, Prof. Dr. Zöge von Manteuffel, Direktor Württ. Landesmuseum Stuttgart, Prof. Hermann Schilli, der Verfasser.
Foto: B. Breithaupt



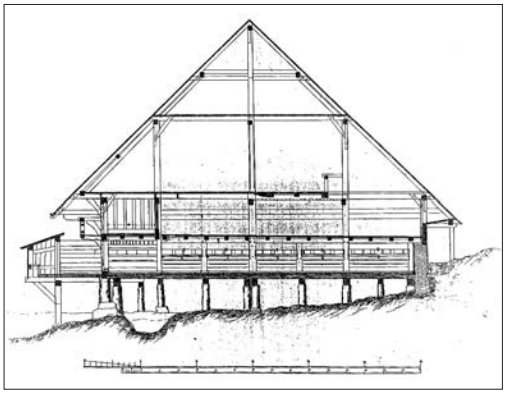
Nur noch Schutt und Asche. Keine Menschen mehr. Flösserviertel Obere Augasse Pforzheim vor dem Kriege. Am 23. 2. 1945 durch Bombenagriff zerstört.
Foto: Archiv Landesdenkmalamt Karlsruhe

Untergrombach. Jetzt Teilort von Bruchsal Kr. Karlsruhe, Obergrombacher Str. 32, Dorfmuseum. Älteste Teile mit krummen Hölzern typisch alemanisch abgezimmert aus 1428 d. Im Badischen Landesmuseum Karlsruhe steht in der Abt. Mittelalter ein gleichaltes Giebelstück aus der Eppinger „Wolfsschlucht“. Foto: E. Klehnle 1984

Angesichts der politischen und kriegerischen Wirren sowie der Zerbombung vieler deutscher Innenstädte in jenen Jahren, erscheint es verständlich, dass es fünf Jahre dauern sollte, bis die nächste Kontaktaufnahme möglich war. Einstweilen versuchten Wolf und Gruber, das Bauernhofbüro am Leben zu halten und Adolf Bernt[24] rettete die Unterlagen für die geplante Reihe „Das deutsche Bürgerhaus“.

Bei der ersten Nachkriegsversammlung des Vereins deutscher Volkskundevereine 1949 in Freiburg i. Br., bei dem Otto Gruber einen Vortrag hielt, verdichtete sich bei den Hausfachleuten der Eindruck, dass diese Veranstaltung doch nicht der richtige Rahmen sei. Deshalb lud Otto Gruber im August 1949 in die Wohnung Schillis, Bayernstraße 8, in Freiburg ein.[25] Dort trafen sich die Herren Viktor von Geramb[26], Otto Gruber[27], Hermann Phleps[28], natürlich Gastgeber Hermann Schilli[29], Joseph Schlippe[30], Gustav Wolf[31] und als jüngster stieß Josef Schepers[32] dazu. Sie wollten einen interessierten und arbeitsfähigen Kreis und beschlossen die *Gründung* eines Arbeitskreises für deutsche Hausforschung um dazu auf 1950 nach Büdingen (Hessen) einzuladen[33]. Mit den Vorbereitungen wurden Wolf und Schepers beauftragt. Allen voran Gruber und Wolf wurde über Hausforschung diskutiert, und dabei ging es den Architekten auch um das Fortführen der gemeinsamen Arbeit und die Hoffnung, die Ergebnisse bei der künftigen Entwurfsarbeit und dem Wiederaufbau verwerten zu können. Oder wie Gustav Wolf es 1951 formulierte, um die Verbindung von Wissenschaft und Nutzanwendung, von Hauskunde und Baupflege und darum, sich bei Tagungen an einem Ort zu treffen.[34]

So begann der Arbeitskreis für deutsche Hausforschung (AHF) sein fruchtbares über 60 Jahre währendes Wirken. Interdisziplinär



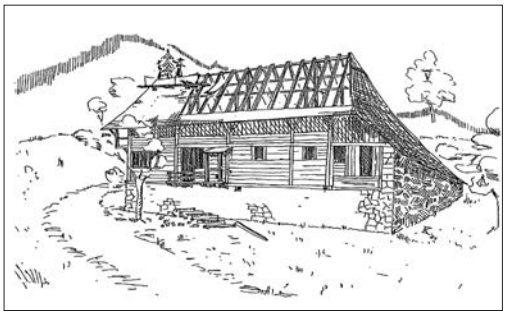
Hochberger Hof aus 1614. Man erkennt deutlich die kräftige Firstsäule, von der Schwelle bis zum First durchgehend. Aufmaß Eisenlohr und Federle (gedruckt 1853).
Foto: Federle

Alte Brauerei Mosbach. Stand hinter der Kirche. Die altertümlichen Verstrebungen weisen auf eine Bauzeit um 1450. Nach dem den Dachstuhl vernichtenden Brand verzichtete man auf die Instandsetzung zugunsten eines Parkplatzes.
Foto: E. Klehnle 1961

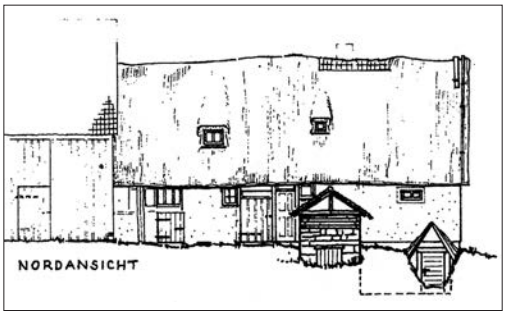
fanden Baubeamte, Architekten, Volkskundler, Bau- und Kunstgeschichtler, Archäologen, Professoren und Dozenten, Museumsdirektoren (auch solche, die es im Laufe ihrer AHF-Mitgliedschaft erst wurden, besonders bei Freilichtmuseen), beamtete und ehrenamtliche Denkmalpfleger, Sprachforscher, Germanisten, Heimatforscher, Geografen, Statiker, Lehrer oder einfach interessierte Leute zusammen, um oft unter persönlichen Opfern, das weite Feld der Hausforschung zu beackern. Die erfolgreiche Arbeit der organisierten Hausforscher schlug sich in den Jahrbüchern nieder. Die enthielten Fachaufsätze, Aufmaße, Pläne und Fotos, schon im ersten 1951 vierundachzig Seiten und im einundfünfzigsten 359 Seiten.[35] Die Mitgliederzahl stieg von 81 (1951) auf 363 Personen und 69 Institutionen.[36] Österreicher und Schweizer waren von Anfang dabei, Niederländer folgten bald. Vier weitere Staaten kamen dazu, aus dem Arbeitskreis ist ein mitteleuropäischer geworden.

Am deutlichsten wird das Wirken des Arbeitskreises eigentlich an den Freilichtmuseen sichtbar. Denn seine Mitglieder betrieben oft die Gründung, blieben bei Anlage und Ausbau dabei als wissenschaftliche Mitarbeiter, Bauleiter, Assistenten und als Museumsleiter.[37]

An der Bahnlinie Haslach–Gutach steht der Vogtsbauernhof[38], von Hermann Schilli, Schwarzwald- und Hausforscher alten Schlages, bewahrt, und 1961/63 gegründet zum Schwarzwälder Freilichtmuseum an erster Stelle nach dem Kriege und als ältestes in Süddeutschland.[39] Es zeigt und bewahrt alle Hausformen des Schwarzwaldes. Bei der Translozierung des Schauinsland-Hauses 1981 konnte man gut schwierige Zimmerer-



Schauinsland, Reesenhof

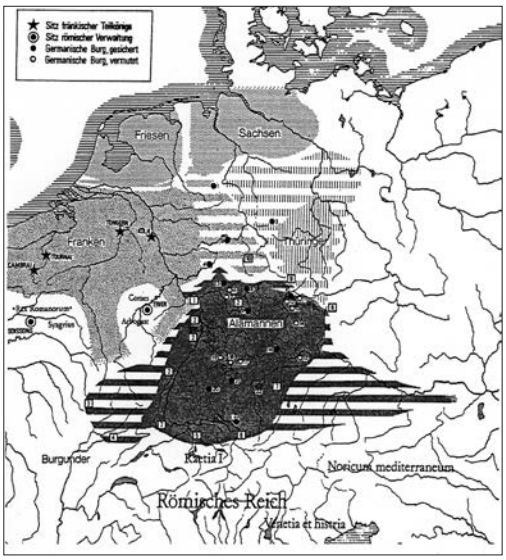


Schlossau, letztes Strohdach im Odenwald, Schäfer's Haus

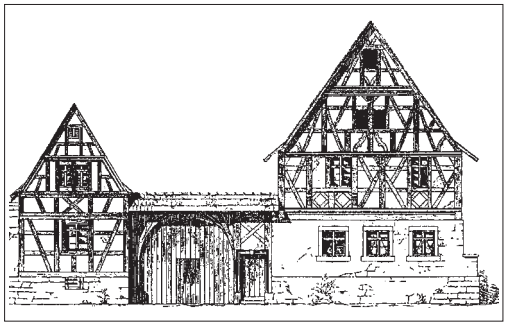
Entdeckung in Wertheim am Main. In der Kunstgeschichte gilt vor 1400 am Bau nur römische Jahreszahlen. Und siehe da, im Eckquader der alten Kirche steht eingehauen 1383. Foto: E. Kiehnle 1982

kniffe bewundern, darunter das Einschweben des riesigen Firstständers.[40] 1999 gelang es, das Museum um den 1737 in Wagenbach im Dreisamtal erbauten „Falkenhof“ zu bereichern.

Eine Zeitlang hätte Stuttgart gern ein zentrales Freilichtmuseum für ganz Baden-Württemberg gesehen.[41] Man beließ es schließlich bei der gewachsenen regionalen Lösung.



Siedlungsgebiet der Alamannen DNA, Freiburg i. Br., 1981



Bauernhaus in Liedolsheim. Im Umriss typisch für die Rheineben nördlich von Karlsruhe, wenn gleich gezeigtes Fachwerk heute selten geworden ist. Links das Altenteil mit Schopf oder Ställen dahinter. Das Bauernhaus 1905

In Eppingen (Kraichgau) wurde 1973 das erste deutsche Fachwerkmuseum „Alte Universität“ gegründet, das dann leider anders ausfiel als ursprünglich geplant[42].

Den Verein führt eine vierköpfige Vorstandschaft, unterstützt von 9 bis 12 Mitgliedern (manchmal auch mehr) des Arbeitsausschusses[43].

Die gewählten Vorstände

1950–1954	Prof. Dr. Gustav Wolf[31], Münster i. W.
1954–1966	Prof. Bruno Schier[44], Münster i. W.
1966–1971	Landesbaupfleger Karl Brunne[45], Münster i. W.
1971–1982	Dr. Josef Schepers[32], Münster i. W.
1982–1988	Dr. Konrad Bedal[9], Bad Windsheim
1988–2006	Dr. G. Ulrich Grossmann[7], Nürnberg
2006	Prof. Dr. Michael Goer[46], Esslingen Stellv. Prof. Dr. Dirk J. de Vries, Utrecht NL Geschäftsführer Dr. Benno Furrer, Zug, CH

Besonders bewährt hatte sich, dass immer ein Wissenschaftler und ein Praktiker zusammen arbeiteten und die Geschäftsstelle über 20 Jahre Münster in i. W. war, wo in dankenswerter Weise der Landschaftsverband Westfalen-Lippe durch sein Baupflegeamt tat-

kräftige Hilfen bot. Auch das Vorortgespann Sobernheim–Nürnberg leistete trotz der räumlichen Entfernung zwischen Geschäftsführer (Dr. Klaus Freckmann FlM Sobernheim)[47] und Vorsitzendem (s. o.) hervorragende Arbeit.

1973 ließ man im Namen das Wort Deutsch wegfallen in der Hoffnung, dass dann die Mitglieder aus der ehemaligen DDR wieder kommen dürfen, denen der Tagungsbesuch im Laufe der Jahre verwehrt wurde. Das kümmerte die dortigen Machthaber aber nicht. Mitglied durften die Kollegen zwar bleiben, aber sie mussten jenseits der innerdeutschen Grenze einen eigenen Verband gründen[48].

Tauberbischofsheim. Reich beschnitztes Haus (1650) in der St.-Liobastr. 24.
Foto: E. Kiehnle 1959

Im ersten Arbeitsausschuss saßen zwei Badener, kurze Zeit sogar drei[49], und im vorletzten wirkte einer rund 40 Jahre lang. Und noch zweimal zusätzlich war Hilfe vonnöten. Da die Satzung in den siebziger Jahren modernisiert werden musste, beauftragte man in Lüneburg die Badener.[50,51] Als die Satzung 2003 in Bamberg wiederum geändert werden sollte, konnten zwei Badener dafür sorgen, dass dies in die richtige Richtung lief[52].

Die Hausforschung hat sich vom Sichten, Berichten und der Feldforschung weiter entwickelt:[53]

1. durch das Einführen der analytischen Methode durch Brune Schier,
2. die Gefügeforschung 1938 durch Joseph Schepers,
3. die funktionalistische Methode durch Richard Weiss,
4. die historische Hausforschung durch Konrad Bedal und
5. die Dendrochronologie, und geht heute noch von einer ganzheitlichen Betrachtung des Hauses aus.

Die Mitgliederzahl des Arbeitskreises ist von 46 auf im Jahre 1950 auf derzeit 432 angestiegen. In den letzten Jahren bildeten sich noch regionale oder länderweise Arbeitsgemeinschaften.

Die öffentlich zugänglichen Jahrbücher für Hausforschung bilden die stattliche Reihe von 54 Bänden. Sie geben einen vielseitigen Einblick in die Probleme, den Stand, die behandelten Gegenstände und Gebiete der Hausforschung, bereichert durch viele Pläne, Freihandzeichnungen und Fotos. Tagungsorte wie Visby (1976) oder Lyon (1983), Berichtstitel über Hausbau in Großbritannien (1989) in Belgien (1993), oder in Ungarn (1996) entfalten das weite Arbeitsfeld in Europa. Ein Beweis für die verdienstvolle Arbeit des Arbeitskreises für Hausforschung e. V.

Anmerkungen

1 Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 55. Jg., Nr. 2, Berlin 1907, Sp. 107 u. 111.

2 R. Henkelmann: Das Bauernhaus des Odenwaldes und des südwestlichen Deutschlands. Darmstadt 1908, S. 19, 30. – Henkelmann war Gymnasialprofessor in Darmstadt.

3 Franz Steinbach: Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte. Jena 1926. – Er mag in vielem Recht haben, zu Haus und Hof sind seine Argumente zu schwach.

4 Heinz Ellenberg: Bauernhaus und Landschaft. Stuttgart-Hohenheim 1990. – Professor für Geobotanik, Göttingen, bereiste das Land systematisch, kartierte und fotografierte.

5 Torsten Gebhard: Alte Bauernhäuser. Von den Halligen bis zu den Alpen. München 1977, 3. Aufl. – Prof. Dr. G. war als Generalkonservator Leiter des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege und

der Abt. Volkskunde, maßgebend bei dem Bayerischen Landesverein Schönere Heimat.

6 Karl Klöckner: Alte Fachwerkbauten. Geschichte einer Skelettebauweise. München 1978, 2. erg. Aufl. Augsburg 2000. – Der Dozent aus Hanau reiste und fotografierte alle Häuser selbst.

7 G. Ulrich Grossmann: Der Fachwerkbau. Köln 1986. – Vom FLM Detmold kommend, Leiter des Museums in Lemgo, führte sein Weg nach Nürnberg, wo er als Prof. und Generaldirektor des Germanischen Nationalmuseums wirkt, zugleich Vorsitzender AHF (bis 2006).

8 Gustav Blohm (Th. Weber): Das Zimmerhandwerk. Nordhausen 1926. Schenken dem Abschnitt Holzarchitektur 144 instruktive Abb. und unterscheiden nur zwischen Nord und Süd.
Fritz Kress: Der praktische Zimmerer. Ravensburg 1949, 5. Aufl. – Beschreibt richtigen Aufbau der heutigen normalen Fachwerkwand, war Leiter seiner Zimmererfachschule in Tübingen-Lustenau.
Frick und Knöll: Baukonstruktionslehre, 2. Teil. Stuttgart–Leipzig–Berlin 1919, 5. Aufl. – S. 64 bis 116 befasst sich ohnehin nur mit zeitgerechten Zimmerarbeiten. Das Lehrbuch für Bauschüler und Architekten ist mittlerweile in der 34. Aufl. lieferbar.
Friedrich Hess: Konstruktion und Form im Bauen. Stuttgart 1949, 3. Aufl. – Der Prof. Dr. h.c. aus Zürich bietet qualitätvolle Schweizer Baugestaltung und eine knappe gute Einführung in den Holzbau; auf 27 S. von 436 S, unterscheidet er Blockbau, Strickwand, Ständerbau, Riegelbau und Fachwerk. Also rein technisch.
Heinrich Schmitt u. Andreas Heene: Hochbaukonstruktion. Braunschweig/Wiesbaden 1993, 12. Aufl. – Der em. Prof. für Werklehre in Karlsruhe Schmitt zeigt bei 756 S. nur auf 2 S. den historischen Fachwerkbau unter den technisch-konstruktiven Gattungsnamen Sächisch, Fränkisach, Alemannisch.
Ernst Neufert: Bauentwurfslehre. Braunschweig/Wiesbaden 1996. 34. erw. Aufl. – Das berühmte unentbehrliche Buch behandelt Fachwerk auf 1 S., nur sachlich, wegen Altbausanierung.

9 Konrad Bedal: Historische Hausforschung. Münster 1978, S. 8 u. 7. Sohn des verdienstvollen Hausforschers Karl Bedal in Hof/Saale und Bruder Albrechts, u. a. m.
Ebenfalls Leiter eines Freilichtmuseums in Schwäbisch-Hall. Dr. Konrad Bedal kam über Schleswig-Holstein nach Bad Windsheim als Leiter des FlM, und ist jetzt noch Prof. in Würzburg.

10 Carl Schäfer (1844–1908), 1870 Universitätsbaumeister in Marburg, 1884 Prof. für mittelalterliche Baukunst in Berlin, 1894 Prof. in Karlsruhe. Bekannt durch Streit um Restaurieren des Heidelberger Schlosses, bester Kenner alter Handwerkstechniken, Lehrer von Poelzig, Ostendorf u. a. m. „Einer der bemerkenswertesten Architektenpersönlichkeiten des Historismus“, so Peter Anselm Riedel, Prof. für Stilgeschichte in Heidelberg.

11 Über das deutsche Haus, Schinkelfest. Z. f. Bauw. XXXIII Berlin 1883, Sp. 213 unten.

12 „Holzkolleg“ 1896–1902, Carl Schäfer: Deutsche Holzbaukunst, hg. von P. Kanold Hildesheim 1984, S. 15.

13 Die Holzarchitektur Deutschlands. Berlin 1883 bis 1888. 80 großformatige ganzseitige Tafeln. Nachdruck Hannover 1981. Lizenzausgabe Augsburg 2001. ISBN 3-8289-0754-7.

14 Dr.-Ing. Otto Gruber, (1882–1957). Architekt aus Karlsruhe, Prof. an der Rhein.-Westf. Techn. Hochschule Aachen.
- Deutsche Bauern- und Ackerbürgerhäuser. Karlsruhe 1926.
- Vom rechten Bauen, eine architektonische Propädeutik. Wolfenbüttel/Hannover 1947.
- Bauernhäuser am Bodensee. Konstanz/Lindau 1961.

15 Hermann Phleps, (1877–1964), Dr.-Ing. aus Hermannstadt (Siebenbürgen). Architekturprof. an der TH Danzig, 1960 in Kassel, i. R. in Bergzabern, gest. Marburg.
- Deutsche Fachwerkbauten, Blaue Bücher Königstein i. T. 1951, S. 6.
- Holzbaukunst, Der Blockbau. Karlsruhe 1942.
- Alemannische Holzbaukunst (Hg. Ernst Mix). Wiesbaden 1967.

16 Friedrich Eisenlohr (1805–1855), Leiter des Hochbaus der bad. Staatseisenbahn. Prof., Direktor das Staatsbauschule Karlsruhe.
- Holzbauten des Schwarzwaldes. Karlsruhe 1853.
- Mittelalterliche Bauwerke im südwestlichen Deutschland und am Rhein. Karlsruhe 1853 bis 1857.
  Das waren doch schon früh Grundlagen zur Gefügeforschung, ebenso wie Ostendorfs Dächer.

17 Friedrich Ostendorf (1871–1915 gefallen im 1. Weltkrieg), Architektur-Prof. an der TH Karlsruhe.
- Sechs Bücher vom Bauen. Karlsruhe 1914 ff.
- Die Geschichte des Dachwerks. Leipzig/Berlin 1908 (Reprint Leipzig o. J.; um 1980).

18 Veröffentlicht in Bayerisch-Südostdeutsche Hefte für Volkskunde und Schönere Heimat (Bayerischer Verein für Heimatschutz).

19 Karl Erdmannsdorfer: Baufibel für die Oberpfalz. München 1942.
Heinrich Götzger: Baufibel für das Allgäu und das bayerische Bodenseeufer. München 1943.
Robert Pfaud: Baufibel für Mittel- und Nordschwaben. München 1944.
Die Verfasser aller Baufibeln sind spätere Mitglieder des AHF.

20 Teilnahmen u. a. m. Kunstmaler Helmut Richter, Herford früher Zittau, der mir Fotos davon zeigte und Prof. Dr. Viktor von Geramb, Graz. Richter zeichnete nach dem Kriege die Bebilderung des ersten Führers Schilli's durch das Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof bei Gutach.

21 Heinrich Götzger, Augsburg, Oberbaurat im Bundespostministerium, später Ministerialrat.
- mit Helmut Prechter: Das Bauernhaus in Bayerisch-Schwaben. München 1960.

22 Prof. Fritz Spannagel, Ittendorf über Markdorf (Baden).
- Der Möbelbau. Ravensburg 1939 (insges. 6 Auflagen!).

23 Hermann Kolesch (1905–1965)
- Das altoberschwäbische Bauernhaus. Tübingen 1967.

24 Dr.-Ing. habil. Adolf Bernt, zunächst Architekt in Konstanz, dann Stadtbaurat in Marburg/Lahn, Begründer und Herausgeber der Reihe „Das deutsche Bürgerhaus".
- Deutschlands Bürgerhäuser, Tübingen 1968 (Gliederte nach Landschaften ohne die staatlichen Nachkriegsgrenzen. Nach Erscheinen musste der Titel geändert werden in Deutsche Bürgerhäuser.).
  In dieser erschienen u. a. m.
  Horst Ossenberg: Das Bürgerhaus in Oberschwaben. Tübingen 1979, 209 S. voller Pläne, 72 Tafeln voller Fotos, 5 S. mit Straßenabwicklungen; Umschlagtitel u. S. 52/53 Altes Haus Pfullendorf und einige Orte am badischen Bodenseeufer.
  ders. Das Bürgerhaus in Baden. Tübingen 1986. 434 S. voller Pläne, 93 Tafeln mit Fotos, 2 Ausklappseiten mit Straßenabwicklungen.

25 Bis alle erschienen waren, saßen Gruber und Schilli schon bei einem Viertel guten badischen Weines.

26 Prof. Viktor von Geramb, Graz.
- Die Feuerstätten des volkstümlichen Hauses in Österreich-Ungarn, in: Wörter und Sachen III, 1911, S. 1–22.
- Vom Werden und der Würde unserer Bauernhöfe, in: Heimatliches Bauen im Ostalpenraum. Graz 1941, S. 53 ff.

27 Otto Gruber s. Anm. 14.
Nicht zu verwechseln mit seinem Bruder, ebf. aus Karlsruhe, Prof. Dr.-Ing. Karl Gruber, Architekt in Darmstadt.
- Die Gestalt der deutschen Stadt. Leipzig 1937 bis 1942. München 1976.
- Das alte Straßburg, In: Oberrheinische Heimat, Jahresband. Das Elsass. Freiburg i. Br. Haus Badische Heimat 1940, S. 309–320.
- Das deutsche Rathaus. München 1943.

28 Dr. Ing. habil. Hermann Phleps, aus Siebenbürgen, Architekturprofessor in Danzig (1877–1964 Marburg a. d. L).
- Der Blockbau. Karlsruhe 1942.
- Deutsche Fachwerkbauten. Blaue Bücher, Königstein i. T. 1951.
- Alemannische Holzbaukunst. Wiesbaden 1967, hgg. u. bearb. v. Ernst Mix. (Reprint Karlsruhe 1985).

29 Hermann Schilli (1896–1981), damals Studienrat. Bildete gut 1400 Zimmerleute Deutschlands zur Meisterprüfung aus, Gründer (1961/63) und Leiter des Schwarzwälder Freilichtmuseums Vogtsbauernhof, Studiendirektor und Professor.
- Das Schwarzwaldhaus. Stuttgart 1953, 1963.
- Vogtsbauernhof in Gutach im Schwarzwald, Führer. Kehl 1968.
- Studienfahrten durch den mittleren und südlichen Schwarzwald, in: AHF-Tagungsbericht 1958. Münster i. W. 1959, S. 131 ff.
- Viele Aufsätze in Badischer Heimat. Freiburg i. Br.
- Lutz Röhrich: Hermann Schilli (1896–1981), in: Badische Heimat, Heft 1. Freiburg i. Br. 1982, S. 119–122 (Foto S. 120).

30 Oberbaudirektor Dr.-Ing. Joseph Schlippe, Freiburg i. Br., Prof.
- Denkmalpflege des alten und Gestaltung des neuen Freiburg, in: Badische Heimat, Freiburg 1929, S. 95–111.
- Studienfahrten durch das südliche und mittlere Elsass, in: AHF-Tagungsbericht 1958, Münster i. W. 1959, S. 142–161.
- Freiburg einst und jetzt, in: Bad Heim. Freiburg 1959, 214–271.

31 Prof. Gustav Wolf, Leiter des Bauernhofbüros Berlin, 1939 nach Münster i. W., westfäl. Landesbaupfleger, Dr.-Ing. e.h.
- Haus und Hof deutscher Bauern Bd. 1 Schleswig-Holstein. Berlin 1940.

32 Dr. Josef Schepers (1908–1989), Münster i. W., wissenschaftl. Mitarbeiter des Landesamtes für Baupflege, später Direktor Freilichtmuseum Westfalen-Lippe in Detmold, Professor in Münster i. W.
- Das Bauernhaus in Nordwestdeutschland. Münster i. W. 1943. Neudruck Bielefeld 1978.
- Haus und Hof westfälischer Bauern. Münster 1860, 1973. 550 S.

33 Büdingen etwa in der Mitte Westdeutschlands liegend, um die Anreise unter den damaligen Umständen zu erleichtern. Dann wurde gewechselt zwischen Süd, Nord, Mitte und Grenzlagen bevorzugt, um Mitgliedern aus Nachbarstaaten die Teilnahme zu ermöglichen.

34 Niederschrift über die Tagung des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung in Burghausen a. d. Salzach vom 29. 6. bis 1. 7. 1951, S. 2.

35 Anfänglich als Niederschrift bezeichnet, ab 1954 Säckingen Bericht genannt. Mit Bd. 26 Jahrbuch für Hausforschung (Regensburg 1975), seit 1986 mit dem Hauptgegenstand der Tagung z. B. Hausbau in Lübeck, Bd. 35 als Obertitel. Seit 1989 Bd. 38 Schwäbisch-Hall im Jonas Verlag 3550 Marburg, seit Bd. 48 stabil kartoniert.
Für Bd. 51 lautete der Titel „Hausbau im Alpenraum, Bohlenstuben und Innenräume" Tagung Hall in Tirol, ISBN 3-89445-315-X und kostet EUR 30,–.
Es erschienen noch die Sonderbände „Hausbau im Mittelalter" und „Hauskundliche Bibliographie BzHf". Daneben laufen seit Februar 1982 Nr. 1 die Hauskundlichen ahf-Mitteilungen als aktuelles Bindeglied zu den Mitgliedern und sind bei Nr. 74 Februar 2009 angelangt.

36 Geworben wurde nie, doch durch die bis 1981 Bd. 32 Marburg abgedruckten Teilnehmer- und Mitgliederverzeichnisse, sowie gelgtl. Literaturhilfen, konnte man ersehen, wohin man sich begibt.

37 Z. B. das westfälisch-lippische in Detmold oder das rheinland-pfälzische in Komern.

38 Unmittelbar an der Bahnlinie Haslach-Gutach.

39 Träger war der Landkreis Wolfach, nach dessen Auflösung der Ortenaukreis, Sitz Offenburg.

40 Firstsul ist der alte Ausdruck in der Lex alemannorum und der Lex bajuvorum (s. Schilli Vogtsbauernhof Museumsführer. Kehl 1981, 6. Aufl., S. 32, 33). Heute unterscheidet man je nach Auflager zwischen Firstpfosten, Firstsäule und Firstständer. Im Schwarzwald sagt man dazu First- oder Hochsul, im Hotzenwald Frist- oder Hochstud. Die hier gezeigte ist 24/28 cm stark und 9,20 m lang. Beim grösseren Heidenhaus ist sie sogar 12 m lang an einem Stück.

41 Dazu ist Baden-Württemberg zu vielfältig. So haben wir außer dem Vogtsbauernhof die haus- und volkskundlichen Freilichtmuseen in Walldürn-Gottersdorf, Schwäbisch Hall-Wackershofen, Beuren, Kürnbach (Oberland) und Wolfegg, sowie Neuhausen.

42 „Universität" deshalb, weil hier 1564/65 ein Teil der Universität untergebracht war, als in Heidelberg die Pest herrschte. Der große alemannische Fachwerkbau ist 1495 erbaut.
Edmund Kiehnle: Das Eppinger Universitätsgebäude, in: Ruperto Carola, XII. Jg. Bd. 28 Dez. Heidelberg 1960, S. 318–326.

– Von der Mietskaserne zum Fachwerkmuseum „Alte Universität", in: Bericht über die AHF-Tagung in Landau 1973. Münster/Westfalen 1974, S. 215–219.

– Das Fachwerkmuseum in Eppingen (Kraichgau), in: Bauen mit Holz, 94. Jg., Dezember. Karlsruhe 1992. S. 985, 1034–1038.

43 Beim Arbeitsausschuß achtete man lange Zeit auf verschiedene Berufe und vor allem Wohnsitz in verschiedenen Gegenden bzw. ob jedes Bundesland vertreten ist.

44 Prof. Bruno Schier kam aus Prag über Leipzig nach Münster i. Westf. Als er 1966 Ehrenvorsitzender des Arbeitskreises wurde, hatte er zugleich den Vorsitz der Sektion Hausforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V. inne.

– Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa. Beitrag zur sudetendeutschen Volkskunde, 21 Reichenberg 1932.

– Das deutsche Haus, in: Adolf Spamer (Hg). Die Deutsche Volkskunde. Leipzig 1934. 1. Band, S. 477–534. Bildteil dazu im 2. Bd. Leipzig 1935, S. 381–427.

45 Karl Brunne (1908–1973), Stadtbaurat a. D., kam aus Elbing nach Kriegsgefangenschaft 1947 nach Hemmerde/Kr. Unna, dort Freier Architekt, 1953 Landesbaupfleger in Münster/Westf. als Nachfolger Prof. G. Wolfs, 1969 Lehrauftrag Techn. Universität Hannover, 1972 Goldmedaille der Stadt Bergkamen.

46 Dr. Goer war Konservator und Lehrbeauftragter für Denkmalpflege. Er ist jetzt als Prof. und Landeskonservator Leiter der Abt. I Bau- und Kunstdenkmalpflege des Landesamtes für Denkmalpflege in Esslingen a. N.

47 Seit Oktober 2006: ahf Geschäftsstelle c/o Landesamt für Denkmalpflege, Berliner Str. 12, 73728 Esslingen am Neckar. Tel. 07 11-90 44 51 70.
Dr.-Ing. Freckmann, Leiter des rheinisch-pfälzischen Freilichtmuseum Bad Sobernheim/Nahe, war lange zuständig für Schriftverkehr und Kassenwesen.

– Das Bürgerhaus in Trier und an der Mosel. Tübingen 1984.

48 Um die durch die Agrarreform bedrohten ländlichen Altbauten erforschen zu können und sich wissenschaftlich austauschen zu können, bildeten die in der ehem. DDR tätigen Hausforscher den Arbeitskreis für Haus und Siedlungsforschung (AHS). Es bestanden wenige Doppelmitgliedschaften, aber Verbandskontakte zum Westen gab es nicht.

49 Prof. Hermann Schilli, Freiburg im Breisgau, Prof. Dr. Otto Basler, Freiburg und Dipl.-Ing. Arch. Edmund Kiehnle, Eppingen

– ahf Mitteilungen 49, Jan. 1997, S. 2.
Im ganzen Südwesten wohnen 32 AHF-Mitglieder, davon in Baden 14.

50 Die drei Professoren waren Dr. Otto Basler, Zell-Riedle bei Offenburg, Hermann Schilli, Freiburg i. Br., Reg, Baumst. Anton Elsaesser, Karlsruhe-Durlach, außerdem Stadtbaumeister Edmund Kiehnle, Eppingen.

51 Dr. Otto Basler (1892–1975), Univ. Bibliothekar in Freiburg, Berlin und München, 1937 leitender Bearbeiter des vierbändigen Großen Duden, 1944–1958 Professor der Germanistik und Dekan der philosophischen Fakultät der Universität München, danach als Sprachgeschichtler und Volkskundler Hon. Prof. an der Universität Freiburg i. Br., konnte in hohem Alter noch wunderschön und lebendig Kurzreferate in alemannischer Mundart halten.

52 Das waren Dr. Anne Barbara Platz-Elsaesser (aus Karlsruhe), Oberregierungsrätin Remagen-Oberwinter und Edmund Kiehnle

53 Hier folgen wir der Darstellung von Prof. Oskar Moser, Graz, bei der AHF-Tagung 1985 in Krems, Niederösterreich.

– Das Bauernhaus und seine landschaftliche Entwicklung in Kärnten. Kärntner Museumsschriften 56. Klagenfurt 1974.

Einige Literaturhinweise

Friedrich Eisenlohr (Hg.) u. F. Federle: Holzbauten des Schwarzwaldes. Carlsruhe 1853.

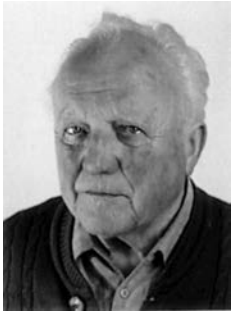
Verband Deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine: Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und seinen Grenzgebieten. Dresden 1906.

Verkleinerter Nachdruck in einem Band Augsburg 2000. ISBN 3-8289-2362-3.

Adolf Bernt: Deutsche Bürgerhäuser. Tübingen 1968. Übersichtsband zur Reihe „Das deutsche Bürgerhaus“, in der 1979 Ossenberg, „Das Bürgerhaus in Oberschwaben“, 1986 Ossenberg, „Das Bürgerhaus in Baden“, u. a. m. erschienen sind (s. a. Anm. 24).

Edmund Kiehnle; Linzgau – Schwäbisches Oberland. Eine hauskundliche Fahrt durch das Land nördlich des Bodensees. In: Bericht über die Tagung des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung in Husum 1970. Münster i. W. 1971, S. 117–134, 135–152.

– Zur Hauskunde in Nordbaden. Ein Beitrag zur Hausforschung im nördlichen Baden-Württemberg, in: Bericht über die Tagung in Eschwege 1971, Münster i. W. 1972, S. 143–156, 157–183.
– Bauern- und Bürgerhäuser im Nordbadischen, in: Badische Heimat H. 3. Freiburg i. Br. 1982, S. 365–385 u. Titelbild.
– Häuser im Bodenseegebiet. Hegau–Linzgau–Schwäbisches Oberland, in: Ekkhart der Badischen Heimat. Freiburg i. Br. 1984, S. 151–168.



Anschrift des Autors:
Edmund Kiehnle
Joh.-Kleinheis-Straße 24
75031 Eppingen

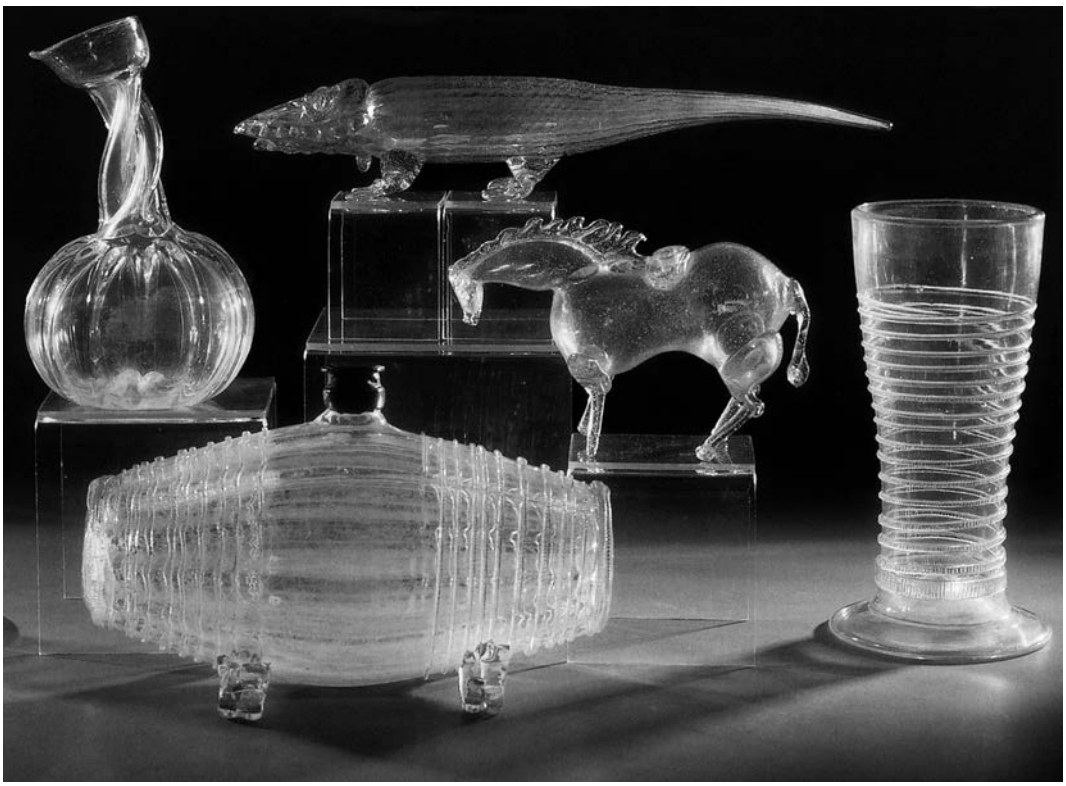
Kurt Pittrof

Kunstvolle Gläser im Südwesten Deutschlands

Ein Beitrag zur Glasgeschichte

Das Glas … fängt das Licht ein und spielt mit ihm, aber es hält es nicht auf. Es vollbringt das Wunder von erstarrter Luft und von trockenem Nass. Der Glasbläser … flößt dieser Traummaterie Leben ein und schenkt ihr mit unglaublicher Geschicklichkeit die verschiedensten Formen. Sie passt sich all seinen Launen an, bläht, dehnt und rundet sich nach seiner Phantasie. Geheimnisvolle Künste verleihen ihr die schillernden Farben des Regenbogens und der seltensten Edelsteine, die Adern des Marmors, die Trübung der Wasser, den Dunst der Wolken, die Glut der Morgenröte. In den Händen anderer Schöpfer lässt es sich schleifen wie Stein, ziselieren wie Silber, stechen wie Kupfer, bemalen wie Leinwand und emaillieren wie Porzellan.

Gateau, Die Glaskunst



Süddeutsches Formglas in Gestalt von einem Krokodil, einem Vexiergefäß (Pferd), einem Schnapsfass mit Zinn-Verschraubverschluß, einem Bandwurmglas und einem Kuttrolf. Mit Ausnahme des grünstichigen Pferdes sämtliche Gläser farblos. Frühe Produktion wohl aus dem Schwarzwald, 17. Jh.

Katalog Dr. Fischer/Heilbronn Nr. 120

I.

Überall, wo Kies und Sand für die Glasschmelze sowie Holz zur Bereitung der Pottasche und für die Befeuerung der Schmelz- und Kühlöfen reichlich vorhanden war, entstanden bereits im Mittelalter Glashütten. Die damals noch kaum erschlossenen Wälder erfuhren durch das Glasgewerbe eine sinnvolle Nutzung, die Siedlern Arbeit und Brot gaben und zum Ausbau des Landes wesentlich beitrugen.

Ein wichtiges Gebiet für die Glaserzeugung war der südliche Schwarzwald, in dem nach bisherigen Forschungen etwa 90 Glashütten entstanden und nach der Erschöpfung der Holzvorräte wieder abgebaut worden sind[1]. Die Glaserzeugung wurde vor allem von den Klöstern gefördert, die damit ihre Einnahmen verbessern, aber auch die Besiedlung des Berglandes vorantreiben konnten. Ein gut dokumentiertes Beispiel ist das uralte Benediktinerkloster St. Blasien, das als große Territorialmacht in Süddeutschland und in der Schweiz von erheblicher religiös-kultureller und auch wirtschaftlicher Bedeutung für die Entwicklung des Landes war.

Oberhalb des Klosterhofes von St. Blasien hatte im Albtal bereits 1424 eine Hütte den Betrieb aufgenommen. Von 1480 bis etwa 1515 war eine Glashütte in Bernau am Weg nach Todtmoos tätig. Im Blasiwald bestanden Glashütten im Habsmoos, von 1579 bis 1664 in Muchenland, von 1664 bis 1685 in Althütte, von 1685 bis 1716 im Windbergtal und von 1716 bis 1878 in Äule. Diese Hütte war wohl die bedeutendste auf dem Territorium des Klosters. 1685 hatte der Abt Roman mit Glasmeistern einen fünfzigjährigen Pachtvertrag geschlossen. Auf Grund des großen Holzverbrauchs wurde 1716 die Hütte vom Windberger Hof nach „Unterkrummen“ bzw. in die „Hintere Aha“ verlegt. Nach der Säkularisation zu Anfang des 19. Jh. ging die Hütte in den Besitz des Großherzogtums Baden über. 1850 kauften einige Glasmeister die gepachtete Hütte dem Staat für 14 000 Gulden ab. Es war kein gutes Geschäft, denn sie wurde unrentabel und mußte 1878 den Betrieb einstellen[2]. Heute sind untrügliche Zeichen für ehemalige Hüttenstandorte Freiflächen, die zur Holzgewinnung im engeren Umkreis der Hütten entstanden und nach deren Abwanderung oder Schließung von der nachfolgenden Landwirtschaft zu Weidezwecken übernommen worden sind. In der näheren Umgebung von St. Blasien finden sich am Windberghof, in Unterkrummen, am Glashof westlich der Glashofsäge und in Äule solche Hinterlassenschaften des früheren Glasgewerbes. Auch die zahlreichen weiteren Orts- und Flurbezeichnungen weisen auf alte Standorte von Glashütten hin.

Die Hütten versorgten hauptsächlich das Kloster und die nähere Umgebung, bald aber auch entferntere Gegenden mit dem erzeugten Glas. Ursprünglich waren es die Glasmacherleute selber, die ihre Erzeugnisse absetzten. Die im Laufe der Zeit gesteigerte Produktion zwang zur Erschießung neuer Absatzgebiete, die außerhalb des Schwarzwaldes lagen. Zu den Bergleuten, Köhlern, Flößern, Uhrmachern, Uhrenschildermalern, Schindel- und Glasmachern trat ein neuer Dienstleistungsstand, der den Transport der Glaswaren in die fernen Absatzgebiete übernahm. Die Glas-

Abb. 2: Kaiser Franz I. übergibt das Kloster St. Paul an Fürstabt Berthold Rottler. Gemälde von J. B. Höchle (Ausschnitt). St. Paul
Ausstellungskatalog „Das tausendjährige St. Blasien“

Vier Vasen aus der Serie „Myra-Kristall“ der Württembergischen Metallwarenfabrik, Geislingen, um 1930.
Karl Wiedmann. Farbloses Glas, gelb oder bläulich gebeizt und matt gebrannt.
Katalog Dr. Fischer, Nr. 138

träger bildeten durch ihre Organisationsform und zunftmäßige Ordnung mit ausgeprägten Familienbindungen einen eigenen Stand, der die zerbrechliche Ware ungeachtet aller Gefahren und Schwierigkeiten über weite Strecken beförderte. Es bildeten sich Glasträger-Compagnien mit getrennten Absatzgebieten in der Schweiz, im Elsaß, in Württemberg, in der Pfalz und in Schwaben. Sie hatten in diesen Absatzgebieten feste Niederlassungen[3]. Man macht sich heute kaum eine zutreffende Vorstellung davon, wie mühevoll und beschwerlich die Transporte mit den „Krätten“ auf dem Rücken der Glasträger damals gewesen sind. Auf dem Heimweg in den Schwarzwald transportierten sie nicht minder schwere Lasten mit Waren, die in ihren abgelegenen Gebirgsorten nicht erhältlich waren. Auch als Überbringer von Nachrichten spielten die Glasträger eine wichtige Rolle.

Auf die Dauer verschlechterten sich die Standortbedingungen der Hütten im Schwarzwald. Andere Glasgebiete profitierten insbesondere von den neuen Verkehrsverbindungen, die z. B. die Umstellung der Befeuerung der Öfen vom Holz auf die billigere Kohle erleichterten. Auch erwies sich die Konkurrenz des maschinell erzeugten Pressglases gegenüber der traditionellen Handarbeit als ruinös. Schließlich hat die Erhöhung der Einfuhrzölle in der Schweiz als dem wohl wichtigsten Abnehmerland die Absatzsituation weiter erschwert. Die Hütten mußten nach und nach ihren Betrieb einstellen, als letzte Hütte löschte die in Äule i. J. 1878 die Feuer. Heute erinnern nicht nur Freiflächen, Orts- und Flurnamen sowie die Funde von Glasscherben an die früheren Standorte von Glashütten. Im Zeichen neu erwachten Geschichtsinteresses entstand in St. Blasien in unmittelbarer Nähe des Klosters ein „Glasgarten“ und in Äule ein Informationsstand, die einen guten Eindruck von der jahrhundertealten Prägung der Landschaft und der Lebensverhältnisse ihrer Bewohner vermitteln. Auch die vielen Wegschilder mit der Bezeichnung „Glasträgerweg“ und die Einrichtung eines solchen Weges mit dem Ausgangspunkt Todtnau/Aftersteg und dem Endpunkt Laufenburg erinnern an die heimische Glaskultur. Vor allem bewahren manche Heimatmuseen wie die in Todtmoos und Grafenhausen die Zeugnisse alter Handwerkskunst in Gestalt von geblasenen, geschliffenen, gerissenen, gravierten oder bemalten „Guttere“ (Glaskrüge), Trinkgläsern, „Schnapsbuddele“, Karaffen, Väschen, Öllämpchen und anderem Gebrauchsglas.

II.

Den Äbten von St. Blasien unterstand nicht nur ein berühmtes Kloster, sie waren seit 1666 auch Vorsitzende des Vorderösterreichischen Prälatenstandes und seit 1746 Fürstäbte mit einem ausgedehnten, wenn auch zersplitterten Territorium. Als solche nahmen sie wichtige und vielfältige Aufgaben wahr, die nicht zuletzt eine angemessene Repräsentation erforderten. Die dafür bestimmte Hofhaltung orientierte sich am Aufwand anderer weltlicher und geistlicher Herrschaften, und St. Blasien als eine der wohlhabenden Abteien blieb tatsächlich weder in ihrer äußeren noch ihrer inneren Ausstattung hinter den vergleichbaren Zentren

zurück. Eindrucksvoll veranschaulichten dies zwei große Ausstellungen „Das tausendjährige St. Blasien – zweihundertjähriges Domjubiläum“ i. J. 1983 in der Domstadt und „Landesausstellung St. Paul 1991 – 900 Jahre Benediktinerstift“ im Lavanttal in Kärnten. Die glanzvollen Kirchengeräte, Gemälde, Skulpturen, Archivalien, Medaillen, Folianten und anderen Ausstellungsstücke stammten ursprünglich durchweg aus St. Blasien. Nach dem Übergang an den Badischen Staat als Folge der Säkularisierung wanderten die Mönche mit ihnen auf einem gewaltigen Wagenzug zuerst nach dem für sie geräumten Chorherrenstift Spital am Phyrn und dann dank der Entscheidung Kaiser Franz I. nach St. Paul in Kärnten. Unter den Kunstgegenständen, die die Gefahren der langen Wege überstanden haben, befanden sich auch Reste von Tafelservicen, die zu den schönsten der Glaskunst gehören; sie sind zugleich Zeugnisse der hohen Geschmackskultur am Hofe der Fürstäbte von St. Blasien[4].

III.

Eine zentrale Rolle bei Glasaktivitäten im Südwesten kommt den temporären oder ständigen Ausstellungen von kunstvollem Glas in Freiburg bis zum Beginn der Umbauarbeiten am Augustinermuseum zu. 1984 konnte das Museum in einer Sonderausstellung die Arbeiten von Nora Ortlieb (1904–1984), 1985 die von Karl Wiedmann (1905–1992) und 1987 die von Konrad Habermeier (1907–1992) würdigen. Alle waren Meisterschüler des Stuttgarter Glaskünstlers Wilhelm von Eiff (1889–1979). Einer der Höhepunkte war die Ausstellung moderner Gläser dieses Künstlers, den Gustav E. Pazaurek, der Leiter des Stuttgarter Landesgewerbemuseums, den bedeutendsten Glaskünstler seiner Zeit nannte. Sie alle waren Mitschöpfer einer neuen Stilrichtung, die den vorangegangenen Jugendstil überwand. Waren die artifiziellen, oft bizarren Jugendstilformen auf dekorative Wirkungen bedacht gewesen, so sollte der neue Stil seine Schönheit aus der konstruktiven Zweckmäßigkeit und der Sachgerechtigkeit der Gefäßform beziehen. Parallel zum Expressionismus in der Malerei und der Skulpturkunst schufen manche der Künstler plastische Gebilde, auf die sie leicht verfremdete Gravuren setzten. Auch Porträts reizten einige der begabten Künstler. Auf dieser Linie lagen auch die expressiven Arbeiten, die der tschechische Künstler Jirí Harcuba in der Freiburger Filiale der Deutschen Bank präsentierte. Die Ausstellungen waren Pionierleistungen moderner Glaskunst und im übrigen Anlaß, die Fachtagung der Deutschen Glastechnischen Gesellschaft i. J. 1990 nach Freiburg zu legen.

Aristide Colotte, Nancy um 1926–1927
Leicht grünliches Glas, zu einer Platte gegossen. Rückseite im Gesichts- und Halsbereich durch Schälschliff überarbeitet und teilweise poliert, Profil aus der Platte geschliffen, Gesichtszüge in rauhem bis feingemachtem Hochschliff modelliert, Reliefkanten anpoliert. Bez.: auf der Vorderseite, rechts unten, nadelgeätzt: „COLOTTE PIECE UNIQUE“.
H. 29,3 cm, B. 22,3 cm, T. 2,0 cm. Katalog Dr. Fischer, Nr. 138

Eine Rückschau auf den überwundenen Jugendstil (ca. 1890–1910) bot die Präsentation der Sammlung des Sologeigers und Konzertmeisters an der Berliner Deutschen Oper Giorgio Silzer. Nach dem letzten Weltkrieg zunächst verpönt und auf den Auktionsmärkten unterbewertet, fand der Jugendstil in den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts eine Anzahl von Liebhabern, die sich von der Farbenvielfalt, dem Formensinn und der unerhörten Kunstfertigkeit, mit der die Schöpfer

Abb. 5: Schale und Tischlampe von Daume Fréres, Nancy, um 1910. Farbloses Glas mit Pulvereinschmelzungen in Orange, Geätzter Dekor mit Blüten, Blättern und Gräsern. H. 13,5 bzw. 37 cm. Katalog Dr. Fischer, Nr. 138

dieser Gläser am Ofen tätig gewesen sind, angezogen fühlten. Es waren hauptsächlich die Franzosen in Nancy, aber auch die Glasmacher aus dem südböhmischen Klostermühle, die mit ihren Bravourstücken das Niveau der Kollektion von Giogio Silzer bestimmten. Leider konnte das Augustinermuseum die ihm angebotenen 732 Gläser aus finanziellen Gründen, aber auch wegen des Umbaus des alten Klostergebäudes, nicht erwerben. So wanderten sie in das bekannte Versteigerungshaus Dr. Fischer in Heilbronn, wo sie bis zum letzten Glas verauktioniert wurden – als ein untrügliches Zeichen der wiedergewonnenen Wertschätzung von Gläsern dieser Stilrichtung. Als Verfasserinnen der wichtigen Kataloge zu diesen Ausstellungen machten sich Eva Schmitt und die gegenwärtige Direktorin des Augustinermuseums, Maria Schüly, verdient[5].

Unsere Wanderung auf Glaspfaden legt nun in Baden-Baden eine Rast ein, und wir erinnern uns an eine andere aufgelöste Sammlung, die des Industriellen Helfried Krug. Er ließ sie in zwei fulminanten Katalogen von Prof. Brigitte Klesse, der Direktorin des Kölner Kunstgewerbemuseums, kommentieren und bibliophil ausstatten[6].

Diesmal war es London, wo die Kollektion versteigert wurde. Ein Teil der gläsernen Schätze war böhmischer Herkunft und böhmische Glasfachleute waren es auch, die im 19. Jh. in Baden-Baden ein Saisongeschäft betrieben und den Kurgästen Bade- und Andenkengläser angeboten haben. Die Nordböhmen Gürtler, Josef Hofmann, Clemens Rasch und Franz, Eduard und Josef Pelikan schufen Glasgravuren von Kuranlagen, Rheinischen Burgen und anderen Veduten, die bis heute zum beliebten Angebot von Antiquitätengeschäften und Auktionshäusern gehören. Einige von ihnen wurden auch versteigert, als das bekannte Londoner Auktionshaus die riesigen Mengen von Einrichtungs- und Kunstgegenständen aus dem Besitz des Markgrafen von Baden im Jahr 1995 auf dem neuen Schloß unter den Hammer brachte.

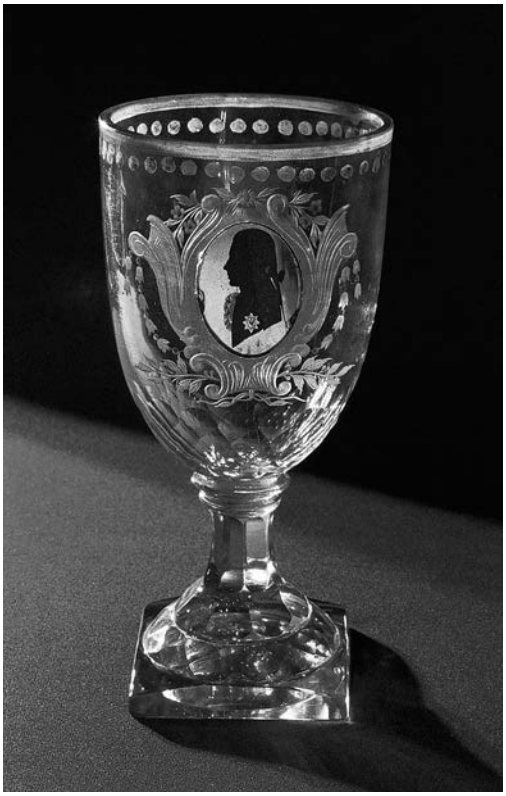
Ein paar Kilometer nördlich vom Ort der einwöchigen Auktion steht das Schloss Favorite, die Lieblingsschöpfung Sibylla Augustas, Gemahlin des „Türkenlouis“ und böhmische Prinzessin aus dem reichen Haus Sachsen-Lauenstein. Aus ihrer Heimat brachte sie Gläser mit, die zum Teil dort gezeigt werden. In seiner Leuchtkraft und Durchsichtigkeit steht das Glas im Kontrast zur schweren barocken Einrichtung und den dunklen Ledertapeten des wohlerhaltenen Ambientes.

An der nach den Franzoseneinfällen neu erstellten Residenz der katholischen Linie Baden-Baden in Rastatt vorbei geht der Weg in die frühere Landeshauptstadt Karlsruhe, wo die andere Linie, die evangelische Baden-Durlach, residierte. Lohnte sich in der Favorite die Sicht auf barockes Glas, so im Karlsruher Schloß, jetzt Landesmuseum, das Studium von Glas des 19. Jahrhunderts[7]. Die Leihgabe des Versandhausbesitzers Heinrich Heine besteht vor allem aus Gläsern mit transparenter

Bemalung aus Dresden, Wien, Berlin und Böhmen mit so bedeutenden Autoren wie Vater und Sohn Mohn und vor allem von Kothgasser, die Herz und Auge erfreuen. Eine Sonderform des Glasschnitts und der Bemalung der Biedermeiergläser sind Porträtgläser. Sie dienten der bekannten Glasforscherin Sabine Baumgärtner für ihr Buch über Porträtgläser als reiches Anschauungsmaterial[8].

Einen die Stilepochen umgreifenden Bestand an kunstvollem Glas bietet das Alte Schloß in Stuttgart, das durch den spektakulären Erwerb der Sammlung von Ernesto Wolf in die erste Reihe europäischer Glasmuseen trat. Der Sammler Ernesto Wolf (1918–2003) war gebürtiger Stuttgarter, dessen Vater in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begann, altes Glas zu sammeln. Er ließ sich dabei von Gustav E. Pazaurek, seit 1906 Direktor des kgl. Landesgewerbemuseums in Stuttgart, beraten. Pazaurek war gebürtiger Prager und zunächst Kustos des Reichenberger Gewerbemuseums, bevor er in die Württembergische Residenzstadt berufen wurde. Dort widmete er sich vor allem dem Aufbau einer schon damals bemerkenswerten Glassammlung, war aber auch als Erforscher, besonders des böhmischen Glases, höchst erfolgreich. Seine schriftstellerische Tätigkeit war stupende. Mehr als 600 Aufsätze über viele Zweige des Kunstgewerbes stammten von ihm. Sein Buch „Gläser der Empire- und Biedermeierzeit“ von 1923 gilt bis heute als das Standardwerk zum Glas jener Epochen[9]. Pazaurek war es, der der Privatsammlung von Vater Alfred Wolf die Richtung und den hohen künstlerischen Anspruch gab.

Dem Sammeleifer setzte die Weltwirtschaftskrise und sodann die Emigration der Familie Wolf bald ein Ende. Es gelang aber, die zerbrechlichen Gläser auszulagern und im Wesentlichen unbeschädigt nach Sao Paulo, der großen brasilianischen Wirtschaftsmetropole, zu verbringen. Nach dem Zweiten Weltkrieg begann der wirtschaftlich erfolgreiche Sohn, die Kollektion seines Vaters systematisch zu mehren und auszubauen. Die Zeitumstände dafür waren günstig: Viele Emigranten boten ihre aus Europa mitgebrachten Gläser einem relativ kleinen Kreis von Interessenten zum Kauf an. Ernesto Wolf nutze dies,



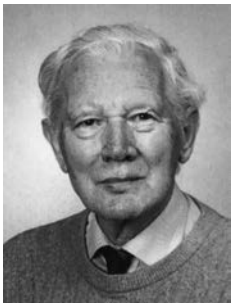
Pokal von Johann Sigismund Menzel, um 1800. Einsatzmedaillon mit dem Silhouettenporträt des Königs Friedrich Wilhelm II. Preußen. Geschnittene Dekoration.
Katalog Dr. Fischer, Nr. 125

um eine Kollektion von höchster Qualität zusammenzutragen. Den Großteil der Objekte stellte Ernesto Wolf erstmals i. J. 1987 einer überraschten Öffentlichkeit in Köln vor. Seither gab es Bestrebungen, die Sammlung für Deutschland zu gewinnen, in die Heimatstadt der Familie Wolf zu überführen und mit den Glasbeständen des Württembergischen Landesmuseums zu vereinigen. Sie führten zum vollen Erfolg. Nach der Herrichtung und Einrichtung des Untergeschosses des Museums nach neuesten museumstechnischen Erkenntnissen präsentiert sich die im Frühjahr 2005 eröffnete Sammlung als eine der weltweit bedeutenden Kollektionen der Glaskunst. Sie reicht von den Anfängen der Glasmacherkunst in Mesopotamien im 15. Jh. vor Chr. über ägyptische Gefäße aus der ersten Hochblüte dieses Kunsthandwerks zu farbenprächtigem Hohlglas aus hellenistischer und frührömi-

scher Zeit bis in die europäische Blütezeit mit den subtilen Erzeugnissen Venedigs und weiter zu einigen Beispielen von hervorragend geschnittenem (gravierten) Glas. Ein leider zerbrochenes Spiegelglas mit dem Bildnis des Herzogs Friedrich von Württemberg mit Tiefschnitt und Diamantriss, wohl von Caspar Lehmann, aus dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts, ist eines der wenigen ganz frühen Zeugnisse vom Wiedergewinn dieser schon im Altertum entwickelten, dann aber in Vergessenheit geratenen Dekorationsweise. Neben geschnittenem Glas fallen die voluminösen Gläser mit Emailbemalung auf. So stellt die Sammlung einen Reichsadlerhumpen von 1582 mit der Darstellung „Das Heilige Römische Reich Sampt seinen Gliedern" oder einen 43,8 Zentimeter hohen Kurfürstenhumpen von 1606 mit der Darstellung des thronenden Kaisers mit den Reichsinsignien und dem Reichsadler, flankiert von den sieben stehenden Kurfürsten mit ihren Wappen und Beischriften vor. Ein gutes Jahrhundert später verfertigte Ignaz Preissler auf der böhmisch-schlesischen Herrschaft Kronstadt seine berühmten Gläser mit Schwarzlotbemalung, von denen u. a. ein Deckelpokal um 1725, ein Deckelbecher mit Schiffsszenen, eine Deckelschale mit Chinoiserien von 1730, ein Becher mit einer Keilerjagd die künstlerische Ausnahmestellung von Vater und Sohn Preissler belegen. Die Sammlung gläserner Kostbarkeiten wird von den zahlreichen Zwischengoldgläsern – eine Spezialität aus der Zeit zwischen 1720 und 1755 – sowie von Gläsern des aus dem Riesengebirge stammenden Glaskünstlers Sigismund Menzel bereichert, der z. B. einen Pokal mit dem Porträt des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preussen beisteuert. Den zeitlichen Abschluß der Präsentation bilden die Gläser des Wiener Porzellan- und Glasmalers Anton Kothgasser; es handelt sich um transparent bemalte Ranftbecher mit Ansichten von Kirchen, Schlössern, Plätzen und gefühlvollen Sujets aus der Zeit des frühen Biedermeier. Ein ausführlicher Katalog sorgt für die wissenschaftliche Dokumentation und reiche Illustration der sehenswerten Sammlung. Sie rundet den überaus großen Bestand von wahrhaften Kulturdenkmälern im Südwesten Deutschlands wirkungsvoll ab.

Anmerkungen

1 Der Glasträgerweg. Auf den Spuren der Glasträger durch den Südschwarzwald. Hgb.: Planungsteam Glasträgerweg. Freiburg 2001. S. 15.
2 Glashütten im Hoheitsgebiet von St. Blasien. In: Das tausendjährige St. Blasien. 200-jähriges Domjubiläum. Ausstellungskatalog Band II S. 83/84. Metz, Rudolf: Bergbau, Hüttenwesen und gewerbliche Unternehmungen.
3 Wie Fn. 1, S. 22 ff.
4 Wie Fn. 2, Band I S. 354. Bearb. Helge Siefert.
5 Kat. Eva Schmitt, Maria Schüly: Nora Ortlieb – Glaskunst. Augustinermuseum Freiburg. Waldkirch 1984.
Kat. Maria Schüly: Konrad Habermeier. Künstlerische Glasveredelung und Design. Augustinermuseum Freiburg. Waldkirch 1987.
Kat. Eva Schmitt, Maria Schüly: Karl Wiedmann – Glastechnik und Kunsthandwerk. Augustinermuseum Freiburg. Waldkirch 1985.
Kat. Maria Schüly: Glas ist der Erde Stolz und Glück, Wilhelm Eiff und seine Schule. Augustinermuseum Freiburg. Waldkirch 1989.
Kat. Eva Schmitt: Jirzí Harcuba, Porträtschnitte 1951–1990. Augustinermuseum Freiburg. Waldkirch 1989.
6 Klesse, Brigitte: Glassammlung Helfried Krug. Bonn 1973.
7 Baumgärtner, Sabine: Edles altes Glas. Die Sammlung Heinrich Heine. Karlsruhe 1972. 2. Aufl.
8 Baumgärtner, Sabine: Porträtgläser. Das gläserne Bildnis aus drei Jahrhunderten. München 1981.
9 Pazaurek, Gustav E./Philippovich, Eugen von: Gläser der Empire- und Biedermeierzeit. 2. Aufl. Braunschweig 1976.



Anschrift des Autors:
Kurt Pittrof
Klingnauer Straße 1
79837 St. Blasien

Fred Wehrle

Die Markgräfler Tracht – eine beliebte badische Volkstracht

Einleitung

Was haben die Menschen vor rund 300 Jahren für Kleidung getragen? Bei den Gedanken dazu überlegen wir, wie die Vorfahren z. B. gekocht und gewaschen haben, wie die Urahnen einst die Ernte einbrachten oder im Wald arbeiteten. Alter Hausrat wird gesammelt, liebevoll gepflegt, oft auch wieder funktionsfähig gemacht und voll Stolz gezeigt und vorgeführt. Dabei wird allerdings zumeist an einem recht idealisierten Bild der „guten alten Zeit“ gestrickt. In der Realität wird das Leben unserer Altvorderen aber sicher nicht so einfach und schön gewesen sein. Ein wichtiger Aspekt bei all diesen Überlegungen, wie es denn früher so war, ist aber auch die Frage der damaligen Kleidung. Bauer und Bäuerin waren zum Teil mit der Herstellung ihrer eigenen Kleidung selber beschäftigt. Selbst gepflanzter Flachs und Wolle aus dem eigenen Schafstall verarbeiteten sie nach vielen mühevollen Arbeitsgängen schlussendlich am eigenen Webstuhl oder Spinnrad. Dieser aufwändige Prozess beschäftigte unsere Vorfahren einen großen Teil ihres Lebens. Nicht nur für die gute Kleidung, auch für die normale Werktags- und Arbeitskleidung musste gesorgt werden. Für diejenigen, die sich die Stoffe dazu besorgen mussten wurde vorgeschrieben, möglichst billige Ware einzukaufen. Nur dem Adel und den reicheren Bürgern waren die besseren und wertvolleren und damit auch teureren Produkte vorbehalten.

Wenn man sich nun mit der Thematik Markgräfler Tracht beschäftigt, muss man weit in der Geschichte zurückgehen. Jedermann weiß in etwa, wie die Menschen im Mittelalter gekleidet waren. Trachten, wie man sie heute verschiedentlich bei uns sehen kann, gab es im Mittelalter noch nicht. Die Stellung und der Rang einer Person, sowie von der jeweiligen Herrschaft erlassene Kleiderordnungen bestimmten darüber, wie sich die Menschen zu kleiden hatten. In den einfachen Bevölkerungsschichten hatten sich noch keine wesentlichen Unterschiede in der Kleidung gebildet. Selbst die ältesten uns bekannten Trachten gehen nicht über die Mitte des 15. Jahrhunderts hinaus. Die sogenannten Stadttrachten unterlagen im Wesentlichen dem Einfluss der byzantinischen, spanischen oder französischen Mode. Erst im Laufe der Zeit und nach Beendigung des leidvollen Dreißigjährigen Krieges bildete sich langsam ein Selbstbewusstsein in den bäuerlichen Bevölkerungsschichten heraus, was sich auch in einem größeren Schmuckbedürfnis der Menschen äußerte. Trachten entstanden also meist erst in der zweiten Hälfte des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhundert als Ausdruck des gestiegenen ländlichen Regionalbewusstseins. Dabei wurden manchmal aber auch einzelne Elemente aus früheren modischen Einflüssen übernommen, wie z. B. bei der Männerkleidung der Hauensteiner Tracht (Hotzentracht) die Halskrause am „Kröshemd“, die zweifellos aus der spanisch höfischen Mode übernommen wurde. Das Volk war bestrebt, ihre Kleidung den eigenen Bedürfnissen, dem Klima oder besonderen landschaftlichen Umständen anzupassen. Denken wir hier an die großen Trachtengebiete der Backenhaube im Hochschwarzwald, die Fellmützen der Männer auf der rauen Baar oder eben das große Verbreitungsgebiet der verschiedenartigen Flügelhauben in der offenen Rheinebene. Ebenso wollte man auch eine Abgrenzung des einfachen Bürgers gegen die höheren Stände und den Klerus. Trotzdem waren auch in dieser Zeit

Handkolorierte Lithographie von Alexandre Lacauchie. Darstellung der alten Form der Markgräfler Tracht (Vrenelitracht) mit einem Angehörigen des französischen Militärs Ende des 18. Jahrhunderts.

immer noch restriktive Kleiderordnungen an der Tagesordnung, z. T. sogar noch in verschärfter Formulierung. Die streitbare und erstarkte Schneiderzunft trug ebenfalls ihr Scherflein zum Regulierungsdickicht bei. Später im Laufe des 19. Jahrhunderts und nach Beendigung der Kleiderverordnungen wurden in manchen Gebieten die Trachten zugunsten städtischer Kleidung auch wieder aufgegeben. In den verbliebenen Trachtengebieten entwickelte sich erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Tracht zum Zeichen heimatlicher Gesinnung, dem sog. „Kleid der Heimat".

Das Verbreitungsgebiet der Markgräfler Tracht

In welchen Gegenden wurde nun die sogenannte Markgräfler Tracht getragen und warum ist das Verbreitungsgebiet doch so relativ groß? Dazu muss man sich zuerst eingehend mit der Territorial-Geschichte von Baden befassen. Entscheidenden Einfluss darauf hatte nämlich die jeweilige Herrschaftszugehörigkeit des in Frage kommenden Gebietes. Vor der Napoleonischen Zeit war das Gebiet Badens ja bekanntlich ein regelrechter Flickenteppich verschiedener Herrschaftsgebiete.

So bildet das Gebiet der Oberen Markgrafschaft Baden Durlach mit den ehemaligen Herrschaften Rötteln, Sausenberg und Badenweiler ein Stammgebiet und gleichzeitig auch das größte zusammenhängende Verbreitungsgebiet der Markgräfler Tracht. Auch die beiden südlichen u. nördlichen Enklaven Grenzach und Gallenweiler gehören dazu. Auf der Ost-West Achse bilden das Belchendorf Neuenweg und Gersbach bei Schopfheim und der kleine Ort Kleinkems am Rhein die äußersten Eckpunkte. Markgraf Karl hatte ja bekanntlich im Jahre 1556 für seine Herrschaftsgebiete den evangelischen Glauben verfügt, weshalb es sich historisch gesehen um eine evangelische Tracht handelt.

Von den nahe dem Rhein zu liegenden und früher zum Bistum Basel gehörenden kath. Ortschaften Istein, Huttingen und Schliengen z. B. ist bekannt, dass es dort früher eine eigene Tracht gab, die aber schon lange verschwunden ist und ein total anderes Aussehen hatte als die Markgräfler Tracht. Sie lehnte sich in auffälliger Weise den Trachten des Sundgaus an (bestickte weiße oder goldene Häubchen). In den Museen von Kandern und Lörrach werden einzelne Exponate dieser wunderschön bestickten Käppchen aufbewahrt. Auch in der früheren Zähringerstadt Neuenburg ist eine solche ähnliche Tracht bekannt (eine Originalkappe liegt im Stadtmuseum Neuenburg). In den zum vorderösterreichischen Territorium oder an verschiedene Adelsgeschlechter verliehenen Ortschaften, wie z. B. Bellingen, Rheinweiler, Bamlach oder auch Liel wurde die Markgräfler Tracht ebenfalls nicht getragen.

Nun aber wieder zurück zum Verbreitungsgebiet der Markgräfler Tracht. Weiter gehören nämlich die sogenannten unteren Vogteien der Herrschaft Badenweiler, wie Opfingen, Schallstadt, Wolfenweiler, Leutersberg, Tiengen, Mengen und die Enklave Haslach bei Freiburg/Brsg. zum Gebiet der Markgräfler Tracht dazu. Ein weiteres großes Gebiet bilden auch die sog. hochbergischen Gebiete im heutigen Landkreis Emmendingen wie z. B. die weitläufigen Gemeinden Freiamt und Ottoschwanden, dann Emmendingen, Teningen, Nimburg, Köndringen, Malterdingen, Sexau, Denzlingen, Vörstetten, Gundelfingen und andere. Auch

etliche weiter dem Kaiserstuhl und Rhein zu liegende evangelische Ortschaften wie z. B. Ihringen, Bötzingen, Eichstetten, Bahlingen, Oberschaffhausen, Bickensohl, Bischoffingen, Leiselheim, Königschaffhausen und etwas weiter nördlich Weisweil gehören dazu. Äußerst wichtig für die Festigung der Markgrafschaft war der Erwerb der Hälfte der Herrschaften Lahr und Mahlberg in Jahre 1442, wodurch ein Bindeglied zwischen dem südlichen breisgauischen Teil und dem nördlichen Gebiet gewonnen wurde. Dadurch sind auch die gemischt-konfessionellen Dörfer der ehemals Baden-Badischen Gebiete der Herrschaft Lahr-Mahlberg wie Kippenheim und Friesenheim sowie Broggingen, Tutschfelden und Wagenstadt Verbreitungsgebiete der Markgräfler Tracht. Auch die beiden ritterschaftlichen Dörfer Wittenweier und Schmieheim und einige Dörfer der ehemals nassauischen Herrschaft Lahr, wie Hugsweier, Dinglingen und Langenwinkel gehören dazu. Die Ortschaft Diersburg, schon bald vor den Toren der Stadt Offenburg gelegen bildet gleichzeitig die nördliche Abgrenzung der verschiedenen Verbreitungsgebiete der Markgräfler Tracht. In Diersburg hat der zur seit 1455 im Ort ansässigen Freiherrenfamilie Roeder gehörende evangelische Bevölkerungsanteil stets die Markgräfler Tracht getragen. So wurde die Hörnerkappe in der Gegend um Friesenheim im Volksmund auch allgemein „Diersburger Kappe“ genannt.

Eine Besonderheit bilden etliche dicht an den durch die Reformation im Jahre 1556 historisch bedingten Konfessionsgrenzen gelegene katholische Ortschaften, wie z. B. Wehr, Adelhausen, Inzlingen, Lörrach-Stetten oder auch Eschbach und Tunsel. In diesen genannten Ortschaften gab es etliche Großfamilien, die nachweislich die Markgräfler Tracht trugen. So sind z. B. im ehemals zum vorderösterreichischen Territorium gehörenden Ort Stetten (heute Ortsteil von Lörrach) Mitglieder des alten katholischen Geschlechts Engel und im kath. Ort Inzlingen Angehörige der seit dem 16. Jahrhundert dort ansässigen Familie Rüsch auf alten Bildern in der Markgräfler Tracht abgebildet. Die Gründe hierfür können nur vermutet werden. Die Annahme der Markgräfler Tracht in diesen Fällen wird sich wohl auf die Zeit nach der Säkularisation beschränken. Neuere Forschungen bestätigen diese Annahme. Das Erstarken des Badischen Staates und ein damit verbundenes Zusammengehörigkeitsgefühl, die Einführung einer neuen Gemeindeordnung im Jahre 1832, vielleicht auch die Badische Revolution sowie die starke Förderung der badischen Trachtenbewegung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch das großherzogliche Haus werden wohl hierfür Ursache sein. Die weitere Ankurbelung der Geschäftstätigkeiten von Seidenbandwebereien mit der damit verbundenen Einstellung von neuen Arbeitskräften mögen ebenfalls eine entscheidende Rolle für diese weitere Verbreitung der Tracht gespielt haben.

Von der alten „Vrenelitracht“ zur neueren Markgräfler Tracht

Der bekannte alemannische Dichter Johann Peter Hebel hat in seinem Gedicht „Die Wiese“, in dem er den Fluss durchs Wiesental in Gestalt einer weiblichen Person nämlich eines „Vreneli“ beschreibt, die damalige Tracht sinnig beschrieben. Als das „Vreneli“ nämlich den katholischen Teil des Tales hinter Hausen i. W. verlässt und ins „markgräfische Gebiet“ kommt, schreibt er dazu (in Auszügen):

„Halt mr e wenig still, i will di jetz lutherisch chleide;

Do ne grüene Rock; vom brait verbendlete Liibli
fallt bis zue de Chnödlenen abe Fältli an Fältli.

Gfallt dr die Chappe, wasserblaue Damast
un gstickt mit goldene Blueme?
Zieh dr Bendel a, wo in de Ricklene durgoht,
unter de Zupfe dure, du Dotsch, un über den Ohre
fürsi mit em Letsch un abe gegenem Gsicht zue!“

Damit hat der alemannische Dichter zwei wichtige Details der damaligen alten Markgräfler Tracht (Vrenelitracht) beschrieben, nämlich die Kopfbedeckung und den altertümlichen Zwickelrock.

Handkolorierter Kupferstich von Maler Louis Marie Lante' und Kupferstecher Georges Jacques Gatine, Paris 1827. „Vrenelitracht" in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Den wohl ältesten Hinweis zur sogenannten „Dotschchappe", wie die Kopfbedeckung zu dieser Zeit etwas schelmisch genannt wurde, findet man in der 1651 beginnenden Hutmacher-Zunftordnung der Herrschaften Rötteln und Badenweiler. Als der aus der Kanderner Hutmacherfamilie Bartenschlager stammende Johannes Bartenschlager im Jahr 1697 altershalber sein Handwerk quittierte, wurde diese Zunftordnung neu beschlossen. Es heißt hier u. a.: „Das Handwerk hat sich in aller Untertänigkeit höchlich zu beklagen, indem ein merklicher Abgang eingerissen, indem die alte Tracht meistens abgegangen, daß die Weibspersonen anstatt der vorher getragenen Hüte anjetzo insgemein seidene und andere Kappen tragen". Der „Letsch", wie die zur damaligen Zeit noch kleinen Schleifen an der Kappe genannt wurden, lag flach auf dem Kopf der Trachtenträgerin. Der Kappenboden war seitengleich mit schönen bunten Stickereien verziert. Auf einem um das Jahr 1700 gefertigten Gemälde der Verena Reinau geb. Sutter von der Kaltenherberge bei Tannenkirch im Markgräflerland ist eine solche alte Kappe jener Zeit gut sichtbar. Die Stellung und der überaus große Reichtum der Familie zur damaligen Zeit ließen es zu, dass uns aus dieser frühen Zeit ein solches Bilddokument vorliegt.

Ein für die normale Figur angefertigter sogenannter Zwickelrock (Zwickel = keilförmiger Stoffeinsatz) war im hinteren Teil in insgesamt 96 Falten gelegt, wozu 48 keilförmige Stoffstreifen zusammengenäht wurden. Die Stoffstreifen selber sind dann in Längsrichtung jeweils noch einmal abgenäht. An der oberen Kante beträgt die Breite der Stoffstreifen 10 cm, unten jeweils 12 cm. Durch drei diagonal an den Innenkanten des gefalteten Stoffes durchgezogene starke Fäden wurde die fächerartige Rückseite des Rockes verstärkt und zusammengehalten.

Das Zusammensetzen eines sogenannten Zwickelrockes war eine recht aufwändige Sache und erforderte oft das Können eines gelernten Schneiders. Dieses Kleidungsstück bildete schon immer das Grundelement einer jeden Tracht und war dadurch natürlich auch immerzu im Blickwinkel des jeweiligen Herrschaftsstabes. Nicht unerheblich war die wirtschaftliche Bedeutung dieses Kleidungsutensil für die um das Jahr 1750 langsam beginnende Industrialisierung (Manufakturen), da dafür naturgemäß auch am meisten Stoff verbraucht wurde. Nachdem der kaufmännisch denkende Landvogt Gustav von Wallbrunn im Jahre 1748 die Landvogteistelle des Oberamtes Lörrach übernommen hatte, gab es sogleich Bemühungen die Herstellung der verschiedenartigen Stoffe fabrikmäßig erfolgen zu lassen. Wallbrunn nahm sich vermutlich die wohlhabenden nachbarlichen Städte in der Schweiz zum Vorbild. Auch das badische Fürstenhaus unterstütze diese Gedanken nachhaltig und erste Werbeschreiben erfolgten bereits im Jahre 1750. Ein weiteres markgräfliche Schreiben vom 30. Oktober 1752 rief zur Gründung von Fabriken und Manufakturen auf und versprach sogar den noch zögerlichen und oft auch fremden Geschäftsleuten, welche sich in den Oberämtern Lörrach, Müllheim und Emmendingen ansiedeln wollten, den landesfürstlichen Schutz und weitreichende Erleich-

terungen. Dies ist umso bemerkenswerter, da ansonsten Markgraf Karl Friedrich mit Privilegien an Fabrikanten recht sparsam war. Diese Bemühungen hatten natürlich in ihrem weiteren Verlauf großen Einfluss auf die Herstellung der Markgräfler Tracht, und mögen für eine weitere Verbreitung und mehr Tracht tragende Personen gesorgt haben. Bereits 1753 wurde dann ja bekanntlich in Lörrach die erste Indienne-Fabrik Badens durch den Schweizer J. Fr. Küpfer gegründet. Kurze Zeit später etablierte sich auch in Binzen eine Stoffdruckerei, wobei es dort schon vorher eine Färberei gab. Der von 1746 bis 1811 wirkende Markgraf Karl Friedrich war stets bestrebt, seinen Landeskindern durch die Ansiedlung von Industrie und Verstärkung der Heimarbeit zu besserem Wohlstand zu verhelfen. Durch seine Abschaffung der Leibeigenschaft im Jahre 1783 wurde ein weiterer Hemmklotz der Industrialisierung beseitigt. Um die Jahrhundertwende 1800 hieß es z. B. für die damals bedeutende Handelsstadt Lahr: „sind viele Manufacturen und Fabriken hier im Flor, besonders Tuch- und Zeug-Manufacturen, welche über 300 Weberstühle beschäftigen“. In diesem Zusammenhang darf man auch die Herstellung des immer mehr in Mode gekommenen breitkrempigen „Schihuts“ sehen. Durch die dazu benötigten Heimarbeitsplätze besonders in den Schwarzwaldorten konnten wiederum viele Leute einen Zuverdienst zum kärglichen Leben erwerben. Dies war umso wichtiger, da durch die problematische Bevölkerungszunahme und dadurch entstandene Auswanderungswellen die markgräflichen Vogteien in großer Sorge waren.

Das gleiche galt aber auch für die Seidenbandwebereien, die eine mit der Zeit immer größer werdende Seidenkappe (später Hörnerkappe genannt) aus kaufmännischer Sicht natürlich gerne als Wirtschaftsfaktor betrachteten. Auch die Schultertücher und Schürzen wurden ja bekanntlich gerne aus seidenen Stoffen getragen. In einem amtlichen Bericht ist nun zu lesen: „Bei den Weibspersonen werden die gewöhnlichen Spindel- oder Faltenröcke samt den Belzermeln nicht mehr wie sonsten gewöhnlich gewesen, aus halbleinenem Zeug gefertigt, welches in den Häusern hergestellt wurde, sondern dazu wie zu den Hauben seidene und andere kostbare Stoffe

Verena Reinau geb. Sutter (geb. 1668) mit einer altertümlichen Trachtenkappe um 1700, wie sie um diese Zeit im gesamten südlichen Oberrheingebiet üblich war.

verwendet. Auch die Mannsbilder begnügen sich nicht mehr mit ihren gewöhnlichen Kleiderzeugen, die ebenfalls in den Häusern fabriziert wurden, sondern tragen Vordertücher mit gesponnenen Knöpfen, gewobene Strümpfe und scharlachne Brusttücher. Die Landsleut männlichen und weiblichen Geschlechtes sollen fein schön bei ihren alten Kleidertrachten verbleiben“. Hier kann also angenommen werden, dass für diese Zeit bereits die frühere Kleiderordnung mit dem Verbot der Verwendung von Seide zugunsten kaufmännischer Gesichtspunkte abgemildert worden war. Zumindest indirekt hatte der Landesfürst damit Einfluss auf die Gestaltung der Markgräfler Tracht genommen. Schon recht früh, nämlich am 4. August 1749 hatte sich ein gewisser Jean de Barri aus Nîmes in der Languedoc (Südfrankreich) mit einer in französischer Schrift verfassten Bittschrift an den Markgrafen gewandt, sich in Lörrach niederlassen zu dürfen um dort Seidenzucht zu betreiben. Es wurde ihm daraufhin die Anpflanzung von den nötigen Maulbeerbäumen genehmigt und die geernteten Maulbeerblätter waren für 10 Jahre sogar von der Zehntabgabe

Abbildung einer originalen „Vrenelitracht“ aus der Zeit um 1765. Dauerleihgabe des Markgräfler Trachtenvereins Kandern an das Markgräfler Museum in Müllheim.

an die fürstliche Kasse befreit. Die Seidenraupenzucht hat aber erst mühsam und langsam hier Fuß gefasst, gab es doch enormen Konkurrenzdruck von herumziehenden italienischen oder französischen Stofflieferanten, die seidenes oder tüllenes Flor an die Landbevölkerung verkauften. Später im 19. Jahrhundert sorgten jedoch weitere Seidenbandwebereien z. B. in Basel, Schopfheim, Müllheim und Kandern für eine florierende Geschäftsabwicklung und damit auch für eine weitere Attraktivitätssteigerung der Markgräfler Tracht.

Und noch einmal griff Landvogt Wallbrunn unter Billigung des Landesfürsten mit merkantilen Entscheidungen in die bestehende Kleiderordnung ein. Im Jahre 1764 nämlich verbot er den altertümlichen und schwerfällig herzustellenden Zwickelrock, sowie das dazugehörende Jäckchen. Aus Ersparnisgründen für die einfache Landbevölkerung wollte er mit Unterstützung des Markgrafen diese nicht mehr zeitgemäße und aufwändige Kleidung vereinfachen. Allerdings waren seine Gedanken nicht bei allen mit Begeisterung aufgenommen worden. Vor allem die Schneiderzunft sah dies als einen Angriff auf ihre Zunftordnung und legte sofort Widerspruch ein, denn es drohten Aufträge auszubleiben. Sie meinten auch, dass es der weiblichen Bevölkerung wohl ebenso schwer fallen würde diese neumodische Kleidung zu tragen, wie eine andere Religion anzunehmen. Die Zunft schlug als Kompromiss vor, die alte Regelung für alle schon zum Heiligen Abendmahl gegangenen zu belassen, und nur bei den Jüngsten die neue Verordnung anzuwenden. Aller Protest half nichts, mit einer endgültigen Verordnung im darauffolgenden Jahr 1765 wurde die Kleiderordnung ein für alle mal geändert. Aber erst langsam setzte sich diese Veränderung an der alten Markgräfler Tracht durch, da sich viele Frauen nicht damit abfinden wollten, obwohl bei Nichtbeachtung eine Strafe von 4 Gulden drohte. Im Zuge dieser weitreichenden Veränderung an der Tracht verschwand dann ein weiteres wichtiges Detail, nämlich die schöne Stickerei auf dem Mieder. Diese mit seidenen farbigen Stickgarnen kunstvoll gestickte meist blumige Verzierung war durch eine meist samtene oder seidene Stoffeinrahmung umkränzt. Gleichzeitig verfügte aber Wallbrunn auch, dass die Seidenhauben verstärkt von den Seidenhandwerkern hergestellt werden und unter der weiblichen Bevölkerung noch mehr schmackhaft gemacht werden sollen.

Allerdings musste Markgraf Karl Friedrich einige übereifrige Gedanken mancher Landvögte auch bremsen. So hätten der hochbergische Landvogt Wild und auch Landvogt Wallbrunn von Lörrach im Jahre 1788 mit Hilfe des Markgrafen gerne eine Textilfabrik nach dem Vorbild der damals überall berühmten und sehr vermögenden „Calwer Companie“ aufgebaut. Diese Bestrebungen lehnte das Fürstenhaus in Karlsruhe jedoch mit dem Hinweis auf den florierenden Hanfanbau am Oberrhein energisch ab. Besonders im Oberamt Mahlberg war der Hanfanbau ein äußerst wichtiger Wirtschaftsfaktor. Sehr viel von dem rohen Produkt ging außer Landes und durch den Handel kam auch wieder viel fremdes Geld in Umlauf. Die Landwirtschaft sollte nicht von großen Handelsgesellschaften abhängig wer-

den und die Bauern dürften nicht in ihrem Hanfexport behindert werden. Auch eine schon im Jahre 1766 erschienene Verordnung, dass alle tauglichen Einwohner das Spinnen erlernen müssten zielte vor allem darauf ab, die Not in den Waldorten durch diesen kleinen Nebenerwerb zu lindern. Das weitsichtige Denken des in der Bevölkerung sehr beliebten Markgrafen zeigte sich wieder einmal mehr. Die jeweiligen Entscheidungen nach kaufmännischen, sozialen und ökonomischen Gesichtspunkten hatten zumindest indirekten Einfluss auf die weitere Entwicklung der badischen Volkstrachten.

Die Markgräfler Tracht veränderte sich nämlich langsam weiter in ihrem Aussehen.

Das Mailänder Halstuch wurde nun durch den Wegfall der Stickerei am Mieder anders gebunden als in früherer Zeit, wo die Enden jeweils oben im Rücken geknotet wurden. Außerdem trugen die Frauen zur Vrenelitracht gerne unter diesen Seidentüchern ein weißes leinenes Tuch um das darüberliegende wertvollere Tuch zu schonen. Später wurden die großen Dreieckstücher nun über der Brust gekreuzt und am Rücken in der Taille gebunden. Überhaupt waren die Halstücher früher meist in dezentfarbenen, teils auch karierten Stoffen getragen worden. Ebenso verhielt es sich mit den Schürzen, im alemannischen Dialekt „Fürtuch“ (von Vortuch) genannt. Das boleroähnliche Jäckchen (von Hebel „d’Ermel“ genannt) verschwand ganz und wurde durch lange Ärmel an den Kleidern ersetzt. Das Käppchen wurde jedoch noch jahrzehntelang ohne Veränderungen in der alten Form mit der Stickerei getragen. Ein weiteres wichtiges Detail der alten Tracht, nämlich der sogenannte Schihut (von Sonnenscheinhut) verschwand ebenfalls langsam. Wir kennen diesen wunderschön aussehenden Hut leider nur noch von alten Trachtenstichen und der Beschreibung durch Hebel, wobei dieser Strohhut natürlich nur im Sommer getragen wurde. In der Trachtensammlung des Museums der Kulturen in Basel ist der einzige bekannte und glücklicherweise erhalten gebliebene originale Schihut zu bewundern. Es ist ein aus feinstem Strohgeflecht hergestellter Strohhut mit breitem Rand und niederer Gupfe. Auf dieser Gupfe sind vier symmetrisch

Der farbig bestickte Kappenboden eines „Vrenelikäppchen“.

angeordnete Rosetten und auf dem breiten Rand 17 Strahlenschnüre mit aufgerollten Endknoten aus schwarz gefärbten Stroh angebracht. So mag man sich beim Anblick dieser alten Markgräfler Tracht ein wenig an den „burgundischen Schick“ früherer Zeiten erinnert fühlen. Die im 18. Jahrhundert aufkommende Schäferromantik machte sich auch am Oberrhein bemerkbar und da den Damen im Markgräflerland offenbar das Schäferinnenkleid mit dem breitrandigen Strohhut gut gefiel, etablierte sich dieses Zierstück weiblicher Kleidung auch schnell in unserer Gegend. Die modische Beeinflussung durch die westlichen Nachbarländer ist also bereits hier deutlich erkennbar.

Erst in den Zeiten der großen politischen Umwälzungen zwischen 1798 und 1815 setzte auch eine starke Veränderung der Kopfbedeckung bei der Markgräfler Tracht ein.

Beobachten kann man diesen Wandel aber auch gut bei anderen Trachten, wie z. B. der Hanauer Tracht, Breisgauer Tracht, Ried-Tracht oder auch bei den verschiedenen Schwarzwälder Trachten. Überhaupt kann man, wenn man die frühen Grundformen der Kopfbedeckung bei den verschiedenen Flügelhauben am Oberrhein genauer anschaut eine überraschende Ähnlichkeit feststellen. So sehen diese frühen Kappen bei der Markgräfler Tracht, bei der Hanauer Tracht, sowie auch bei der Ried-Tracht praktisch identisch aus. Auch die Fricktaler Tracht in der Schweiz weist beim Vergleich eine groteske Ähnlichkeit der Kopf-

Bei diesem Aquarell von 1816 ist die Veränderung der Kappe im frühen Stadium bereits gut sichtbar.

bedeckung auf. Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts grenzten sich die verschiedenen Flügelhauben am Oberrhein in ihrem Aussehen dann doch mehr voneinander ab. Mit der sichtbaren Veränderung der Trachten einhergehend war die Beendigung der Kleiderordnungen. Jetzt richtete sich das Kleiderverhalten nach anderen Kriterien, wie Reichtum, die jeweilige Mode oder auch das Angebot an benötigten Stoffen. Das Schneiderhandwerk wollte natürlich bei all diesen Veränderungen ebenfalls ein gewichtiges Wort mitreden und seine Interessen gewahrt wissen. Schon damals gab es genug Kritiker dieser weitreichenden Veränderungen an der Kleidung. Auch unser bekannte Poet Johann Peter Hebel gehörte dazu. So schrieb er in seinem Prolog zur Veröffentlichung der zehn Radierungen von Sophie Reinhard zu seinen „Alemannischen Gedichten" im Jahre 1820: „… und wer besonders die ältere und schönere sogenannte markgräfler Kleidung noch kannte, die sich immer mehr modernisiert und verkünstelt, der wird sie mit Vergnügen hier wieder finden, und dem Andenken aufbewahrt sehn." Und tatsächlich wird einem bei einigen dieser Radierungen die schlichte Schönheit dieser ehemaligen Variante der Markgräfler Tracht bewusst vor Augen geführt.

Auch später gab es immer wieder Menschen, die sich der Schönheit dieser alten Tracht erinnerten. Der Sammler und Landschaftsmaler Georg Maria Eckert z. B. versuchte im Jahre 1893 in Efringen, Kandern und Schopfheim fast vergeblich eine solche alte „Vrenelitracht" noch zu bekommen, obwohl er sie gerne für die im Jahre 1890 begonnene Großherzogliche Sammlung zur Verfügung gestellt hätte. Ein Jahrhundert hatte ausgereicht, um die Erinnerung dazu und vor allem das Vorhandensein einer solchen alten Tracht mit einem Zwickelrock fast auszulöschen. Umso erfreulicher ist es, dass es dem 1986 gegründeten Markgräfler Trachtenverein Kandern buchstäblich in letzter Minute gelungen ist, eine solche Tracht aus der Zeit um 1765 vor der Zerstörung zu retten. Das sehr seltene Trachtenexemplar wurde im Jahre 2008, auch mit Hilfe von Zuschüssen aus Landesmitteln fachgerecht restauriert und findet als Blickfang eine dauernde Bleibe in der neuen Ausstellungsetage im Markgräfler Museum in Müllheim zum Themenbereich „Geschichte des Markgräflerlandes".

Die langsame Umwandlung von der alten Kappenform zur späteren „Hörnerkappe", wie sie nun genannt wurde dauerte bis um 1850. Erst dann zeigt sich die Kappe nämlich mit an beiden Seiten gleichmäßig sichtbaren, aber noch kurzen Fransen. Auf vielen alten Bilddokumenten sind diese z. T. grotesk anmutenden Kappenformen zu bestaunen. Fast jedes Jahrzehnt der Biedermeierzeit hatte seine eigenen Kappenformen und oft wundert man sich über die manchmal doch recht seltsam aussehenden Kopfbedeckungen der Frauen. Als im Jahre 1839 der im französischen Besançon geborene bekannte Schriftsteller und Dichter Victor Hugo von Freiburg kommend das badische Oberland bereiste, war auch ihm die auffallende Kopfbedeckung der weiblichen Bewohner aufgefallen. „Der große schwarze Schmetterling, das ist der anmutige Kopfschmuck des Landes" schrieb er in seinen Reisebericht. Etwas später schmeichelte auch Josef Bader in seinen Aufzeichnungen der schönen Markgräfler Tracht mit der Bemerkung: „… und die Oberländer Schöne mit der flatternden Landhaube und dem wallenden Seidenhalstuch nimmt sich neben der altbäuerlichen Weibertracht im Elz- und Dreisamtal hoffärtig genug aus".

Und erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verlängerten sich dann auch langsam die Fransen. Während nun die Schleifen aus Seidenripsband immer größer wurden, hat sich der Kappenboden immer mehr verkleinert, die Stickerei ist ganz verschwunden. An der Frisur der Trachtenträgerin und an den Kappenformen lässt sich sehr gut die jeweilige Zeitepoche ablesen. So ist z. B. zwischen 1870 und 1875 sehr gut der damalige kurzzeitige Rundbogenstil zu beobachten, wobei die Schleifen weit nach unten gebogen waren. Zur Verstärkung der großen Schleifen wurde ein schmales Drahtband eingenäht.

Ab ca. 1880 hingen die seitlich aus dem Seidenripsband ausgekämmten Fransen dann bis auf die Schulter herab. Die industrielle Fertigung des für die Herstellung der jetzt fast 50 cm breiten Hörnerkappen gebrauchten Seidenripsbandes spielte um diese Zeit eine immer wichtigere Rolle. Für eine fertige Kappe wurden nun ca. 4 Meter Seidenripsband benötigt. So konnte z. B. der um 1770 als kleiner Posamenter beginnende Carl Christian Metz in Kandern schon nach kurzer Zeit über zwanzig Gesellen in seiner inzwischen richtig fabrik-

Trachtenkappen in verschiedenen Übergangsformen aus der Biedermeierzeit 1815–1848.

Markgräfler Tracht im Rundbogenstil 1870/75.

Markgräfler Tracht in der Zeit 1880/85.

mäßig gewordenen Seidenbandweberei beschäftigen. Im Jahre 1804 wird diese Kanderner Bandweberei dann auch als sehr gut florierendes Unternehmen im badischen Oberland dargestellt. Zur Hörnerkappe gehörten nämlich bei den ledigen Frauen auch noch zwei schwarze ca. 10 cm breite ebenfalls aus Seide bestehende Zopfbänder, die kunstvoll in die beiden Zöpfe eingeflochten wurden und bis zum Rocksaum herunterfielen. Dazu wurde dann eine sog. „Mädchenkappe“, die sich am hinteren Kappenboden für die Zöpfe öffnen lässt benutzt. Die Verheirateten haben das Haar aufgesteckt im sog. „Drüller“ und waren somit „unter der Haube“, wie es so schön heißt. Das Haar wurde dabei vorn in der Mitte gescheitelt, am Wirbel fest zusammengenommen und zu einer langen, senkrechten Rolle gedreht, die dann zum Knoten festgesteckt wurde. Frauen, die besonders lange Haare hatten, flochten nun die restlichen Haare als breiten Zopf und legten ihn um den „Drüller“. Über diesem Haarknoten wurde nun der Kappenboden mit einer langen schwarzen Haarnadel befestigt. Vor dem Ersten Weltkrieg kostete eine Hörnerkappe ca. 12 Mark, im Jahre 1922 schon zu Beginn der Inflationszeit mussten 1200 bis 1400 Mark bezahlt werden. Ein Mädchen, das früher ein uneheliches Kind bekam durfte die Zöpfe nicht mehr hängen lassen, sondern musste sich mit dem Haarknoten zeigen. Übrigens unterliegen die Hörnerkappen je nach Gegend kleinen Abweichungen. In Freiamt-Ottoschwanden und am Kaiserstuhl z. B. sind die Flügel etwas kleiner und in der Schopfheimer Gegend liegen die dort größeren Schleifen stärker nach hinten. Nach häufigem Gebrauch wurden die Hörnerkappen auch manchmal von speziellen „Kappenmacherinnen“ neu aufgeputzt. So verlangte eine Frau Wagner aus Lörrach am 29. Dezember 1949 für „eine Kappe gewendet und umgebunden mit Zutaten und einem neuen eingesetzten Kämmle“ 7 Mark. Diese Kosten wurden dann von einer Egringer Frau mit einem halben Liter Treber bezahlt, wie es zur damaligen Zeit allgemein üblich war.

Der Rock war sehr der jeweiligen Moderichtung unterworfen, ja man kann sagen, dass

sich dieses Kleidungsutensil nun größtenteils an der städtischen Mode orientierte.

Auch die Kleidermode von Kaiserin Eugenie von Frankreich und Kaiserin Sissi von Österreich-Ungarn ist gut sichtbar und hielt Einzug in den Kleiderkästen der Markgräflerinnen. In ihren Krinolinenkleidern mit den sog. Keulenärmeln wirkten die Trachtenträgerinnen der damaligen Zeit sehr nobel und vornehm. Es bleibt wohl ein Geheimnis, wie sich die Frauen mit den weiten Kleidern durch die manchmal engen Türen der oft kleinen Wohnhäuser schwangen. Etwas später wurden von den Frauen auch gerne auf die Farbe des Kleides abgestimmte Tüllkrageneinsätze, welche mit Fischbeinstäbchen oder leichtem Draht verstärkt waren getragen. Natürlich gehörten auch mehrere Unterröcke zur Ausstattung dazu. Ansonsten schmückten Kragen und Ärmelrand des Kleides Borten und Bordüren aus Seide oder Samt. Gut situierte Personen trugen außerdem eine Uhrenkette, Brosche und Handschuhe zur Ausschmückung der gesamten Tracht.

Als Halstücher wurden nun meist große Dreiecktücher aus Tüll, Seide, Wolle oder Samt getragen, ja nach Charakter des Anlasses in schwarz, weiß/beige oder auch silbergrau. Das Tuch wurde über Eck gelegt, vom Rücken nach vorn geschlagen, auf der Brust gekreuzt und im Rücken über dem Eckzipfel gebunden. Am Kaiserstuhl und in der Emmendinger Gegend wurde das Tuch dagegen unter dem Eckzipfel gebunden. Am hinteren Halsrand wurde jeweils das Tuch in schmale Quetschfalten geheftet, damit es einen besseren Halt hat. Für Trauerfälle gab es spezielle einfache Tücher und Schürzen mit aufgenähtem Trauerflor, immer in schwarz und schlicht gehalten. Natürlich wurde in diesem Fall auch auf den Schmuck verzichtet. Das Hochzeitstuch wurde (je nach Ortschaft verschieden) in weiß oder schwarz getragen, aber immer sehr aufwändig und in bester Seide. Während früher die Halstücher ohne große Umrandung waren, bevorzugten die Frauen nun Tücher mit Volant oder oft auch geknüpftem Fransenabschluss. Im Winter trugen die Trachtenträgerinnen gegen die große Kälte große schwarze Umschlagtücher aus Kaschmir oder schwere dunkle Pelerinen mit einem verzierten großen Kragen. Einzelne Frauen knoteten sich um den Hals auch kleine schwarze Tücher.

Die Schürze hat sich eigentlich am wenigsten verändert. Es wurden nun meistens Schürzen aus Seide, Taft oder Wolle in schwarzer Farbe, oft mit einem Tüllspitzenabschluss und manchmal auch mit einer zarten Stickerei getragen. Oft wurden auch Seiden- und Tüllstreifen zusammengesetzt, diese wurden besonders gerne auf hellen Kleidern getragen. Die Schürzen wurden seitlich oder rückseitig mit schwarzen Seidenbändern oder Kordeln gebunden. In der Gegend um Freiamt hatten die Schürzen bezüglich der Farbe und Musterung oft ein etwas anderes Aussehen.

Auch ein Gesangbuch gehörte dazu, wenn ein Mädchen aus Anlass der Konfirmation mit der Markgräfler Tracht ausgestattet wurde. Billig war die Tracht schon früher nicht, kostete im Jahre 1890 doch eine komplette Markgräfler Tracht rund 145 Mark, fast soviel wie die Ausstattung eines neuen Wohnzimmers.

Männertracht

Noch ein paar Worte zur Männertracht, die natürlich mit dem Zeitenlauf eine ähnliche Entwicklung wie die Frauentracht nahm. Ursprünglich trugen die Männer Kniebundhosen und blaue oder beige Strümpfe mit Halbschuhen. Wunderschön bestickte Hosenträger, oft mit den Initialen der Träger bestickt, waren der Stolz eines jeden Mannes. Aus einem alten Befehlsbuch können wir die Beschreibung der Kleidung eines am 1. 5. 1781 entwichenen Strafgefangenen entnehmen. Der Entflohene trug: „1 kurzer Zwilch Wammes; 1 braun wollenes Brusttuch und vermutlich unter solchem ein rothes; 1 dreiviertel lange Herren Zwilch Hose, 1 paar schwarz lederne dito; 1 paar bestickte Chretzen [Hosenträger]; 1 paar leinene Strümpfe und ein braunes Halstuch“. Nach der Französischen Revolution bürgerten sich aber langsam lange Hosen ein, im Rebland zuerst, in den entlegenen Tälern etwas später. Zum Leinenhemd mit Vatermörder wurde nun ein oft auch farbiges oder besticktes Brusttuch getragen. Eine altertümliche Halsbinde diente als Zierde des Hemdenkragens. Als Jacke oder Mantel diente ein Gehrock mit altertümlichem Schnitt, in früherer Zeit in kürzeren Maßen.

Die Kopfbedeckung war zur Zeit Napoleons ein großer Zweimaster, später dann ein niederer schwarzer Hut mit runder Gupfe. Erst nach und nach bürgerte sich langsam vom Rhein her der Zylinder ein. In den entlegenen Tälern wurde der Zylinder aber erst nach dem Ersten Weltkrieg getragen. Beim Zylinder kann allerdings nicht mehr von einem Trachtenhut gesprochen werden, da er ein rein städtisches Kleidungsstück ist. Um einen Einblick in den Kleiderkasten eines Markgräfler Bürgers für die Zeit des beginnenden 19. Jahrhunderts zu bekommen, werfen wir einen Blick in das „Inventarium" des Alt Stabhalters Matthias Schreck von Vogelbach im hinteren Kandertal vom 9. Juni 1809. Der Anschlag des gesamten Vermögens betrug knapp über 8375 Gulden und das war weit mehr als die übrigen Dorfbewohner als Eigentum aufführen konnten. Neben einer Bibel und einem Gewehr sind dort auch des Verstorbenen Kleider und deren damaliger Wert aufgeführt: „1 treischäftiger Rock 2 Gulden; 1 wolle Hemt 1 Gulden 36 Kreuzer; 1 zwilch Rock alt 40 Kreuzer; 1 paar treischäftig Hosen 1 Gulden 36 Kreuzer; 1 Tschopen alt 12 Kreuzer; 1 alt Brusttuch 10 Kreuzer; 1 treischäftig Brusttuch 1 Gulden 36 Kreuzer; 10 gute Hemden 12 Gulden; 4 par Wolle Strümpf 2 Gulden; 7 par Leine Strümpf 1 Gulden; 2 par Schue 3 Gulden; 1 Hudt 48 Kreuzer; 1 Seide Flohr alt 10 Kreuzer". Insgesamt hatten die Kleider des verstorbenen Mannes einen Wert von 26 Gulden 48 Kreuzer und am Schluss der Aufstellung wird vermerkt: „Die Wittib gibt an, daß ihre Kleider den nämlichen Werth wie des verstorbenen Mannes haben mögen".

Kleidung im Haus und auf dem Feld

Wochentags während der Arbeit in Feld und Reben trugen die Frauen und Mädchen des Markgräflerlandes ein weißes Tuch, in älterer Zeit aber oft auch eine weiße Schindelkappe als Kopfbedeckung, wie sie übrigens auch im Hanauer Land heimisch war. An heißen Sommertagen setzten sie auch einen Strohhut auf, der mit einem Band und kleiner Schleife oder einer Tüllspitze und kleinem Blumensträußchen einfach herausgeputzt und zu beiden Seiten herab gebogen war. Auch gingen sie dann gern hemdsärmelig, d. h. sie trugen einen einfachen Trägerrock, der die bis zum Ellenbogen reichenden losen Ärmel des meist selbst gewebten Leinenhemdes sehen ließ. Dazu wurde ein farblich zum Kleid passender Schurz getragen. Besonders intensiv und lange wurde diese „Werktagstracht" im Raum Freiamt-Ottoschwanden getragen, wobei diese Kleidung in der dortigen Region wiederum einen eigenen Flair aufweist. Ab und zu fand man die Markgräfler Tracht mit der Hörnerkappe um 1900 auch wochentags noch, und zwar in den altberühmten guten Gasthäusern des Markgräflerlandes, wie z. B. im „Hirschen" in Haltingen oder in der „Krone" oder „Weserei" in Kandern. Aber auch in vielen alteingesessenen Familien des Markgräflerlandes herrschte in jener Zeit noch die Sitte, dass die Frau im Haus auch wochentags wenigstens ein Halstuch zum langen Rock trug.

Bemerkenswert ist auch die Tatsache, dass die Mädchen bin in die Zeit um 1880/90 von der Schulzeit bis zur Konfirmation stets einen langen Rock mit Schürze und einem eng geschlungenen Schultertuch trugen. Bei der Einschulung wurde den Mädchen jeweils auch ein Trachtenkorb mitgegeben. Die Hörnerkappe jedoch gab es erst zur Konfirmation.

Schlussbetrachtungen

Die hübsche bildliche Einrahmung des Gesichts der Trachtenträgerin durch die Fransen der Hörnerkappe lassen den Gesamteindruck der Markgräfler Tracht sehr anmutig und nobel erscheinen. Dies mag auch mit dazu beigetragen haben, dass diese Tracht im Gegensatz zu anderen Trachtengebieten doch recht verbreitet und lange getragen wurde. Die Tracht wurde selbst in den sog. „höheren Kreisen" sehr geschätzt, wie viele alte Gemälde und Bilder zeigen. So ist z. B. auch schriftlich überliefert, dass die Frau des Reichstagsabgeordneten und Posthalters sowie Wirts vom „Hirschen" in Lörrach Markus Pflüger sich nicht dazu entschließen konnte mit ihrem Mann nach Berlin zu gehen. Als Grund ist wörtlich niedergeschrieben: „Sie mag nicht für die Zeit auf den Letsch verzichten, zu Berlin aber auf den Straßen damit zu erscheinen,

Markgräflerinnen, farbige Autotypie nach einem unbekannten Photographen, um 1890.

Alle Abbildungen: Archiv Fred Wehrle

wäre beim Frevelmuth der dortigen sog. Menschen bedenklich."

Bei großen Trachtenumzügen, wie auch schon 1895 beim großen Festzug der oberbadischen Volkstrachten wurde gerne auf die „vornehme und wunderschöne Tracht aus dem Markgräflerland" hingewiesen. Selbst die Konfirmationsjahrgänge in den Zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts waren noch vollständig in Tracht gekleidet. Eine alte Bewohnerin im Markgräflerdorf Feldberg berichtet in ihren Memoiren für die Zeit um 1915: „In unserer Kirche war am Sonntag keine Frau ohne Tracht". Anfang der Dreißiger Jahre aber setzte ein merklicher Rückgang ein. Leider wurde in der Zeit vor und während des Zweiten Weltkrieges die Tracht aus bekannten Gründen missbraucht. Auch die spätere Vermarktung als Schaustück für touristische und werbewirksame Zwecke diente nicht gerade dem Erhalt dieser schönen Volkstracht. Der Wiederaufbau Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg und das damit verbundene Wirtschaftswunder ließen den Gedanken an unsere Markgräfler Tracht weiter schwinden. Außerdem war es jetzt auch äußerst schwierig, geeignete Stoffe für die Herstellung einer Tracht zu bekommen.

Warum die Markgräfler Tracht aber viel länger als z. B. die Hotzentracht im weit konservativeren östlich angrenzenden Hotzenwald getragen wurde, kann verschiedene Ursachen haben. Als die Markgräfler Tracht nämlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zumindest in der „Oberen Markgrafschaft" ihre Blütezeit erlebte, ist die Hauensteiner Tracht bereits 1870/80 völlig verschwunden. Vielleicht spielte hier auch der etwas bessere Wohlstand der durch den Weinhandel relativ gut situierten Markgräfler eine entscheidende Rolle. Mit dazu beigetragen hat vielleicht auch, dass es im evangelischen Markgräflerland Sitte war, ein junges Mädchen zur Konfirmation das erste mal mit einer Markgräfler Tracht einzukleiden. So wurde der Brauch jeweils an die nächste Generation weitergegeben. Gleichzeitig wurde das Trachtenhandwerk und die Bereitschaft des Trachtentragens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vom großherzoglichen Fürstenhaus sehr gefördert. Leichte modische Einflüsse ließen der einzelnen Trägerin individuellen Spielraum für eine gewisse Selbstbestimmung der Tracht tragenden Person. Auch die Art des Stoffes, Farbe des Kleides und Ausschmückung des Kleides mit Spitzen und Borten war dem jeweiligen Einfallsreichtum der Person überlassen. Vielleicht war gerade dieser Punkt entscheidend für die lange Popularität dieser Tracht, hatte sich doch die angrenzende Hotzentracht als überhaupt eine der ältesten Volkstracht in Deutschland den modischen Einflüssen größtenteils widersetzen können. Die Markgräfler Tracht wirkte auch zu keiner Zeit statisch, sondern zeigt sich dem Betrachter in seiner Ausstrahlung jederzeit als ein in sich homogenes Trachtengewand in schöner farblicher Ausgestaltung. Erst die beiden schrecklichen Weltkriege trugen dazu bei, dass die Tracht im Bewusstsein der Bevölkerung als allgemein dunkles Gewand galt. Nach dem Zweiten Weltkrieg ging die Zahl der Tracht tragenden Personen jedoch auch im Markgräf-

lerland rapide zurück. Auffallend ist, dass die Gründung von Trachtenvereinen in den beiden Landschaften Markgräflerland und Hotzenwald seit dem Verschwinden der jeweiligen Tracht in etwa im gleichen Zeitabstand erfolgten. So wurde die Trachtenvereinigung „Alt Hotzenwald“ im Jahre 1926 gegründet, während die Markgräfler Trachtenvereine fast alle in den 1980 er Jahren gegründet wurden, wie z. B. der Markgräfler Trachtenverein Kandern und die Trachtengruppe Eichstetten im Jahre 1986. Einzig die Trachtengruppe Nieder-Emmendingen ist schon mit dem Gründungsjahr 1962 belegt.

Es bleibt zu hoffen, dass die Markgräfler Tracht nicht ganz verschwindet und sich die Menschen auch in Zukunft wieder der Schönheit und Anmut dieser wunderschönen aus den Herzen der hier lebenden Menschen entstandenen Kleidertracht bewusst sind. Einzelne Trachtenvereine, die sich der Pflege, Bewahrung, sowie Erforschung dieser einst weit verbreiteten Volkstracht annehmen, lassen uns dazu ermutigen.

Dieses wertvolle und wichtige Stück Kultur unserer badischen Heimat darf nicht vollständig verloren gehen.

Ungedruckte Quellen

GLA Karlsruhe 229/107686, 212/384

Befehlsbuch Eimeldingen, 1760

Jenny, Marie: Handschriftliche Aufzeichnungen über die Markgräfler Tracht

Verschiedene Zeitzeugenberichte von älteren Bewohnern des Markgräflerlandes

Literatur

Geographisch statistisch, topographische Beschreibung von dem Kurfürstenthum Baden. Verlag der Ch. Fr. Müller'schen Buchhandlung und Hofdruckerei, Karlsruhe 1804.

Lallemand, Charles: Die badischen Landleute – Trachten und Bräuche im Schwarzwald, Straßburg, 1860.

Schmidt, Julius: Kirchen am Rhein, 1912, S. 301–303.

Humpert, Theodor: Das Wiesental, Eine heimatliche Wirtschaftskunde, Bühl (Baden), 1920.

Kolb, H.: Die Frauentracht im Markgräflerland. In: Mein Heimatland, Heft 5/1922, S. 74–77.

Maier, August Richard: Die Markgräfler Volkstracht. In: Badische Heimat, 10. Jahrgang, Karlsruhe 1923, S. 99–106.

Herbster, Karl: Zur Geschichte der Lörracher Industrie von ihren Anfängen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Verlagsdruckerei Oberländer Bote, 1926.

Fehrle, Eugen: Das badische Volk, Ein Erinnerungswerk, 1930.

Busse, Hermann Eris: Bauer/Städter/Tracht. In: Mein Heimatland, Heft 7/8, 1934, S. 221–227.

Keller, Rudi: Tracht am Oberrhein, Straßburg 1942.

Preusch-Müller, Ida: Die Markgräfler Tracht im Wandel der Zeit. In: Die Markgrafschaft, Heft 6/1950, S. 7–9.

RGH: Wie die Markgräfler Tracht entstand. In: Die Markgrafschaft, Heft 1/1953, S. 5–6.

Eisele, Albert: Wie die Markgräfler Tracht entstand. In: Die Markgrafschaft, Heft 11/1953, S. 3–4.

Reimer, Rudolf: Ortsgeschichte von Holzen, 1963, S. 398–401.

Kretschmer, Albert: Das große Buch der Volkstrachten, Eltville am Rhein 1977.

Bader, Josef: Trachten und Bräuche in Baden, Freiburg 1977.

Bender, Helmut: Aus dem Wiesental, Freiburg 1983.

Wehrle, Fred: Die Markgräfler Tracht. In: Das Markgräflerland, Band 2/1987, S. 153–160.

Schmitt, Heinz: Volkstracht in Baden, Karlsruhe 1988.

Vögely, Ludwig: Aus dem Tagebuch des Landschaftsmalers und Trachtensammlers Georg Maria Eckert. In: Badische Heimat, Heft 3/1990, S. 493–509.

Huggle, Ursula: Zur Entwicklung der Tracht im Markgräflerland. In: Das Markgräflerland, Band 2/1994, S. 312–334.

Richter, Erhard: Jacob Burkhardt und Lörrach. In: Das Markgräflerland, Band 2/2002, S. 118–128.

Wehrle, Fred/Hofer, Thomas: Leute, Kleider, Trachten. Eine Dokumentation zur Geschichte der Markgräfler Tracht, Selbstverlag, 2003.

Miehe, Brunhilde: Der Tracht treu geblieben Bd. 5. Studien zum regionalen Kleidungsverhalten im Schwarzwald, Kirchheim-Gershausen, 2006.

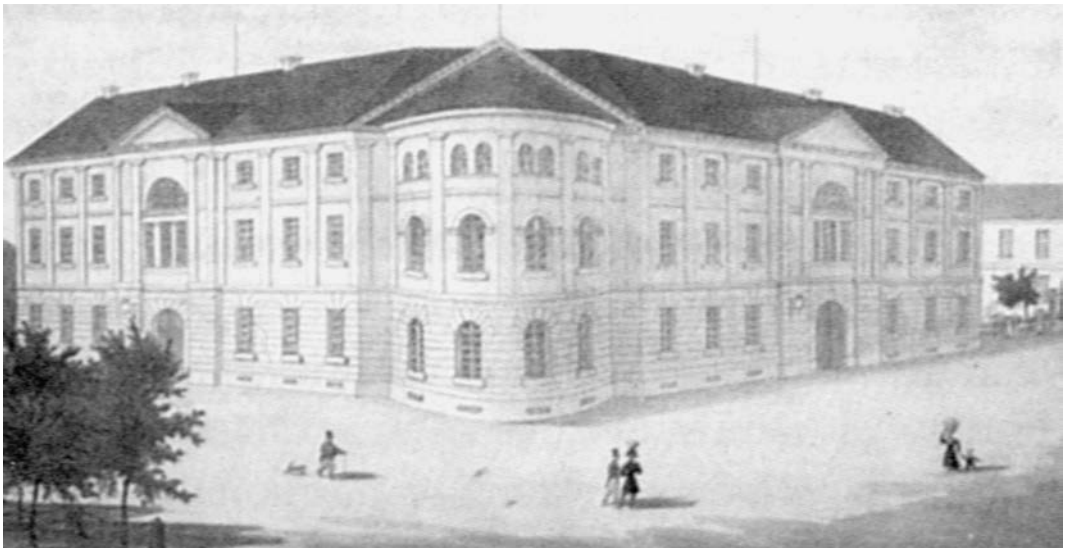
Landesverband der Heimat- und Trachtenverbände Baden-Württemberg e. V.: Erläuterungen zu den Trachtenlandschaften in Baden-Württemberg, Stuttgart 2006.

Für freundliche Informationen danke ich ganz besonders Karin und Werner Müller in Eichstetten und Thomas Hofer in Haltingen.

Anschrift des Autors:
Fred Wehrle
Hammersteiner Straße 79
79400 Kandern

Gedenktage Badischer Geschichte

Redaktion: Heinrich Hauß



13. Januar 1809: Judenedikt

Fundament für eine Gleichstellung aller jüdischen Bürger und Gründung einer ersten jüdischen Dachorganisation in Baden

„Ein bemerkenswerter Schritt auf dem Wege zur vollen Gleichberechtigung“

Ausschlaggebend für die Judenemanzipation war das Buch des Berliner Geheimen Archivars Christian Wilhelm von Dohm (1751–1820) „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden“ von 1781. Er lehnte den Kleinhandel der Juden ab und wollte sie zu Handwerkern und Bauern „umerziehen“ (U. R. Kaufmann). Ein Jahr später, 1782, beauftragte Markgraf Karl Friedrich den Hofrat Philipp Holzmann einen Bericht zu schreiben, inwieweit die österreichischen Maßnahmen des Tolaranzpatents Kaiser Josephs II. für die Juden in der Markgrafschaft sinnvoll Anwendung finden könnten. Deshalb hat man behauptet, „dass der Beginn der Emanzipationspolitik in Baden zeitlich genau festgesetzt werden kann“, nämlich am 4. Februar 1782, als Markgraf Karl Friedrich den Hofrat beauftragte, mit der Recherche zu beginnen.

Da es in Baden nach 1806 etwa 12 000 Juden gab, mußte für diese Bevölkerungsgruppe in dem neuen Staatsgebilde eine Regelung gefunden werden. Nach den Konstitutionsedikten von 1807 und 1808 wurden dann 1809 die staats- und privatbürgerlichen Verhältnisse der Juden geregelt.

Im ersten Edikt vom 14. 5. 1807 wurde die Staatsangehörigkeit von der Konfession getrennt. Die jüdische Glaubensgemeinschaft wurde als „konstitutionsmäßig“ geduldet anerkannt. Im sechsten Edikt vom 4. 6. 1808 wurden die Juden zu „erbfreien“ Staatsbürgern und durften Grundbesitz erwerben. Mit dem neunten Konstitutionsedikt, dem sogenannten Judenedikt vom 13. 1. 1809, wurde die allgemeine Schulpflicht und die Erlernung eines bürgerlichen Berufes vorgeschrieben. Heiratsbeschänkungen wurden aufgehoben, und die Annahme eines erblichen Familiennamens vorgeschrieben. Die Juden des Großherzogtums bekommen mit diesem Edikt eine kirchliche Verfassung, werden ein konstitutionsmäßig aufgenommener Religionsteil und erhalten eine kirchliche Landesorganisation. Die jüdische Religionsgemeinschaft wird den christlichen Kirche angeglichen.

Artikel I des Edikts über die Juden

„Die Judenschaft des Großherzogtums bildet einen eigenen konstitutionsmäßig aufgenommenen Religiontheil unserer Lande, der gleich den übrigen unter seinem eignen angemessenen Kirchenregiment steht, wie solches weiter unten bestimmt wird.“

Gemäß der politischen Verwaltungsenteilung wurde das Land in drei Provinzsynagogen – in Ober- Mittel- Niederrhein gegliedert. Geistliche Oberbehörde war der „Oberrat der badischen Israeliten“ in Karlsruhe, ihre neun Mitglieder wurden vom Großherzog ernannt. Bei der Errichtung eines „Oberrates der Israeliten“ spielt des französische Vorbild des Jahres 1808 eine entscheidende Rolle. Napoleon hatte nämlich in diesem Jahre sogenannte jüdische consistoires eingerichtet.

Artikel XXXV Oberrath

„Die sämtlichen ProvinzSynagogen mit allen ihren anhängigen OrtsSynagogen stehen unter einem in der Staatsregierung aufzustellenden jüdischen Oberrath; dieser besteht aus einem eigenen Obervorsteher, welcher aus Rabbinern oder aus hinlänglich geistig gebildeten weltlichen Gliedern der jüdischen Gemeinde genommen werden kann.“

Artikel XXXVI Bestellung des Oberraths

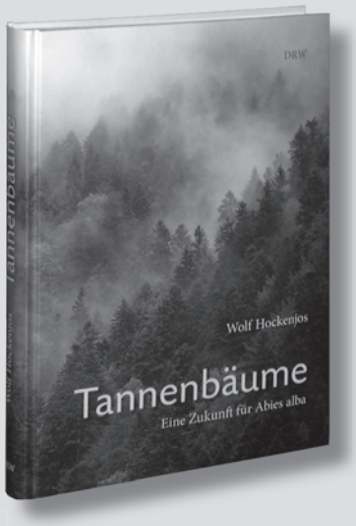
„Die Ernennung aller Mitglieder des Oberraths behalten Wir Und jetzt erstmals durchaus bevor. Für die Zukunft aber soll solche in dem Maaße geschehen, dass Uns zu der Stelle des Obervorstehers, der ständigen Oberräthe und des Oberrathsscheibers bey jeder Eröffnung zwey Personen von dem gesamten Oberrath zu dem Ministerium des Inneren in Vorschlag gebracht werden, damit Wir denjenigen, der Uns als der Tauglichste erscheint, daraus ernennen und anstellen.“

Der Vorspruch zu dem Gesetz zeigt, dass es sich bei dem Edikt um eine „Erziehungsgesetz“ (Stiefel) handelte: „Wir (Carl Friedrich) haben durch unser 6. Konstitutionsedikt die Juden Unseres Staates den Christen in den staatsbürgerlichen Verhältnissen gleichgesetzt. Diese Rechtsgleichheit kann jedoch nur alsdann in ihre volle Wirkung treten, wenn sie in politischer und sittlicher Hinsicht ihnen gleichzukommen allgemein bemüht sind.“ Das „Erziehungsgesetz“ zeigt den Weg auf, „den die Juden nach Meinung der Regierung gehen müssen, um die im vorangegangenen 6. Konstitutionsedikt gewährten staatsbürgerlichen Rechte auch wahrnehmen zu können“ (Jael B. Paulus). Erst mit dem Gesetz vom 4. Oktober 1862 wurde die volle bürgerliche Gleichstellung der Israeliten erreicht.

Literatur

Uri R. Kaufmann, Kleine Geschichte der Juden in Baden, Karlsruhe 2007.
Oberrat der Israeliten Badens (Hg.), Jüdisches Leben in Baden 1809 bis 2009, 200 Jahre Oberrat der Israeliten Baden Festschrift, 2009.

Unsere besondere Empfehlung für die Leser der Badischen Heimat



Die Tanne ist ein typischer Baum Mitteleuropas. Sie gedeiht bevorzugt in Regionen mit einem ausgeglichenen Klima, hohen Niederschlägen und hoher Luftfeuchtigkeit. Wolf Hockenjos beschreibt in 17 Kapiteln Geschichte und Zukunft des »Schwarzwälder Charakterbaums«. Er folgt den Spuren der Tanne in Malerei und Literatur ebenso, wie in der Wirtschaftsgeschichte.

Wolf Hockenjos
Tannenbäume
Eine Zukunft für Abies alba

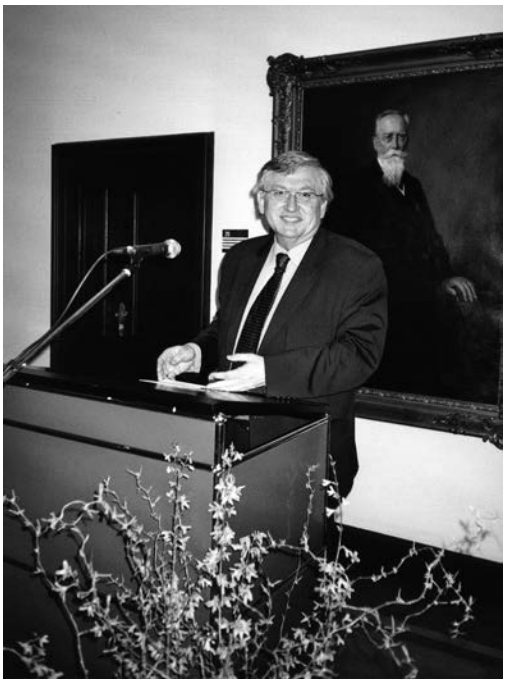
232 Seiten, 162 Farbabbildungen
19 x 26 cm, gebunden
ISBN 978-3-87181-723-6
€ 29,90

Ausstellungseröffnung

Eröffnung der Ausstellung 100 Badische Jahre am 27. Februar 2009 in Freiburg

Überzeugende Präsentation des Landesvereins Badische Heimat

Landesvorsitzender der Badischen Heimat von Ungern-Sternberg eröffnete im Regierungspräsidium Freiburg, Basler Hof, die Wanderausstellung anläßlich des 100 jährigen Jubiläums des Landesvereins. Anwesend waren Minister Willi Stächele MdL, Regierungspräsident Julian Würtenberger und Oberbürgermeister Dr. Dieter Salomon, als Vertreter des Landes Baden-Württemberg, des Regierungspräsidiums Freiburg und der Stadt Freiburg. Der Landesvorsitzende konnte zu seiner Freude aber auch zahlreiche Bürgermeister, Landräte der Region, Vorstände der Vereine und Ehrenmitglieder begrüßen. Von den Institutionen oder Vereinen, mit denen die Badische Heimat zusammenarbeitet oder in Zukunft zusammenarbeiten wird, waren vertreten: Die AK Alemannische Heimat mit Herrn Birkle, das Alemannische Institut mit Herrn Nuber, der Bund Heimat und Volksleben mit Herrn Eckert, die Muettersproch-Gsellschaft mit Herrn Winterhalter, die Museumsgesellschaft mit Herrn Benz. Dankbar wurde vom Veranstalter auch die Anwesenheit von Minister a. D. Prof. Helmut Engler, Minister a. D. Eyrich, Prof. Wolfgang Hug, Adolf Schmid, Vorgänger des derzeitigen Landesvorsitzenden, die langjährige Mitarbeiterin Frau Hannelore Kohler und der frühere Landesrechner Rolf Kohler. Besonders erfreulich war, dass die frühere stellvertretende Vorsitzende des Vereins, Hedwig Maurer aus



Regierungspräsident Julian Würtenberger

v.r.n.l.: Horst-Eberhard Griesinger vom Schwäb. Heimatbund, Michael Nitsche

v.l.n.r. 1. Reihe: Dr. Volker Kronemayer, Frau Bühler, Herr Dr. Bühler; 2. Reihe: Min. a. D. Engler, Frau Schmid, Frau Schilli, Adolf Schmid, dahinter: Helmut Lörscher

Lörrach, durch ihre Anwesenheit die Verbindung mit dem Landesverein dokumentierte. Begrüßt wurden auch die Mitglieder des Vorstandes. Mit besonderer Freude durfte von Ungern-Sternberg den Vorsitzenden des Schwäbischen Heimatbundes, Herrn Fritz-Eberhard Griesinger, willkommen heißen. Herr Minister Stächele begrüßte die Festversammlung im Namen der Landesregierung heiter und gelassen, auf Kürze der Ansprache bedacht. Der Veranstaltungsraum im zweiten Stock des Basler Hofes war bis auf den letzten Platz mit etwa 200 Gästen besetzt. Der Regierungspräsident Julian Würtenberger als Gastgeber wies bei seiner Eröffnungsansprache darauf hin, dass am gleichen Tag, am 27. Februar 1848, mit der Bürgerversammlung in Mannheim die 48er Revolution ihren Anfang

Dr. Sven von Ungern-Sternberg, OB Dr. Dieter Salomon, Elisabeth Schraut

v.l.n.r. S. v. Ungern-Sternberg, Herr Oeschger

Finanzminister Willi Stächele alle Bilder: H. Hauß

genommen habe. Der 27. Februar 2009 war auch gleichzeitig der 161. Jahrestag dieses Ereignisses. Diese Tatsache wurde als gutes Omen für die Eröffnung der Ausstellung gewertet, stellte es doch einen historischen Bezug zur badischen Geschichte her, deren Erinnerungskultur ein besonders Anliegen der Badischen Heimat ist. An Stelle des sonst üblichen Festvortrages hatte sich der Landesverein zugunsten der Lebendigkeit für eine etwa zwanzig minütige Talkrunde zum Thema Heimat entschieden. Frau Schraut, M.A. von der Regionalgruppe Karlsruhe, moderierte souverän die Talkrunde zur Bedeutung von Heimat im 21. Jahrhundert mit Julian Würtenberger, Dr. Dieter Salomon und Dr. von Ungern-Sternberg. In zwei Talkrunden beschäftigten sich die Diskutanten mit Fragen zu Heimat, Verein Badische Heimat, Baden und Heimat im Zeitalter der Globalisierung. Einen besonderen „Kick“ bekam die Diskussionsrunde dadurch, dass von Ungern-Sternberg einer baltischen Adelsfamilie entstammt, Dieter Salomon in Melbourne geboren wurde und im Allgäu aufwuchs. Diese für die Badische Heimat außergewöhnlichen Biographien führten dann auch zur Frage nach der einen Heimat oder den Heimaten und der Frage nach Heimat und Mobilität. Der erste Teil der Fragerunde beschäftigte sich der persönlichen Auffassung von Heimat der drei Teilnehmer. Der zweite Teil widmete sich Fragen zum Landesverein Badische Heimat und der Vereinsgeschichte. Natürlich gehört zu einer solchen Veranstaltung auch das Badnerlied. Allerdings wurde das Lied, einmal anders und gewissermaßen veredelt, in 24 musikalischen Variationen auf dem Klavier von Helmut Lörscher zur Begeisterung des Publikums dargeboten.

Der Landesverein Badische Heimat hat sich mit der Eröffnungsveranstaltung glanzvoll und ideenreich präsentiert. Anschließend konnte die Ausstellung im Souterrain besichtigt werden. Für Fragen stand der Ausstellungskurator Dr. Bernhard Oeschger zur Verfügung.

Zu den sich anschließenden angeregten Gesprächen wurden selbstverständlich badischer Wein und Guglhupf in zwei Versionen gereicht. *Heinrich Hauß*

Eröffnung der Wanderausstellung „100 Badische Jahre“ im Karlsruher Schloss am 23. April 2009

Enge Verbindung der Badischen Heimat mit der Stadt Karlsruhe

Karlsruhe ist nach Freiburg die zweite Station der Wanderausstellung „100 Badische Jahre“. In Freiburg wurde die Ausstellung zuerst gezeigt, weil dort die Badische Heimat gegründet und nach dem Zweiten Weltkrieg wiedergegründet wurde. Am 23. April 2009 wurde die Ausstellung unter der Obhut der Karlsruher Regionalgruppe, ihrem Vorsitzenden Hans-Jürgen Vogt und der Stellvertretenden Vorsitzenden Elisabeth Schraut im Foyer des Badischen Landesmuseums Karlsruhe eröffnet. Etwa 200 Gäste waren gekommen, um die Ausstellungseröffnung in angemessenen Rahmen zu feiern.

In seiner Begrüßungsansprache hob der Landesvorsitzende Dr. von Ungern-Sternberg die Notwendigkeit kleinräumiger überschaubarer Heimat als Orientierung auch und gerade im Zeitalter der Globalisierung hervor. Für die Durchsetzung badischer Belange des Landesvereins erachtete er den Rückhalt in der Region und den Kommunen besonders wichtig. In diesem Sinne wertete der Landesvorsitzende die Anwesenheit von Landrat Christoph Schnaudigel und Oberbürgermeister Heinz Fenrich. Nach Ungern-Sternberg werden sich die Heimatvereine in Zukunft auch um die Menschen mit Migrationshintergrund zu kümmern haben.

Der Oberbürgermeister der Stadt Karlsruhe, Heinz Fenrich, stellte über die Publikationen der Badischen Heimat einen Zusammenhang zwischen 100 Jahren Badische Heimat und 100 Jahren Karlsruher Stadtgeschichte her. Im Jahre 1928 erschien ein Jahresheft, das der Stadt Karlsruhe gewidmet war, gefolgt von Publikationen, die Jubiläen der Stadt zum Anlass nahmen: 240. Stadt-

OB Heinz Fenrich überreicht Dr. Sven von Ungern-Sternberg das Bild „Flug über Karlsruhe“

Museumsdirektor Dr. Harald Siebenmorgen

jubiläum (BH 2/1955) 250. Jubiläum (BH 1/2/1965) und 275. Jubiläum (BH 2/1990). Die publizistische Zusammenarbeit der Badischen Heimat mit der Stadt Karlsruhe ist ein Beispiel für eine fruchtbare stadtbezogene Heimatarbeit. Selbstverständlich erwartet der Oberbürgermeister zum 300. Stadtjubiläum im Jahre 2015 ein weiteres publizistisches Engagement der Vierteljahresschrift Badische Heimat.

Die Talkrunde v.l.n.r.: Dr. H. Siebenmorgen, Dr. S. von Ungern-Sternberg, E. Schraut, Dr. H.-J. Vogt, Dr. B. Oeschger

Wie in Freiburg schloss sich eine Talkrunde an. Es diskutierten über den Stellenwert von Heimat im persönlichen Leben der Landesvorsitzende Dr. von Ungern-Sternberg, der Direktor des Badischen Landesmuseums, Prof. Harald Siebenmorgen, Dr. Hans-Jürgen Vogt und Dr. Bernhard Oeschger, Kurator der Ausstellung. Die Gesprächsführung hatte Frau Elisabeth Schraut. Die Teilnehmer der Gesprächsrunde umrissen ihre ganz persönlichen Erfahrungen mit heimatlichen Orten. Harald Siebenmorgen plädierte dafür, Heimat auch unter einer Außenperspektive wahrzunehmen.

Das musikalische Programm wurde gestaltet von Helmut Lörscher mit Variationen des Badnerliedes auf dem Piano. Der Eröffnungsveranstaltung schloss sich ein Empfang an. Das Badische Landesmuseum Karlsruhe stellte die Räumlichkeiten für die Eröffnungsveranstaltung und den Raum für die Ausstellung zur Verfügung. Der Landesverein Badische Heimat Freiburg bedankt sich beim Badischen Landesmuseum und den Sponsoren, die die Veranstaltung und Ausstellung ermöglichten. Zu Dank verpflichtet ist die Badische Heimat den Sponsoren: Stadt Karlsruhe, TechnologieRegion Karlsruhe, BBBank, BGV, Landesstiftung Baden-Württemberg, L-Bank, Rothaus, Sparkasse, G. Braun Buchverlag.

Heinrich Hauß

v.l.n.r.: Landrat Dr. Christoph Schnaudigel, Herta Kümmerle, Stadtrat August Vogel, OB Heinz Fenrich

Bürgermeister Michael Obert und Regierungspräsidentin a.D. Gerlinde Hämmerle

alle Bilder: H. Hauß

Aktuelle Informationen

Redaktion: Heinrich Hauß

Begleitende Vortragsprogramme zur Ausstellung „100 Badische Jahre“ in Freiburg und Karlsruhe

I. Freiburg

Das Veranstaltungsprogramm im Rahmen der Ausstellung im Regierungspräsidium im Basler Hof in Freiburg.

Die Wiedergründung des Landesvereins Badische Heimat nach dem II. Weltkrieg. Vortrag von Prof. em. Paul-Ludwig Weinacht (12. 3. 2009).

Das Badische Wörterbuch und die Erforschung der Mundarten in Baden. Vortrag Dr. Rudolf Post (19. 3. 2009).

Naturschutzgeschichte Baden. Vortrag von Prof. Dr. G. Reichelt (9. 4. 2009).

Pflaum und Sesterhenn. Alemannisch kriz un' quer – Eine kabarettistische-literarisch-musikalische Rundreise durchs Alemannische (15. 4. 2009).

II. Karlsruhe

Die Regionalgruppe Badische Heimat – Konzeption Elisabeth Schraut M. A. – bot in Kombination mit Führungen durch die Ausstellung (24. April – 28. Juni 2009) im Badischen Landesmuseum folgende Führungen, Vorträge und Aktivitäten an:

Themen-Kombiführung: Vom Bollenhut zu den Boros – Schwarzwaldbilder im Wandel. Führung: Oliver Sänger (24. 4. 2009).

Führung mit Musik. Führung Gerlinde Hämmerle (26. 4. 2009).

Stadtspaziergang I: Bauen um 1900. Geschäftshäuser in der Karlsruher Innenstadt.

Zwischen Historismus und Jugendstil. Führung Dr. Gerhard Kabierske (3. 5. 2009).

Kostüm-Kombiführung: Aus den Anfangsjahren der Badischen Heimat – Umsturz in Baden 1918. Führung Eric Schütt.

Offenes Angebot der Museumspädagogik „Notwerkstatt 1945 – Herstellung eines Notspielzeugs“ (9. 5. 2009).

Themen-Kombiführung: Uneigennützig und weitsichtig – Prinz Max von Baden als Schlüsselfigur der Revolution von 1918. Führung: Andrea Altenburg (15. 5. 2009).

Stadtspaziergang II: Großbürgerliche Wohnbauten in der Karlsruher Weststadt zwischen Historismus und Jugendstil. Führung Dr. Gerhard Kabierske (17. 5. 2009).

Themen-Kombiführung: Was soll aus Baden werden? Baden nach dem Zweiten Weltkrieg. Führung: Gudrun Seemann (29. 5. 2009).

Themen-Kombiführung: „Das schönste Land in Deutschlands Gau'n“. Badische Heimatgeschichte(n). Führung: Hildegard Schmidt (5. 6. 2009).

Freitag, 19. Juni 2009, 16 Uhr
Themen-Kombiführung 100 Badische Jahre und Dauerausstellung BLM
Fatschenkind und Eingericht – Volksglauben und religiöse Bräuche
Es führt: Eva Unterburg
Treffpunkt, Badisches Landesmuseum, Foyer
Eintritt und Führung frei

Samstag/Sonntag 20./21. Juni 2009
Stand des Landesvereins Badische Heimat
Beim Museumsfest des Badischen Landesmuseums im und vor dem Karlsruher Schloss
Führungen, Informationen, Verkauf von Publikationen, Gewinnspiel

Freitag, 26. Juni 2009, 16 Uhr
Themen-Kombiführung 100 Badische Jahre und Dauerausstellung BLM
Notwerkstatt 1945
Es führt: Wolfgang Knobloch, Leiter der Restaurierungswerkstätten BLM
Treffpunkt: Badisches Landesmuseum, Foyer
Eintritt und Führung frei

Samstag, 27. Juni 2009 Familiennachmittag
Kostüm-Kombi-Führung 100 Badische Jahre und Dauerausstellung BLM: **Aus den Anfangsjahren der Badischen Heimat – Umsturz in Baden 1918**
14:30 Uhr und 16:00 Uhr
Es führt: Eric Schütt
Treffpunkt: Badisches Landesmuseum, Foyer
Offenes Angebot der Museumspädagogik „Notwerkstatt 1945 – Herstellen eines Notspielzeugs“
für Kinder und Jugendliche 14–18 Uhr, BLM, 2. OG
Eintritt und Führung frei, Kostenbeitrag für die mus.päd. Aktivität 1 €

Sonntag, 28. Juni 2009, 11 Uhr
Führung mit Musik durch die Ausstellung „100 Badische Jahre“
Es führt: Gerlinde Hämmerle
Treffpunkt: Badisches Landesmuseum, Foyer
Eintritt und Führung frei

Freiburger Wohnhaus von Reinhold Schneider unter Denkmalschutz

Von 1938 bis 1958 wohnte Reinhold Schneider in der Mercystraße 2

Das Anwesen Mercystraße 2 in Freiburg, ehemals Wohnhaus des Schriftstellers Reinhold Schneider (1903–1958), ist auf Anregung von Dr. Hermann Hein (Arbeitsgemeinschaft Freiburger Stadtbild e. V.) zum Kulturdenkmals erklärt worden. Reinhold Schneider übersiedelte am 1. April 1938 nach Freiburg und wohnte bis zu seinem Tode in der Mercystraße 2. Nach

Mercystraße 2, Freiburg Foto: H. Hauß

dem Inventarisator des Regierungspräsidiums kommt dem Anwesen „wissenschaftliche, stadt-, stadtbaukultur- sowie heimatgeschichtliche Bedeutung“ zu. An dem Anwesen werde beispielhaft die Geschichte eines typischen Hauses, wie es in Freiburg in der Wiehre oder auch in Herdern anzutreffen sei, deutlich. Der eingeschossige Kernbau mit gewölbtem Keller weise auf die ursprüngliche Nutzung als Weinbauernhaus hin, ein Hinweis darauf, dass man in diesem Stadtteil der Stadt ursprünglich Weinbau betrieb. Kulturgeschichtliche Bedeutung hat das Anwesen auch als Wohn- und Arbeitsort des Glaskünstlers und Kunstmalers Eduard Stritt, vom dem ein großes Deckenbild im Hause erhalten ist. Als Wohn- und Wirkungsstätte Reinhold Schneiders ist das Anwesen von hoher wissenschaftlicher und kulturgeschichtlicher Bedeutung, weil Schneider in den 40er und 50er Jahren des 20. Jahrhunderts hier einen großen Teil seines Werkes schuf. (Quelle: Pressestelle Regierungspräsidium Freiburg)

Lage der Reinhold-Schneider-Gesellschaft in den Blick genommen

Reinhold-Schneider-Blätter 20/2008

Der Vorsitzende der Reinhold-Schneider-Gesellschaft, Prof. Michael Albus, skizziert im Heft 20 (November 2008) der Reinhold-Schneider-Blätter die Veranstaltungen und Publikationen anläßlich des 50. Todestages von Reinhold Schneider. Darüber hinaus nimmt er die Lage der Reinhold-Schneider-Gesellschaft in den Blick. Wie bei anderen Vereinen auch, ist eine Überalterung der Mitglieder zu verzeichnen. Zugänge von Jüngeren sind die Ausnahme. Bei der gegenwärtigen Lage der Gesellschaft wird man sich Gedanken machen müssen, „wie wir die zukünftige Arbeit organisieren wollen“. Albus gibt zu bedenken, dass es in Zukunft nicht möglich sein wird, dass der „Vorsitzende und vielleicht eine oder zwei Personen aus dem Vorstand alles alleine machen“. Grundlage der weiteren Arbeit ist, dass es nur weitergehen kann, „wenn wir wirklich überzeugt davon sind, dass uns Reinhold Schneider noch etwas bedeutet und uns – und anderen – etwas zu sagen hat“. Interessenten können sich wenden an: Reinhold Schneider Gesellschaft e. V. Freiburg, Hagmattenstraße 2, 79177 Freiburg.

Verleihung des Verdienstordens der Republik Frankreich an Regierungspräsidenten a. D. Dr. Sven von Ungern-Sternberg am 6. 3. 2009

Hohe Gäste – aus Deutschland und Frankreich – konnte der Freiburger Regierungspräsident Julian Würtenberger im Basler Hof begrüßen. Honorarkonsulin Martine Chantrel, Freiburg und der deutsche Generalkonsul Dr. Dr. Heinz-Peter Seidel aus Straßburg waren ebenso der Einladung von Generalkonsul Christian Dumon, Stuttgart gefolgt wie der Präsident des Regionalrates des Elsass Adrien Zeller, der Präsident des Generalrates Haut-Rhin (Oberelsass) Charles Buttner und Senator Daniel Hoeffel, früherer französischer Minister und Präsident des Generalrates Bas-Rhin (Unterelsass). Für das Land Baden-Württemberg waren Staatssekretär Gundolf Fleischer, Ulrike Rau als Vertreterin von Kultusminister Helmut Rau, der Karlsruher Regierungspräsident Rudolf Kühner und dessen Vorgängerin Gerlinde Hämmerle gekommen. Auch Weihbischof Rainer Klug sowie eine ansehnliche Riege von Landräten und Bürgermeistern und sonstige hochrangige Vertreter aus der Raumschaft waren erschienen, um der Verleihung der Insignien eines Ritters der französischen Ehrenlegion beizuwohnen, die von Daniel Hoeffel vorgenommen wurde. Hoeffel würdigte den ehemaligen Regierungspräsidenten als einen Mann des Baltikums, der am Oberrhein den Geist der grenzüberschreitenden badisch-elsässisch-schweizerischen Koop-

eration und Freundschaft pflegte, und zwar nicht nur aus dienstlicher Verpflichtung, sondern aus einer echten Überzeugung heraus. „Das Miteinander am Oberrhein war Ihnen ein Bedürfnis, ja sogar eine tief empfundene Herzensangelegenheit“, sagte der ehemalige französische Minister, selbst ein „Urgestein“ der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit am Oberrhein und eine be- und geachtete Stimme des Elsass in Paris. Ungern-Sternberg habe über Südbaden hinaus den Dialog, die Partnerschaft und die Freundschaft am Oberrhein weiterentwickelt, so Hoeffel. Die Mitgliedschaft in der „Légion d'Honneur“ ist eine Auszeichnung, die Anfang des 19. Jahrhunderts von Napoleon Bonaparte gegründet wurde, um nicht nur militärische, sondern auch kulturelle und sonstige Leistungen würdigen zu können.

Der Fernsehmoderator Markus Brock „Badener des Jahres“

„Goldener Badener“ erstmals verliehen

Der Fernsehmoderator Markus Brock wurde von dem „Bund Freiheit statt Baden-Württemberg“ als einem „ausgesprochenen Badener“ von dem seit 1992 verliehenen Titel auf der traditionellen Hauptversammlung am Fastnachtssamstag zum „Badener des Jahres“ gewählt. Der Verein wurde 1977 gegründet.

Seit 2008 verleiht die Straßenbahner Karnevalsgemeinschaft Karlsruhe einen „Goldenen Badener“. Der Gala-Abend zur erstmaligen Verleihung des „Goldenen Badeners“ fand am 15. Januar 2009 statt.

Älteste Brücke Mannheims soll abgerissen werden

Bürgerinitiative sammelt Unterschriften für die Erhaltung der Brücke

Die in den Jahren 1874–1878 errichtete „Teufelsbrücke“ am Verbindungskanal zwischen Rhein und Neckar, Wahrzeichen des Stadtteils Jungbusch, soll abgerissen werden. Die landeseigene Hafengesellschaft will das Industriedenkmal abreißen lassen, um die Zufahrt zum Containerterminal zu verbessern. Eine Bürgerinitiative hat mehr als 1000 Unterschriften für die Erhaltung der Brücke gesammelt. Auch Denkmalschützer im Mannheimer Rathaus und beim Regierungspräsidium Karlsruhe haben sich zugunsten der Teufelsbrücke ausgesprochen. „Sie ist ein wertvolles Denkmal für die Industrialisierung der Stadt am Wasser“. Die Brücke ist wohl die älteste derartige Drehbrücke in ganz Württemberg. Dagegen meinte Staatssekretär Richard Drautz vom Wirtschaftsministerium, die Teufelsbrücke zähle „nicht zu den bedeutendsten Bauwerken Mannheims“. In der Frage der Erhaltung der Brücke wurde der Petitionsausschuss eingeschaltet.

Metropolregion Rhein-Neckar

Ein beachtliches Budget für das Marketing

Die Metropolregion Rhein-Neckar wendet zwischen acht und zehn Millionen Euro jährlich für das Marketing auf mit dem Ziel, bis 2015 „eine der attraktivsten und wettbewerbsfähigsten Regionen Europas zu werden“ (Stefan Dallinger). Inzwischen entstand ein Dreiklang zwischen Heidelberg, Mannheim und Ludwigshafen als Städten und Hessen, Rheinland-Pfalz und Baden-Württemberg als Ländern.

Heidelbergs Bedeutung. Argumente des Vortragsabends im Kurpfälzischen Museum

Heidelberg jetzt in „Denkmalspflege in Baden-Württemberg“ (1/2009)

Im Jahre 2007 wurde der Antrag Heidelbergs, das Ensemble aus Schloss, Altstadt und Landschaft in die UNESCO-Welterbeliste aufzunehmen, zum zweiten Mal abgelehnt. Darauf reagierte 2008 ein Vortragsabend im Kurpfälzischen Museum Heidelberg. Vertreter der Denkmalpflege des Regierungspräsidiums Karlsruhe stellten sich die Frage, worin die Bedeutung Heidelbergs liege. Die Vorträge unter den Titeln „Heidelberga deleta“ (Folke Damminger), „Heidelberga aedificata“ (Hermann Diruf) und „Heidelberga imaginaria“ (Wolfgang Seidenspinner) liegen jetzt in „Denkmalpfege in BW“ gedruckt vor.

Keine Rekonstruktion des Hortus Palatinus in Heidelberg

Denkmalschützer und „Bürger für Heidelberg“ erfolgreich gegen Rekonstruktion

Nach einer Welle der Empörung von Denkmalschützern und der „Bürger für Heidelberg“ wird der Hortus Palatinus beim Heidelberger Schloss in der von dem Sponsor Wessendorf geplanten Art nicht durchgeführt. Das Land hat nun den Wuppertaler Landschaftsarchitekten Armin Henne damit beauftragt, dem Heidelberger Schlossgarten ein neues Aussehen zu geben. Klaus Staeck als Präsident der Akademie der Künste hatte in Berlin eine Reihe Experten versammelt, die sich zu dem Thema der Rekonstruktion äußerten. Die Rekonstruktion widerspäche den Grundsätzen des Denkmalschutzes. Ein rekonstruierter Garten wäre kein Denkmal mehr, sondern ein Museum. Wenn man den Garten rekonstruieren wolle, so argumentierten die „Bürger für Heidelberg“, müsse man das Schloss ebenfalls in den Zustand vor der Zerstörung bringen.

Die Region zwischen Bruchsal und Bühl muss schlagkräftiger werden

IHK-Präsident Bernd Bechtold stellt einen Betrag von drei Millionen Euro in Aussicht

Der IHK-Präsident Bernd Bechtold forderte bei seiner Neujahrsansprache, dass die Region zwischen Bruchsal und Bühl „schlagkräftiger" werden müsse und forderte eine jährliche Summe von drei Millionen Euro für das Regionalmarketing. Bislang verfügt die Technologieregion nur über 500 000 Euro, finanziert durch eine Umlage unter den Kommunen. Die benachbarte Metropolregion Rhein-Neckar nimmt sich dagegen wie ein Riese aus.

Regio am Oberrhein präsentiert sich in der Landesvertretung Baden-Württembergs in Brüssel

Die bisherigen elf nationalen Metropolregionen sind national ausgerichtet und enthalten den Aspekt der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit und Entwicklung nicht. Aufgrund dieses besonderen Konzeptes war eine Präsentation in Brüssel naheliegend. Ministerpräsident Günther Oettinger lobte in der Brüsseler Vertretung des Landes die vorbildliche grenzüberschreitende Zusammenarbeit am Oberrhein.

Festakt der Jüdischen Religionsgemeinschaft in Baden anläßlich des 200-jährigen Bestehens

Ausstellung „Gleiches Recht für alle" im Regierungspräsidium Karlsruhe vom 10. März bis 7. Juni 2009

Das Großherzogtum Baden erkannte als erster Staat in Deutschland die jüdische Religionsgemeinschaft an und schuf den „Oberrat der Israeliten Badens". Aus diesem Anlass fand im Karlsruher Rathaus am 8. März ein Festakt mit geladenen Gästen statt. Unter den Gästen waren die Vorsitzende des Zentralrates der Juden in Deutschland, Charlotte Knobloch und Ministerpräsident Günther Oettinger, der die Schirmherrschaft des Jubiläums übernommen hatte. Festredner Raphael Groß, der Leiter des Jüdischen Museums Frankfurt und des Leo-Baeck-Instituts in London, sprach über das Thema „Herausforderungen der Gegenwart". Die Mitgliederzahl jüdischer Gemeinden in Baden-Württemberg ist seit 1989 auf rund 5000 gestiegen.

Das Landesarchiv Baden-Württemberg – Generallandesarchiv Karlsruhe richtete unter dem Titel „Gleiche Rechte für alle?" im Regierungspräsidium Karlsruhe eine Ausstellung aus. Die Geschichte der Juden in Baden wurde vom Mittelalter bis zur Neuzeit in der Ausstellung zur Anschauung gebracht.

25-jähriges Bestehen des Arbeitskreises Heimatpflege Regierungspräsidium Karlsruhe

Aus Anlass des 25-jährigen Bestehens des Arbeitskreises Heimatpflege fand in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe ein Festakt statt. Die Ziele des Arbeitskreises sind auf die „Förderung des Geschichtsbewusstseins, den Erhalt der Traditionen sowie auf die Stärkung von Denkmal- und Naturschutz" gerichtet. Der Arbeitskreis richtet auch Wettbewerbe aus, z. B. den Schulwettbewerb „Mein Lieblingsplatz in unserem Heimatort", Mundartwettbewerbe wie „De knitze Griffel". Ein Schwerpunkt der Arbeit des Arbeitskreises ist die Unterstützung von Heimattagen. Der Arbeitskreis gibt seit 1986 die Zeitschrift „Hierzuland" heraus.

Breisgauer Narrenzunft feiert 75. Geburtstag

Die Breisgauer Narrenzunft wurde 1934 als Dachorganisation für die Zünfte aus den Freiburger Stadtteilen gegründet. Vom 30. 1. bis zum 1. Februar 2009 feierte die Breisgauer Narrenzunft ihren 75. Geburtstag. Das Jubiläumswochenende wurde mit einer Reihe von Veranstaltungen gefeiert: Jubiläumsabend „75 Jahre Breisgauer Narrenzunft", Narrenmeile und Narrendörfer in der Innenstadt, Fackelumzug, Hexensabbat vor dem historischen Kaufhaus, großer Jubiläumsumzug.

Ausstellung in der badischen Landesbibliothek „Händel in Karlsruhe"

32. Händel-Festspiele im Staatstheater

Anläßlich des 250. Todestages von Georg Friedrich Händel am 14. April 2009 und des 20jährigen Bestehens der Händel-Gesellschaft Karlsruhe veranstaltete die Badische Landesbibliothek vom 28. 1. bis 18. 4. 2009 die Ausstellung „Händel in Karlsruhe". Zu sehen waren zahlreiche Dokumente zu Leben und Werk des Komponisten und zu den Händel-Institutionen in Karlsruhe: der 1989 gegründeten Händel-Gesellschaft, der seit 1986 durchgeführten Internationalen Händel-Akademie und den seit 1978 veranstalteten Händel-Festspielen (bis 1984 Händel-Tage) des Badischen Staatstheaters.

Das badische Staatstheater Karlsruhe brachte das Frühwerk Händels „Radamisto“ unter Regie der Kennerin barocker Bühnenpraxis, Sigrid Thooft, zur Aufführung. Peter von Heyghen dirigierte die Deutschen Händel-Solisten.

Der Michelsberg (Bruchsal-Untergrombach). Geschichte – Glaube – Natur

Vor 125 Jahren wurden die ersten Überreste einer jungsteinzeitlichen Kultur entdeckt

Seit 125 Jahren gibt der Michelsberg einer jungsteinzeitlichen Kultur seinen Namen „Michelsberger Kultur“ (spätes 5. und 4. vorchristliches Jahrtausend). Aus diesem Anlass hat die Stadt Bruchsal ein Jahresprogramm mit Ausstellungen, Vorträgen und Führungen entwickelt. So z. B. „Der Michelsberg: Ein Ort des Glaubens seit Jahrtausenden“ (8. Juli 2009), „Lebenswelten der Michelsberger Kultur“ (11. 9. 2009). Info: Stadt Bruchsal, Hauptamt Abt. III, Kaiserstraße 66, 76646 Bruchsal. Tel.: 0 72 51/79-380, -183 und -103.

Kongress „Hauptsache Kunst“ im Zentrum für Kunst und Medientechnologie in Karlsruhe am 4. Mai 2009

Oettinger: „Ein Land wie Baden-Württemberg“

Ministerpräsident Günther Oettinger erklärte auf dem Kongress, dass es im laufenden Jahr 2009 keine Kürzungen im Kulturetat geben werde. Bis jetzt gibt das Land pro Jahr 340 Millionen Euro für Kunst- und Kulturförderung aus. Bemerkenswert war, dass Oettinger bekannt gab, „Fusionen von vergleichbaren, aber nicht gleichen Kulturinstitutionen, wie beispielsweise in Karlsruhe und Stuttgart, seien nicht geplant seien. ‚Ein Land wie Baden-Württemberg verträgt zwei Staatstheater‘“.

Im Jahre 2005 hatten sich Politiker, Kunstschaffende und Kulturträger zum ersten Kongreß „Hauptsache Kunst“ im ZKM getroffen. Ein Ergebnis des ersten Kongresses war die Einrichtung eines Landeskunstbeirats.

450. Todestag Philipp Melanchthons

Vortragsreihe „Ökumene heute“

Anläßlich des 450. Todestages von Philipp Melanchthon am 19. 4. 1560 in Wittemberg und zehn Jahre nach der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre veranstalten das Melanchthonhaus in Bretten, das Roncalli-Forum Karlsruhe und das Institut für ökumenische Forschung Straßburg eine Vortragsreihe vom 26. 3. 2009 bis zum 28. 11. 2010. Die Themen beschäftigen sich u. a. mit der „Zukunft der Ökumene“, „Reformation im katholischen Urteil“, der „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre“, „Impulse der Theologie des Reformators Melanchthon für die Ökumene“, „Grund und Gegenstand des Glaubens im römisch-katholischer und evangelischer Sicht.“ Am 31. 10. 2009 findet in Bretten eine Festakademie anläßlich der Eröffnung des Melanchthon-Gedächtnisjahres mit Kardinal Prof. Dr. Walter Kasper statt.

Jugendstil am Oberrhein. Kunst und Leben ohne Grenzen.

Ausstellung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe vom 18. 4. bis 9. 8. 2009

Vorgestellt wird die Kunst um 1900 im Dreiländereck Deutschland–Frankreich–Schweiz mit rund 700 Exponaten; von der Zahl der Exponate her ist es die größte Ausstellung, die bislang im Landesmuseum veranstaltet wurde. Präsentiert werden die vielfältigen künstlerischen Techniken von Möbeln, Malerei, Grafik, Metallkunst, Schmuck, Textil, Mode, Keramik, Farbglasfenster. Eine inszenierte Jugendstilwohnung mit Salon, Speisezimmer, Veranda, Herrn- und Schlafzimmer veranschaulichen die typische Möblierung der Jahrhundertwende.

Der umfangreiche Ausstellungskatalog mit 380 Farbabbildungen und 376 Seiten kostet Euro 34,90 und ist im G. Braun Buchverlag erschienen.

Struwwelpeters Vater Heinrich Hoffmann wird 200 Jahre

Ausstellung in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

In der Zeit vom 13. Mai bis zum 15. August 2009 veranstaltet die Badische Landesbibliothek eine Ausstellung zu Heinrich Hoffmanns 200. Geburtstag, der am 13. Juni 1809 geboren wurde. In einem ersten Teil der Ausstellung wird einen Blick auf Hoffmanns Leben und Werk geworfen, das sich keinesfalls nur auf sein erfolgreiches Bilderbuch eingrenzen läßt. Im Mittelpunkt des zweiten Teils stehen sehr frühe, äußerst seltene europäische Ausgaben des Struwwelpeter, die zeigen, wie kreativ die Bilderbuchkünstler des 19. Jahrhunderts mit der Vorlage umgegangen sind (nach BLB).

Institutionen und Vereine in Baden

Gerhard Layer

Der Arbeitskreis Heimatpflege Regierungsbezirk Karlsruhe

Organisierte Heimatpflege hat im deutschen Südwesten eine rund ein Säkulum umfassende Tradition. Der Schwäbische Heimatbund und der Landesverein Badische Heimat, beide „Kinder" der um 1900 einsetzenden „Heimatschutzbewegung", schicken sich in diesem Jahr an, jeweils ihr 100-jähriges Bestehen zu feiern. Bescheiden nimmt sich da die Geschichte des Arbeitskreises Heimatpflege Regierungsbezirk Karlsruhe aus, der seit nunmehr 25 Jahren im Nordosten des Bundeslandes Baden-Württemberg das Ziel verfolgt, all jene Kräfte zu fördern und zu bündeln, denen es um die Förderung des Geschichtsbewusstseins, den Erhalt von Traditionen, den Denkmal- und den Naturschutz geht. Regierungspräsident Dr. Trudpert Müller (1920–1991), der erste von mittlerweile fünf Vorsitzenden des Arbeitskreises – seit der Gründung 1984 steht immer der jeweilige Leiter oder die Leiterin des Regierungspräsidiums Karlsruhe an der Spitze des AK Heimatpflege –, formulierte es so: „Seit seiner Gründung haben sich der Arbeitskreis und alle in ihm zusammengeschlossenen Vereinigungen zum Ziele gesetzt, das Heimatbewusstsein von unten her zu stärken, von der örtlichen Ebene her, von dort, wo die Traditionen gewachsen sind, wo sich Geschichte realisiert hat."

In den Anfangsjahren wogte die Diskussion um den Begriff „Heimat" gerade mächtig auf, befreiten sich die naserümpfend als „Heimathirsche" bezeichneten Vertreter von Museums-, Heimat- und Trachtenvereinen von ihrem Image der „Ewiggestrigen" und erhielten nicht zuletzt auch durch populäre Verarbeitungen des Themas wie den TV-Mehrteiler „Heimat" von Edgar Reitz Auftrieb und Verständnis für ihre Anliegen. Es ist hier nicht der Platz, die Diskussion im Detail in Erinnerung zu rufen oder gar neu zu entfachen. Beim Rückblick auf die erste Dekade des Arbeitskreises machte es das Gründungs- und jahrzehntelange Vorstandsmitglied Dr. Leonhard Müller (Karlsruhe) denn auch kurz: „Heimat ist Einheit und Vielfalt, Nähe und Ferne. Solch künstliche Grenzen wie die des Regierungspräsidiums Karlsruhe, die identisch sind mit denen des Arbeitskreises, gab es schon immer." Aber eben mit der Diskussion um Heimat und der Vermittlung dessen, was man darunter verstehen kann, hat die Gründung des Arbeitskreises unmittelbar zu tun.

Dazu Leonhard Müller: „1978 wurde bereits die Einrichtung ‚Heimattage Baden-Württemberg' geschaffen mit einem entsprechenden Arbeitskreis. Im September 1978 fand der erste Heimattag in Konstanz statt, bei dem die Heimatpflege vom Ministerpräsidenten Lothar Späth und seinem Kultusminister Roman Herzog in besonderer Weise akzentuiert wurde. Nach weiteren Heimattagen in Esslingen und Offenburg, die ca. 500 000 DM kosteten und zu 90% vom Land finanziert wurden, folgte 1980 ein Protest aus Freiburg. Es sei ‚nicht einzusehen, dass das Land nun ganz erhebliche Mittel für dieses einmal jährliche Spektakulum gewähre, während draußen die Basis und die Heimatvereine nur mit einem Minimum dieses Betrags ausgestattet werden'. Man forderte eine vernünftige Relation. Da es zudem beim Arbeitskreis ‚Heimattage' eine schwere Panne und auch anderwärtige Kritik gegeben hatte, schlug nun die Stunde der Vielfalt, des Regio-

Mit wesentlicher Unterstützung des Arbeitskreises Heimatpflege Regierungsbezirk Karlsruhe gelang der Erhalt des Ensembles von Grünkerndarren in Walldürn-Altheim.

nalismus, und zwar endgültig im März 1986 zwischen Kultusminister Mayer-Vorfelder und den vier Regierungspräsidien. Der erste neue, regionale Heimattag wurde im Herbst 1986 in Buchen eingeläutet, eine Veranstaltungsreihe, die zur neuen Messlatte für weitere Heimattage wurde. Bereits 1983 war der ‚Arbeitskreis alemannische Heimat e. V. Freiburg im Breisgau' gegründet worden, und ein Jahr später folgte Nordbaden, nachdem hier bereits ein Gesprächskreis bestanden hatte. Der damalige Regierungspräsident Dr. Trudbert Müller war der Creator und Motor, sein zuständiger Referatsleiter Udo Theobald der Transmissionsriemen:"

Ein fünfköpfiger Vorstand und ein derzeit 19 Personen umfassender Beirat mit Vertretern aus Vereinen, Verbänden, Kommunen und Behörden lenken die Geschicke des rund 120 Mitglieder umfassenden Arbeitskreises und treffen sich dazu zweimal jährlich. Höchstes Organ des eingetragenen Vereins ist die einmal jährlich tagende Mitgliederversammlung, Geschäftsführer der jeweilige Leiter des Referats Kultur beim Regierungspräsidium Karlsruhe.

Die Beratung der die Heimattage des Landes ausrichtenden Kommunen und Unterstützung bei der Programmgestaltung zählen nach wie vor zu den Arbeitsschwerpunkten. Nach den gelungenen Buchener Heimattagen, welche die Region Badisches Frankenland in den Mittelpunkt rückten und eindrucksvoll bewiesen, wie sehr das aktivierte ehrenamtliche Element diese Großveranstaltung bereichern kann, folgten die Heimattage in Bretten, Ettlingen, Ladenburg und Mosbach, und 2011 steht Bühl an.

Fungiert man hier als Co-Veranstalter, so hat der Arbeitskreis als Ausrichter zweier Wettbewerbe Zeichen gesetzt: Mit dem 1986 begründeten Mundartwettbewerb, der künftig den Titel „De gnitze Griffel" tragen wird, fördert man die Pflege der im Regierungsbezirk Karlsruhe gesprochenen Mundarten, und mit dem Wettbewerb „Vorbildliches Heimatmuseum" betreibt man Museumsberatung der besonderen Art. Belegt der von Udo Theobald initiierte Mundartpreis schon lange, dass „Mundarttexte mehr können, als Gesellschaften zu erheitern und heimatselig Dorf und Natur zu preisen", wie Regierungspräsidentin a. D. Gerlinde Hämmerle meinte, so gibt der von Dr. Wolfram Metzger (Karlsruhe) ins Leben gerufene Museumswettbewerb den Trägern neu eingerichteter Museen Ansporn zur Auseinandersetzung mit aktuellen museumspädagogischen und museumsdidaktischen Entwicklungen und Mut zu weiterem ehrenamtlichem Wirken. Versteht sich, dass im Jubiläumsjahr beide Themenbereiche im Veranstaltungskalender des Arbeitskreises berücksichtigt werden: Am 15. Oktober wird es einen „Galaabend der badischen Mundart" in Bruchsal geben (zudem wird voraussichtlich im August ein zweiter Band mit preisgekrönten Mundartbeiträgen erscheinen), und im November unternimmt man eine Rundreise zu ausgezeichneten Museen.

Nicht nur herausragende Einrichtungen in der reichen regionalen Museumslandschaft zeichnet der Arbeitskreis aus: Da Heimatpflege bekanntlich wesentlich vom ehrenamtlichen Engagement getragen wird, gilt seit 14 Jahren verdienten Persönlichkeiten aus dem Regierungsbezirk Karlsruhe besondere Anerkennung durch die Verleihung der Ehrennadel des Arbeitskreises. Verfasser landeskundlicher Publikationen, Betreuer von Museen oder Archiven sowie engagierte Denkmal- und Naturschützer erfahren so eine ansprechende Würdigung für ihren großen Einsatz – in diesem Jahr geschehen am 28. April bei einer Feierstunde im Schloss Rotenberg der Gemeinde Rauenberg (Rhein-Neckar-Kreis).

Schließlich gewährt der Arbeitskreis auch Zuschüsse für Projekte seiner Mitglieder.

Bei der 25-Jahrfeier des Arbeitskreises Heimatpflege in der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe (von links): Dr. Sven von Ungern-Sternberg (Vorsitzender das Landesvereins Badische Heimat), Dr. Kurt Andermann (Generallandesarchiv Karlsruhe), Regierungspräsident Dr. Rudolf Kühner (Vorsitzender AK Heimatpflege) und Karlheinz Geppert (Vorsitzender des Landesausschusses f. Heimatpflege).

Landes- und Spendemittel sowie Mitgliedsbeiträge setzt er – vorausgesetzt die Richtlinien sind erfüllt – zur Förderung besonderer Tagungen, Publikationen und Restaurierungen ein. Als Musterbeispiel sei hier der Erhalt und die Renovierung des Ensembles von Grünkerndarren in Walldürn-Altheim erwähnt, wo man in Kooperation mit dem damaligen Landesdenkmalamt eine Initialförderung leistete (im April 2007 wurde das „einmalige Ensemble", zu dem auch ein kleines Museum gehört, von der Denkmalstiftung Baden-Württemberg als „Denkmal des Monats" ausgezeichnet) .

Über vieles davon berichtet „Hierzuland". Als einziger der vier Arbeitskreise im Land gibt der nordbadische eine landeskundliche Zeitschrift heraus, die früher zweimal und seit 2004 einmal jährlich erscheint und sich als „Forum für sämtliche Themen der Heimatpflege" versteht. „Hierzuland" ist gegliedert in einen Aufsatzteil mit Einzeluntersuchungen zu geschichtlichen, volkskundlichen oder naturkundlichen Themen und einen Magazinteil mit Rezensionen sowie aktuellen Informationen über Entwicklungen im Bereich der Vereine und Institutionen, die sich kulturhistorischen Aufgaben widmen. Längst ist das zwischen gestern und heute Brücken schlagende und den Arbeitskreis sowie viele Geschichtsfreunde verbindende Regio-Magazin etabliert: „Wer mehr über seine Heimat und seine Vorfahren sowie deren Leben erfahren will, tut hier einen guten Griff", urteilen die „Badischen Neuesten Nachrichten".

Der Vermittlung und Stärkung von Geschichtsbewusstsein dienen auch die jüngsten Initiativen des Arbeitskreises: Zum einen bot man im Mai erneut einen Workshop in Zusammenarbeit mit dem Generallandesarchiv Karlsruhe an („Auswertung mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Quellen für Ortsgeschichten"), und erstmals schrieb der Arbeitskreis einen Schulwettbewerb aus. „Mein Lieblingsplatz in unserem Heimatort" lautet der Titel dieses mit 1500 Euro dotierten Wettbewerbs für dritte und vierte Grundschulklassen. Vorsitzender Regierungspräsident Dr. Rudolf Kühner wird im Juli die Preisverleihung an der Siegerschule vornehmen. Dem Ansinnen des Gründungsvorsitzenden Trudpert Müller, „Heimatbewusstsein von unten her zu stärken", kommt man damit auf besondere Weise nach.

Mit dem Augenmerk auf die Jugend ist der Blick auch in die Zukunft gerichtet, für die auch eine engere Kooperation mit Institutionen ähnlicher Zielrichtung fest eingeplant ist.

Arbeitskreis Heimatpflege (Hg.): Wir und unsere Mitglieder. Der Arbeitskreis Heimatpflege Regierungsbezirk Karlsruhe. Info Verlag. Karlsruhe 2004. ISBN 3-88190-349-6

Arbeitskreis Heimatpflege (Hg.): Hierzuland. Badisches und Anderes von Rhein, Neckar und Main.

Schriftleitung: Gerhard Layer M. A. Info Verlag Karlsruhe. ISSN 0930-4878.
Arbeitskreis Heimatpflege
Regierungsbezirk Karlsruhe e. V.
76247 Karlsruhe
Tel. 07 21/9 25-75 66.
Vorsitzender: Dr. Rudolf Kühner, Regierungspräsident
Geschäftsführer: Thomas Hoffmann

Anschrift des Autors:
Gerhard Layer M.A.
Am Rosenberg 6
74821 Mosbach

Veranstaltungen badischer Institutionen

Alemannisches Institut Mai–Oktober 2009

Vortragsreihe:
Wald im Wandel
Von keltischen Köhlern zur Pelletindustrie im 21. Jahrhundert

Donnerstag, 18. Juni 2009, 18.15 h, HS 1015
Wald und Klimawandel – Naturnähe als Rezept zur Vorbeugung von Risiken?
Prof. Dr. Jürgen Bauhus (Freiburg)

Donnerstag, 25. Juni 2009, 18.15 h, HS 1015
Die historische Bedeutung des Waldes als zentrale Ressource am Beispiel der Waldnutzungen im Schwarzwald
Prof. Dr. Uwe Eduard Schmidt (Freiburg)

Donnerstag, 2. Juli 2009, 18.15 h, HS 1015
Ausgeplündert oder strukturreich?
Entwicklung der Zürcher Wälder im 19. und 20. Jahrhundert
PD Dr. Matthias Bürgi (Birmensdorf/CH)

Donnerstag, 9. Juli 2009, 18.15 h, HS 1015
Schön und nützlich – Bäume in der Landschaft und ihre Nutzungsgeschichten
Tatjana Reeg (Freiburg)

Donnerstag, 16. Juli 2009, 18.15 h, HS 1098
Nachhaltige Ressourcensicherung – was kann der Wald leisten?
Prof. Dr. Dr. h.c. Gero Becker (Freiburg)

Ort: Universität Freiburg, Platz der Universität 3, Kollegiengebäude 1, HS 1015 und 1098
Vortragsreihe in Kooperation mit dem Institut für Landespflege an der Universität Freiburg

Exkursionen:
Samstag–Sonntag, 27.–28. Juni 2009:
Kantone der Schweiz: Bern

Mit Dr. Armand Baeriswyl (Bern).
Der Kanton erstreckt sich mit dem Jura, Mittelland und Oberland nicht nur über alle geografischen Landschaftstypen der Schweiz, sondern auch über die Sprachgrenzen hinweg. Die Exkursion zeigt interessante Einblicke in den flächenmäßig zweitgrößten Kanton der Schweiz. Im Zentrum steht ein Rundgang durch die Bundesstadt Bern. Die Reise geht ferner nach Thun, ins Emmental auf den Spuren Jeremias Gotthelfs und der Käsebarone und nach Burgdorf mit seiner sehr gut erhaltenen Zähringerburg. Der Referent ist Abteilungsleiter beim Archäologischen Dienst des Kantons Bern.
In Kooperation mit Waldhof e. V.
Beginn: Samstag 18 h Abendessen, 19 h Einführung
Reisetag: Sonntag 7.30–20 h, Abfahrt ab Waldhof
Anmeldung: Waldhof e. V., Tel. (07 61) 6 71 34, Fax 6 65 84 (kostenfreie Abmeldung bis 6. Juni 2009)
Kosten für die Exkursion: 50 Euro, auf Wunsch Unterkunft und Verpflegung (inkl. Lunchpaket) 50 Euro.

Samstag, 11. Juli 2009:
Auf den Spuren von Holzhändlern und Flößern

Exkursion nach Gernsbach und Schiltach
Mit Dr. Hans Harter (Freiburg) und Dr. Rainer Hennl (Karlsruhe).
Die beiden ausgewiesenen Experten führen in die Geschichte der beiden Orte und in ihre Verbindung zu Wald- und Holznutzung ein. Stadtführung in Gernsbach, Mittagessen auf Schloss Eberstein, anschließend Besuch der Flößerstadt Schiltach. Rückkehr gegen 18 Uhr.
Unkostenbeitrag: 20 Euro (für Busfahrt und Eintritte)
Anmeldung im Alemannischen Institut,
Abfahrt 9 h, Freiburg Konzerthaus.

Tagung:
Kulturelle Vielfalt zwischen Schwarzwald und Rhein

Eine interdisziplinäre Tagung zur Ortenau und zum Renchtal
Freitag–Samstag, 23.–24. Oktober 2009
Veranstaltet vom Alemannischen Institut Freiburg e. V. in Zusammenarbeit mit der Stadt Oberkirch und dem Historischen Verein für Mittelbaden e. V.
Ort: Rathaus Oberkirch, Sitzungssaal
Mit Beiträgen von Matthias Braun, Dipl.-Rest. Regine Dendler, Dr. Andreas Haasis-Berner, Dr. Dieter Kauß, Johannes Mühlan, Dr. Regina Ostermann, Dr. R. Johanna Regnath, Dr. Renate Schrambke, Dipl.-Rest. Bernhard Wink und Bernd Walser.
Tagungsleitung: Dr. Wolfgang Gall, Dr. Dieter Kauss
Organisation: Dr. R. Johanna Regnath, Hermann Brüstle.

Vortrag:
Donnerstag, 14. Mai 2009, 18.15 h
Frühneuzeitliche Schatzgräberei in Vorarlberg und angrenzenden Regionen

Vortrag mit Bildern
PD Dr. Manfred Tschaikner (Bregenz).
Wie mancher heute beim Lotto oder bei der Börse hofften bis ins 19. Jahrhundert viele Menschen, durch die Entdeckung und Hebung eines verborgenen Schatzes rasch zu Reichtum zu gelangen. Dafür nahmen sie hohe Kosten, weite Reisen und gefährliche Situationen in Kauf, denn

sie mussten dazu Geister beschwören und Teufel bannen lassen. Viele Leute setzten höchste Erwartungen in die Schatzgräbereien und opferten dafür ihre letzten Ersparnisse; manche wiederum nützten die Leichtgläubigkeit anderer, sich durch betrügerische Unternehmungen zu bereichern.
Bibliothek des Alemannischen Instituts, Freiburg

Kontakt:
Alemannisches Institut Freiburg i. Br. e. V.
Bertoldstraße 45, 79098 Freiburg i. Br.
Telefon (07 61) 15 06 75-70 Fax (07 61) 15 06 75-77
E-Mail: info@alemannisches-institut.de
www.alemannisches-institut.de
Öffnungszeiten: Mo–Fr 9–12, 14–16, Mi Nachmittag geschlossen

Bund „Heimat und Volksleben“

Juni – Dezember

4.–5. 7. 2009
Historisches Peter- und Paul-Heimatfest in Bretten
Samstagabend: Großer Zapfenstreich der Bürgerwehren
Sonntag: Historischer Festzug

5. 7. 2009
Kreistrachtenfest des Bundes „Heimat und Volksleben“ e. V. im Landkreis Lörrach in Häg-Ehrsberg, verbunden mit dem 35-jährigen Jubiläum der Trachtengruppe Häg-Ehrsberg und dem 110-jährigen Jubiläum der Trachtenkapelle Häg-Ehrsberg; Festzug am Sonntag.

5. 7. 2009
Kreistrachtenfest des Bundes „Heimat und Volksleben“ e. V. im Kreis Waldshut in Waldshut-Tiengen, verbunden mit dem Schwyzertag. Festzug am Sonntag.

11.–12. 7. 2009
Musikfest der Trachtenkapelle Moos, Bühl-Moos

19. 7. 2009
Hausherrenfest in Radolfzell

26. 7. 2009
Sommerfest der Trachtenkapelle Kirnbach, Wolfach-Kirnbach

31. 7.–2. 8. 2009
Musik-Hock mit Schleppertreffen der Trachtenkapelle Glottertal

9. 8. 2009
Mühlenfest in Seebach

29. 8. 2009
Heimatabend in Glottertal

4.–6. 9. 2009
Schneckenfest in Pfaffenweiler

12.–13. 9. 2009
Heimattage Baden-Württemberg in Reutlingen

20. 9. 2009
Winzerfest in Auggen

17.–19. 10. 2009
652. Bräunlinger Kilbig

20. 12. 2009
Christmettspiel des Bundes „Heimat und Volksleben“ e. V. auf dem Lorettoberg in Freiburg (Krippenspiel in Mundart als Freilichtaufführung) – entfällt bei Regen

Rechtshistorisches Museum

Sonderausstellung zur Karlsruher Rechtsgeschichte noch bis zum 30. September 2009
Die Ausstellung befasst sich mit den unterschiedlichen Etappen der Rechtsentwicklung in der einstigen badischen Residenz- und Landeshauptstadt von der Stadtgründung bis zur Nachkriegszeit. Beginnend mit den Privilegienbriefen des Stadtgründers Markgraf Karl Wilhelm aus dem Jahre 1715 wird die Fortentwicklung der kleinen Markgrafschaft zum mittelstaatlichen Großherzogtum und die damit verbundene Modernisierung der Rechtsordnung, die wesentliche Impulse durch Frankreich erfahren hat, aufgezeigt. Die badische Gerichtsreform von 1864, die u. a. zur Errichtung des ersten eigenständigen Verwaltungsgerichtshofes in Deutschland führte, machte Karlsruhe erneut zum Wegbereiter fortschrittlicher Entwicklungen. Mit der Eröffnung des Oberlandesgerichts Karlsruhe im Zuge der Reichsjustizgesetze von 1879 wurde die Landeshauptstadt erstmals auch Sitz eines Obergerichts der ordentlichen Gerichtsbarkeit. An Hand namhafter Karlsruher Juristen – wie Ludwig Marum, Eduard Dietz, Ernst Fuchs, Heinrich Wetzlar sowie Reinhold Frank – wird der Gegenpol zur verhängnisvollen Zerstörung der Rechtskultur durch die NS-Diktatur verdeutlicht. Die erfolgreiche Bewerbung der Stadt Karlsruhe als Sitz des Bundesgerichtshofs im Jahre 1950, der ein Jahr später die Ansiedlung des Bundesverfassungsgerichts als obersten Gerichtshof und Verfassungsorgan folgte, sowie der anschließende Aufbau der Bundesgerichtsbarkeit werden abschließend behandelt.

Verein Rechtshistorisches Museum e. V. Karlsruhe
Museumsräume im Gebäude des Bundesgerichtshofes
Herrenstraße 45a
76133 Karlsruhe
Tel. und Fax 07 21/2 93 53 sowie
Tel. 07 21/1 59-51 12
www.rechtshistorisches-museum.de
info@rechtshistorisches-museum.de
Öffnungszeiten: Jeweils dienstags von 10–12 Uhr. Gruppen werden nach vorheriger Vereinbarung auch an anderen Tagen geführt.

Rechtshistorisches Museum Karlsruhe

13. 9. 2009, 10–17 Uhr: **Tag der offenen Tür** anlässlich des Tages des offenen Denkmals. Herrenstraße 45a, Karlsruhe.

Jahresrückblick der Regionalgruppen auf das Jahr 2008

Regionalgruppe Freiburg

Die Verantwortlichen der Freiburger Gruppe Julia Dold (M. A.) und Dr. Bernhard Oeschger waren mit zwei größeren Projekten in das neue Jahr gestartet. Zum einen war eine mehrtägige **Exkursion in die Toscana und nach Modena** geplant, weil man die Stadt, von der aus Freiburg um 1806 nach dem Preßburger Frieden zeitweilig verwaltet worden war, einmal kennenlernen wollte, – zum andern stand eine **Sichtung von gestifteten alten Fotografien** aus der jüngeren Stadtgeschichte an, die man im Keller des Hauses der Badischen Heimat schon länger unausgewertet aufbewahrt hatte. Sie sollen bei einer für das kommende Jahr (2009) geplanten Ausstellung der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Während das Italienprojekt leider mangels genügender Beteiligung ausfallen musste, nahm (und nimmt) die Sichtung der Fotografien aus einem Nachlass unter der Federführung unseres Mitglieds Rektor i. R. Anton Burckhardt mehr und mehr Gestalt an. Man darf auf eine interessante Ausstellung, die auch das größere Interesse unseres Präsidenten von Ungern-Sternberg findet, gespannt sein.

Das eigentliche kulturelle Programm begann (leider nach einer kurzfristigen Änderung : 25. 2. 2008) mit einer ersten Führung ins **Unterlindenmuseum in Colmar** zur Ausstellung des Isenheimer Altars. Die viel besuchte Ausstellung war gemeinsam unter dem Titel „Matthias Grünewald – Blicke auf ein Meisterwerk“ zusammen mit der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe konzipiert. Frau Marianne Gnädig vom Kulturamt führte beredt und beseelt in das Werk des Meisters ein. Mit diesen Kenntnissen ausgerüstet schloss sich wenige Tage später unter dem Titel **„Grünewald II“** die Fahrt nach Karlsruhe an: „Grünewald und seine Zeit“. Man bestaunte die vielerlei kopierten „Leihgaben“, hätte aber möglicherweise mehr Originale erwartet. Auch die museumspädagogische Aufarbeitung erschien einigen Teilnehmern an dieser Exkursion erweiterungsfähig.

Im März (31. 3. 2008) fand eine hochinteressante Besichtigung des kleinen **Klosters St. Lioba** in Günterstal am Fuße des Schauinslandes statt, die ebenfalls gut besucht war. Im Mittelpunkt stand ein Gespräch mit Schwester Vitburga über das religiöse und alltägliche Leben der Benediktinerinnen **„zwischen Kirche und Kräutergarten“**, Lebensgestaltung von katholischen Frauen die in verschiedenen Arbeitsbereichen innerhalb und auch außerhalb der Ordensgemeinschaft in Bildung und Seelsorge tätig sind. Einer ihrer Leitsprüche heißt: „Intus monachus – foris apostolus *(Nach innen ein Mönch – nach außen ein Apostel“).* Rund 100 Schwestern leben – z. T. auf der Krankenstation – im Mutterhaus. Jeweils drei Jahre arbeiten und lernen auch indische Nonnen im Günterstaler Kloster. Ihren Namen hat die um 1927 von der Leiterin des Kinderkrankenhauses St. Hedwig in Freiburg (Benedicta Föhrenbach 1883–1961) gegründete Gemeinschaft von der hl. Lioba, einer im 8. Jahrhundert an der Seite des Apostels der Deutschen, St. Bonifatius, aus England nach Deutschland gekommene Frau, die tätig wurde, um besonders für Frauen und Kinder eine christliche Erziehung und Bildung zu ermöglichen. Das heutige Kloster befindet sich in einer 1913 in toskanischem Stil erbauten ehemaligen Industriellenvilla der Familie Wohlgemuth. Ein kleiner Gang durch den kräuter- und blumenreichen Klostergarten, in dem im Sommer auch Gemüse, Obst und Beeren geerntet werden, rundeten die Informationen über das Leben der Nonnen in dieser reizvollen Umgebung ab.

„Zu Gast im Jesuitenschloss“ (14. 4. 2008) nannte sich die kleine Exkursion an den Schönberg am Stadtrand von Freiburg. Dort begrüßte Stiftungsdirektor Lothar Böhler die Freiburger Gäste, gab Erklärungen ab zum ehemaligen „Tusculum“ der Freiburger Universitätslehrer, aber auch zur heutigen Verwendung der inmitten von Weingütern gelegenen geschlossenen Anlage. Seit 1298 ist oberhalb von Merzhausen am Eingang zum Hexental ein Weingut erwähnt, Mitte des 17. Jahrhunderts erhielten es die Freiburger Universitätslehrer als Geschenk und Ruhesitz von der Bollschweiler Adelsfamilie Schnewlin-Bernlapp. Nach Auflösung des Jesuitenordens (1773) gehörte es zu Vorderösterreich und wurde an verschiedene Adelsfamilien verpachtet, verkam allmählich und wurde um 1900 von der Heiliggeiststiftungsverwaltung erworben, die das alte Schloss in den letzten Jahren zu einem viel besuchten Ausflugslokal und zum Mittelpunkt ihres Stiftungsweingutes ausbaute. Trockene Spätburgunder und andere Sorten werden hier gekeltert. Getreu nach dem Stiftungsversprechen erhalten noch heute alte und pflegebedürftige Menschen, die von der Heiliggeiststiftung stationär gepflegt werden, sonn- und feiertäglich gratis ihr Viertele – eine Mitteilung, die zum Schmunzeln Anlass bot. Überrascht waren die Teilnehmer an dem Besuch über die Aussage Lothar Böhlers, dass immerhin 15% aus dem Erlös der 100 000 Liter Wein als Spende an den Freiburger Münsterbauverein überreicht werden konnten. Selbstverständlich, dass man sich an einer guten Probe des „Münsterweins“ gern beteiligte.

„Gastro Sterne über Freiburg“ (5./6. 5. 2008) war ein Besuch des 5 Sterne-„Colombi-Hotels“ betitelt, der so schnell ausgebucht war, dass die Veranstaltung am darauf folgenden Tag erneut durchgeführt wurde. Hotelier Roland Burtsche (am 2. Tag seine sympathische Frau Waltraud) empfing seine Gäste im familiengeführten Luxushotel am Rande der Freiburger Altstadt gegenüber dem bekannten „Colombischlössle“ persönlich und gab freimütig und beeindruckend einen Einblick in seinen Lebenslauf vom Fleischerlehrling über den Schiffskoch zum Besitzer des 1957 erworbenen Hotels, das er zum 5-Sterne-Hotel auszubauen verstand. Der Restaurantführer „Gault Millau“ zeichnete ihn zum „Hotelier des Jahres 2008“ aus, der „Michelin“ nennt sein Hotel unter den zehn besten in Deutschland, und eine ähnliche Ehrung (Deutscher Arbeitsinvestorpreis) erfuhr Roland Burtsche für seine Bemühungen um den Nachwuchs, weil von den rund 170 Angestellten 50 junge Leute im Colombihotel ausgebildet werden. Eine überzeugende Unternehmerpersönlichkeit!

Rebecca Martin, als Junior-Partnerin, führte die Gäste durch das Haus mit seiner geräumigen Empfangshalle, der weit ausladenden Treppe, den Sälen für Konferenzen und Festivitäten, alle mit den Namen der

Partnerstädte Freiburgs benannt und zeigte auch mehrere der 166 Zimmer und Suiten. Man staunte über den VIP-Bereich und die „Hochzeitssuite“, in der z. T. wertvolle Antiquitäten, Stilmöbel, Gobelins und Bilder (z. B. von Tomi Ungerer) den gepflegten Eindruck noch verstärkten. Natürlich sah man auch den Wellnessbereich mit dem Schwimmbad und den kaum vermuteten Innenhofgarten mit der Sicht auf Münster und Altstadt. Ein kurzer Blick in Richtung Küche, in der die 40 Köche gerade ein Großmenü vorbereiteten, durfte nicht fehlen. Am meisten beeindruckten die fünf Bankettsalons, der Bar-Bereich, die Schwarzwaldstube und die stilvoll eingerichteten und mit edlem Holz ausgekleideten Räume des Gourmetrestaurants mit den bereits eingedeckten Tischen. Die Besucher waren sich einig: Im „Colombi“ herrscht ein gediegenes Flair von Eleganz, gepaart mit Höflichkeit und Geschmack.

Natürlich wurde auch über Preise gesprochen: Hier spreizt sich die Feder. Aber immerhin sahen die Besucher ein, dass ein Haus mit so viel Komfort auch wirtschaftlich geführt werden muss. „Und was bedeutet die überall im Hause anzutreffende Krone über dem C?“ Das hängt zusammen mit der Grafenfamilie Colombi, die dem Hotel gegenüber das kleine Stadtschlößchen gebaut hatte. Die Tochter einer englisch-deutschen Familie „de Bode“ heiratete 1808 in St. Petersburg einen katalanischen Antonio de Colombi y Payet. Aus dieser Ehe stammte Marie Gertrudis, die nach unruhigen Wanderjahren letztlich ihre Heimat in Freiburg fand. Aus der Nähe zum „Colombipark“ leiten sich also Name und Krone ab. Auf dem „Alten Friedhof“ findet man noch heute das Familiengrab der Familie de Colomby y Payet.

Die für Anfang Mai **geplante Fahrt der Regionalgruppe in die Toscana** mit Standort in Modena musste „mangels Masse“ sprich: ungenügender Beteiligung leider ausfallen.

Badischer Bilderbogen nannte sich (etwas anspruchsvoll) der Treffpunkt in der Geschäftsstelle der Badischen Heimat (9. 6. 2008), um aus dem Archiv ausgewählte Bilder zu präsentieren, die in mühevoller Kleinarbeit gesäubert und kartiert worden waren. Einige wenige Beispiele aus der Arbeit der beiden Foto-AGs konnten vorgelegt werden. Leider war der Großteil der für eine Ausstellung vorgesehenen Bilder bzw Negative am Vortag abhanden gekommen, Sie sind bis heute noch nicht wieder aufgetaucht. Bedauerlich.

Von Fabelwesen und sonstigen Geschöpfen (7. 7. 2008) nannte sich ein Besuch im Keramik-Museum Staufen, in dem Emil Wachter, der beliebte Künstler, der durch seine Arbeiten „Kunst am Bau“ an der Autobahnkirche in Baden-Baden. am Schloßbergsteg in Freiburg und an vielen Kirchen im Südwesten bekannt ist, einen Teil seiner neueren Werke zum Betrachten anbot und persönlich erklärte. Der herzliche Dank seiner Zuhörer war dem alten Herrn sicher

Einen besonderen Gang durch einen blühenden Rosengarten mit dem Thema **„Englischer Rosentraum im Markgräflerland“** (4. 8. 2008) fand die dankbare Anerkennung der Teilnehmer in den Gartenanlagen des bekannten Gartendesigners John Scarman im Landhaus Ettenbühl bei Bad Bellingen. Eine enorme Sortenvielfalt in den unterschiedlichen Gartensegmenten, Farben zwischen pink, purpurn- und rotweinrot mit ihrem betörenden Duft in atemberaubender Üppigkeit beeindruckten die Teilnehmer und manch einer nahm sich gern seine langjährig blühende Lieblingsrose mit in den heimischen Garten.

„Der Herbst ist gekommen“ war nach der Sommerpause das Motto (29. 10. 2008) und sollte in das Kaiserstühler „Korkenzieher-Museum“ führen. Lag es daran, dass die Einladung durch die Post erst am gleichen Tag ankam, oder dass aus Versehen der Ort des Museums nicht angegeben war? Der Berichterstatter jedenfalls vermag leider nichts zu protokollieren! (P. S. Google macht’s möglich: Korkenzieher Museum in Vogtsburg-Burgheim mit 800 Exponaten seit dem 18. Jahrhundert)

Salute San Marco (Besuch der Venedig-Ausstellung: Von Canaletto und Turner bis Monet) (20. 11. 2008) lockte die mobilen Mitglieder in die Fondation Beyeler nach Riehen in der Schweiz bei Lörrach. Dem Zauber und Charme der Lagunenstadt sind viele Künstler verfallen. In der Fondation Beyeler waren ca. 150 der Meisterwerke ausgestellt, vor ihren Gemälden fühlten sich alle Besucher emotional wieder einmal in die „Serenissima“ einbezogen und mit den Malern in die Gemächer am Canal Grande involviert. Schade, dass der Eintritt in Schweizer Museen nicht gerade billig ist!

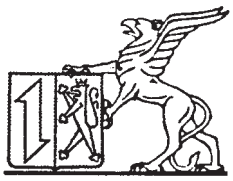
100 Jahre Landesverein Badische Heimat (9. 12. 2008): „Das Land Baden zur Zeit der Gründung der Badischen Heimat“. Im Vorgriff auf das hundertjährige Jubiläum des Landesvereins umriss Prof. Dr. Wolfgang Hug, unser bewährtes und immer hilfsbereites Mitglied, die politische und gesellschaftliche Vorgeschichte Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert, die zur Gründung der „Badischen Heimat“ führten. Im Zeitalter von Industrialisierung und Demokratisierung in einem einheitlichen deutschen Kaiserreich waren Vereinsgründungen Möglichkeiten des neuen Zusammenhalts und der Findung neuer bürgerlicher Identität und Integration. Gleichzeitig wurden soziale Schranken aufgehoben und bürgerliches Bewusstsein geschaffen. Man war stolz, Badener zu sein, zumal der Landesherr sich als „Vaterfigur“ präsentierte. Prof. Hug untermauerte seine Ausführungen auch durch eine Fülle von Zahlenmaterial zur politischen und gesellschaftlichen Geschichte, so dass es klar wurde, warum die „Badische Heimat“ einfach gegründet werden musste. *Hermann Althaus*

Regionalgruppe Karlsruhe

Regierungspräsidentin a. D. Gerlinde Hämmerle führte am 18. Januar 2008 durch die Abteilung „Baden und Europa im 19. Jahrhundert“ im Badischen Landesmuseum in Karlsruhe. Am 20. Februar 2008 wurde im Sinne des eingeführten „Lokaltermins“ das Staatsweingut Durlach besucht. Für den 1. März 2008 lud die Regionalgruppe zu der Mitgliederversammlung des Landesvereins Badische Heimat nach Offenburg ein. Ein Besuch im Rechtshistorischen Museum im Bundesgerichtshofs war am 12. März 2008 der „Geschichte der badischen Amtsgerichte“ gewidmet. Es führte Herr Bundesrichter Dr. Fischer. Der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Karlsruhe, David Seldner, führte am 9. April 2008 die Regionalgruppe beim Besuch der Synagoge und führte in die wechselvolle Geschichte der jüdischen Gemeinde in Karlsruhe ein. Am 2. Mai 2008 war die Regionalgruppe zu Gast bei Oberbürgermeister Metzger in Bretten. Es schloss sich eine Stadtführung mit dem Besuch des Deutschen

Schutzengelmuseums im Schweizer Hof an. Dr. Anneliese Poppinga als langjährige Mitarbeiterin und Vertraute des Bundeskanzlers Konrad Adenauer konnte für eine Führung der Regionalgruppe für den Besuch des Konrad-Adenauer-Hauses in Rhöndorf gewonnen werden. Frau Regierungspräsidentin a. D. Gerlinde Hämmerle führte anschließend durch das ehemalige Regierungsviertel in Bad Godesberg. Die Veranstaltung fand am 21. Juni 2008 statt. Am 12. Juli führte eine Exkursion nach Haslach „Auf Hansjakobs Spuren". Aus Anlass des 275. Todestages der Markgräfin Sibylla Augusta von Baden wurde am 17. September 2008 ein Besuch der Ausstellung „Extra schön. Markgräfin Sibylla Augusta und ihre Residenz" angeboten. Am 11. Oktober führte Herr Dr. Gerhard Kabierske zu dem Thema „Die Durlacher Karlsburg. Auf der Suche nach den Resten des Schlosses der Markgrafen von Baden-Durlach". Durlach war von 1565 bis 1718 Residenz der Markgrafen von Baden-Durlach. Eine Exkursion führte mit Manfred Bögle am 1./2. November zu „Karlsruher Schätze im Breisgau und Markgräflerland". Erste Station war Emmendingen, dann Ballrechten-Dottingen, Salzburg, Mengen bei Freiburg. Das Jahr 2008 der Regionalgruppe wurde abgeschlossen durch den Ausstellungsbesuch von „Zeit der Helden" im Badischen Landesmuseum in Karlsruhe. Da das sogenannte Herbst/Winter-Programm der Regionalgruppe die Monate September bis März des folgenden Jahres umfasst, sei noch auf die Veranstaltungen der Monate Januar bis März 2009 hingewiesen. Am 14. Januar 2009 sprach der frühere Verfassungsgerichtspräsident Prof. Dr. Ernst Benda über sein Leben. Am 18. Februar war die Regionalgruppe zu Gast bei Bernd Bechtold, den Präsidenten der Industrie- und Handelskammer Karlsruhe. Am 18. März 2009 fand wieder ein „Lokaltermin" im Walkschen Haus in Weingarten mit einem Drei-Gänge-Menue statt. Schulamtsdirektor a. D. Klaus Goerke führte durch den Ort und machte die Teilnehmer mit der Geschichte des Ortes bekannt. *Heinrich Hauß*

Regionalgruppe Mannheim



Nach dem Veranstaltungsmarathon zum 400. Stadtjubiläum 2007 und einer schöpferischen Pause begann das Jahr im April 2008 mit der Stadtführung von Tanja Vogel: „Liebe, Liebelei und Ehefrust" Sie bot einen kurzweiligen Rundgang durch Mannheimer und Kurpfälzer „Liebesgeschichten" von der Zeit Karl Ludwigs bis in das „Goldene Zeitalter" der Industrie- und Handelsstadt. Anekdoten, Sagen und Zitate passend zum Thema ergänzten den Rundgang.

Noch im selben Monat folgte eine Führung durch Tobias Möllmer: „Berliner Grabmalskunst auf dem Mannheimer Hauptfriedhof. Die Mausoleen Lanz und Engelhorn von August Kraus".

Herr Möllmer stellte zwei bedeutende Zeugnisse des Neuklassizismus vor, die ihresgleichen in Baden suchen: Die Lanz-Gruft (1908–1910) und das Engelhorn-Mausoleum (1911–1912). Beide Bauten wurden von dem Berliner Bildhauer August Kraus geschaffen. Der Landmaschinenfabrikant Dr. Karl Lanz gewann den Künstler für die Ausgestaltung des Mausoleums für seinen 1905 verstorbenen Vater Heinrich Lanz. Begeistert von der prächtigen Gruft der Landmaschinendynastie beauftragte auch die Familie Engelhorn den Bildhauer mit der Innenausstattung ihres Urnentempels, der im Äußeren einer Grabkapelle auf dem römischen Hauptfriedhof nachempfunden wurde.

Im Mai 2008 präsentierte Tanja Vogel das Zeughaus: „Querschnitt Zeughaus" – Eine Führung zu den Highlights der Zeughaus-Präsentation. Sie zeigte einen Querschnitt der vielfältigen Sammlungen, die im Museum Zeughaus präsentiert werden.

Der Diavortrag von Eleonore Kopsch: „Friedrich IV. – Pfalzgraf, Kurfürst, Gründer Mannheims" im Juni 2008 erinnerte nochmals an das Stadtjubiläum 1607–2007. Der Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses und sein Ausspruch „Heute wieder voll gewest", der in ein Studentenlied eingeflossen ist, sind die allgemein bekannten Hinterlassenschaften unseres Stadtgründers. In einem Dia-Vortrag ging den Spuren seines kurzen, aber bewegten Lebens nach.

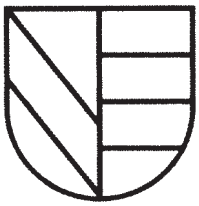
Der Diavortrag von Dr. Franz Waller: „Für die sprechendste Aehnlichkeit wird garantirt!" führte im Juni 2008 zu den Anfängen der photographischen Kunst in Mannheim. Kaum war das erste praktikable photographische Verfahren im August 1839 bekannt geworden, konnte man sich auch in Mannheim nach der neuen „Lichtzeichenkunst" portraitieren lassen. Anfangs waren es durchreisende „Daguerreotypisten", die während der Mai- und Oktobermesse ihre Kunst ausübten, doch bald schon etablierten sich die ersten ansässigen Berufsfotografen in der Quadratestadt, wo ihnen mit Hilfe von Quecksilber und Höllenstein in ihren Ateliers faszinierende Bilder gelangen.

Im September 2008 führte ein Vortrag von Dr. Kai Budde vom Landesmuseum für Technik und Arbeit „Von der Wunderkammer zum Naturalienkabinett. Die ehemalige Naturwissenschaftliche Sammlung im Mannheimer Schloss". Die Gründung der Akademie der Wissenschaften 1763 in Mannheim und der Aufbau eines modernen naturgeschichtlichen Kabinetts von Cosimo Alessandro Collini entsprachen dem Gedanken der Aufklärung. Der Vortrag informierte über die im Bereich der Mineralogie, Botanik und Zoologie forschenden Mitglieder der Akademie.

Im Oktober 2008 referierte Sabine Pich M. A. über Mannheims Untergrund: „Vom Festungsgraben zum Ringkanal. Wie Mannheim ‚trockengelegt' wurde 1607–1907". Bis ins 19. Jahrhundert hinein war Mannheim von Sümpfen und stehenden Gewässern umgeben, die Bevölkerung durch Seuchen und Hochwasser bedroht. Erst der Wandel zur Großstadt und Industriemetropole brachte den entscheidenden Fortschritt: die Kanalisation und die Kläranlage. Anhand zeitgenössischer Karten, Bilder und Texte beleuchtet die Referentin Sabine Pich vom Eigenbetrieb Stadtentwässerung Mannheim über drei Jahrhunderte hinweg die Kehrseite des Stadtlebens an zwei Flüssen.

Den Jahreszyklus schloss Tanja Vogel im Oktober 2008 mit der Führung „Tatort Mannheim – Kriminelles und Kurioses aus der Stadtgeschichte Mannheims" ab. Wo geschah in der Nachkriegszeit der spektakulärste Postraub und was kann geschehen, wenn man in angeheitertem Zustand ein Moped gestohlen meldet? Was ist eine Geige, handelt es sich dabei nicht um ein Musikinstrument, und wo lebte der Henker von Mannheim? Diese Fragen und viele weitere mehr waren Thema eines unterhaltsamen Bummels durch die Quadrate. *Volker Keller*

Regionalgruppe Pforzheim



Das Jahresprogramm 2008 wurde eröffnet mit einer Fahrt zur Großen Landesausstellung in der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe „Grünewald und seine Zeit“ im Februar. Claudia Baumbusch führte durch die Darstellung des Werks dieses großartigen süddeutschen Künstlers im Kontext der zeitgenössischen Malerei um 1500.

Regenschirme waren den ganzen Tag Begleiter auf der Frühjahrsfahrt nach Wiesbaden im April. Claudia Baumbusch gelang es, mit nimmermüder Begeisterung der vierzigköpfigen Gruppe, dennoch den Glanz der hessischen Landeshauptstadt zu vermitteln. In der Hoffnung auf Wetterbesserung machte die Kunsthistorikerin zunächst im Landesmuseum mit dem Spätwerk des russischen Künstlers Alexej Jawlensky und der Kunst des Expressionismus bekannt. Als auch nach Mittag keine Wetterbesserung in Aussicht war, gewannen die Teilnehmer bei einem Stadtrundgang den repräsentativen Bauten des „Nizzas des Nordens“ und der verhaltenen Blütenpracht ihren eigenen verhangenen Reiz ab.

Auch im Juli war Petrus den Pforzheimern nicht gerade wohlgesonnen, als es über die Schwäbische Alb an die Donau zur frühkeltischen Heuneburg ging. Angesichts des strömenden Regens musste die geplante archäologische Wanderung leider gestrichen werden. Um so mehr Zeit blieb im Museum in Hundersingen, sich ausführlich mit der Keltenzeit in Baden-Württemberg zu beschäftigen, bevor schließlich die rekonstruierte Heuneburg selbst erobert werden konnte. Daß die mediterane Lehmziegelbauweise der damaligen Bauherren dem hiesigen Klima nicht gewachsen sein konnte, wurde an diesem Tag ohne wissenschaftlichen Nachweis offenbar. Trockener wurde es dann doch noch im ehemaligen Zisterzienserinnenkloster Heiligkreuztal, wo die prächtigen mittelalterlichen Glasfenster im Kreuzgang für manche Wetterunbill entschädigten. Während der Busfahrt machte Camilla Glatz, die die Reise betreute, noch mit den geologischen Besonderheiten der Schwäbischen Alb bekannt.

Strahlender Sonnenschein begleitete zur Entschädigung die Zugreise Ende August in die ehemalige Freie Reichsstadt Nürnberg. Hier konnten die Mitglieder endlich ihre sportlichen Fähigkeiten unter Beweis stellen, als sie mit Claudia Baumbusch auf einem ausführlichen mehrstündigen Rundgang die ehemals prachtvolle Handelsmetropole entlang der „Historischen Meile“ erkundeten.

Unbestrittener Höhepunkt des Jahres 2008 war wieder die dreitägige Herbstfahrt, die diesmal unter dem Motto „Barock und Blauer Reiter“ nach Oberbayern führte. Bereits auf der Anreise am Freitag lenkte Claudia Baumbusch den Blick auf die jeweilige Ausprägung barocken Bauens in den Klosterkirchen von Fürstenfeldbruck und Dießen am Ammersee. Vom Nachtquartier in Ohlstadt aus wandelten wir am Samstag auf den Spuren von Gabriele Münter und Wassily Kandinsky in Murnau. Das Schloßmuseum, das u. a. die Geschichte des Blauen Reiters nachzeichnet und natürlich das „Russenhaus“ standen auf dem Programm und – obwohl der Wettergott wieder mal schlechte Laune hatte – unter den Fittichen einer kompetenten einheimischen Wanderführerin ein ausgedehnter Spaziergang durch das sowieso feuchte Murnauer Moos. Um so blauer strahlte der Himmel und weißer die verschneiten Berggipfel am Sonntag beim Franz Marc Museum am Kochelsee, dessen moderner Erweiterungsbau die Werke des Künstlers und ausgewählter Zeitgenossen nunmehr angemessen und begeisternd darbietet. Als sich schließlich das Kloster Benediktbeuren um die Mittagszeit in schönstem Biergartenwetter präsentierte, konnte das Jahr 2008 für die Pforzheimer Gruppe einen vergnüglichen Abschluß finden. *Gerda Pfrommer*

Regionalgruppe Rastatt

Zunächst gilt es wieder von einem sehr guten Besuch der Rastatter Aktivitäten zu berichten. Zu unseren Vortragsveranstaltungen konnten wir über 400 Besucher begrüßen. Das Veranstaltungsjahr selbst erbrachte für die Badische Heimat in Rastatt eine tiefe Zäsur. Der Landkreis Rastatt, der bisherige Eigentümer des Rossi-Hauses, übergab im Juni 2008 das barocke historische Gebäude an die Stadt. Wie die weitere Nutzung des Hauses aussehen wird, das ist zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht ersichtlich. In rund 40 Jahren war das Rossi-Haus der Badischen Heimat tatsächlich zur Heimat geworden. Mit dem Umzug der Kreisverwaltung in ein neues, sehr ästhetisches und gelungenes neu erbautes Dienstgebäude zog auch die Badische Heimat mit um und bietet seit Sommer 2008 Veranstaltungen im neuen Landratsamt, Am Schlossplatz, an. Den Besucherzahlen hat dies nicht geschadet. Die Besucher und Freunde der Badischen Heimat haben die neuen Räume gut angenommen.

Auch 2008 deckte das Angebot vielfältige Themenbereiche unserer heimatlichen und badischen Geschichte ab. Die Rastatter Historikerin und Volkskundlerin Dr. Irmgard Stamm eröffnete im Januar das Jahresprogramm mit dem gut besuchten Thema die „Alemannische Fasnet im Wandel“ und bot ein weites Repertoire an faszinierenden Informationen zur südwestdeutschen Fastnacht. Im Februar begaben wir uns in das Zentrale Fundarchiv des Archäologischen Landesmuseums im ehemaligen Festungsspital der Bundesfestung. Dort führte der Leiter der Einrichtung, Hartmut Kaiser M. A., fundiert und eloquent in die Arbeit des Fundarchivs ein und präsentierte so manchen Schatz einem staunendem Publikum. Im März referierte der Hobby-Geologe Wolfgang Kohler aus Baden-Baden über die Geschichte der Goldwäscherei am Rhein. Es handelt sich um ein Forschungsprojekt, das den Referenten schon seit Jahren in Anspruch nimmt. Die wichtigsten Ergebnisse aus dieser Arbeit konnte er vor einen voll besetzten Saal präsentieren. Weitere Highlights folgten im monatlichen Wechsel. Im April sprach Dr. Rainer Hennl aus Karlsruhe über den Aufstieg der Herren von Eberstein in den Grafenrang. Sein Vortrag führte zurück zu den sagenumwobenen Anfängen des Ebersteiner Aufstiegs und beschäftigte sich mit der Frage, wie es dazu kommen konnte, dass die Ebersteiner, ein edelfreies Geschlecht aus der Ortenau, gegen Ende des 12. Jahrhunderts den Grafentitel annehmen konnten. Thomas Adams wunderbar illustrierter Bericht faszinierte auch die Rastatter. Der Streifzug zur und über die 1000-jährige Geschichte von Bruchsal fand in Rastatt reges Interesse, zumal die beiden ehemaligen Residenzstädte aufgrund der freund-

schaftlichen Beziehungen ihrer ehemaligen Regenten doch einige Jahre gemeinsamer Geschichte aufweisen.

Unsere Jahresexkursion führte uns im Juni gemeinsam mit Dr. Günther Wieland auf den Battert bei Baden-Baden. Dort präsentierte Dr. Wieland seine Erkenntnisse in Bezug auf die vorgeschichtliche Befestigungen und brachte diese in den korrekten wissenschaftlichen Zusammenhang.

Auch nach der Sommerpause gab es interessante Themen. Als erster Referent sprach der Karlsruher Kreisarchivar Bernd Breitkopf im neuen Landratsamt. Im Mittelpunkt stand die Historie des Klosters Frauenalb von der Säkularisation bis hinein in die Gegenwart. Breitkopf erwies sich als profunder Kenner der Klostergeschichte. Eine ebensolche Fachfrau für die Baden-Badener Stadtgeschichte ist die dortige Stadtarchivarin Dagmar Kicherer, die im November eine kenntnisreiche Bilderschau zu dem Thema 500 Jahre Stadtordnung von Baden-Baden zeigte. Ein Höhepunkt des Jahres war der mundartliche Abend mit Brigitte Wagner kurz vor dem Weihnachtsfest. Ihr Motto: „Oh du mei Raschdadd – du mei Kreisschtadt." Über 120 Besucher sahen, lauschten und waren von der „Mundartpoetin" fasziniert. Wagner präsentierte Kurzweiliges aus den Landkreisgemeinden. Während ihres Zweistundenprogramms wurde so einiges auf die Schippe genommen. Wagner erhielt stürmischen Applaus, so dass auch der Verfasser dieses Berichtes sich selbst zitieren darf: „In der 84-jährigen Geschichte der Badischen Heimat in Rastatt ‚sinn se wohl die, die den maischte Beifall bekomme hadd'". Dem ist nichts hinzuzufügen. *Martin Walter*

Regionalgruppe Schwetzingen

Im Mittelpunkt des Jahres stand das 175-jährige Jubiläum der Verleihung der Stadtrechte an Schwetzingen. Die Reihe der Veranstaltungen eröffnete Joachim Kresin mit seinen Ausführungen über „Die Entwicklung vom Dorf zur Sommerresidenz" am Montag, 25. Februar 2008 im Palais Hirsch. In diesem sehr gut besuchten Vortrag erläuterte der Referent die Entwicklung der Stadt über die Jahrhunderte und wies auf bauliche Merkmale der Stadt hin. Im April folgte die Ausstellung „175 Jahre Stadtrechte für Schwetzingen", die von der Öffentlichkeit gut angenommen wurde. Stadtarchivar Joachim Kresin und Dr. Jörg Schadt gestalteten die Ausstellung und erläuterten sie, Ingrid Lamey erzählte als Großherzogin Luise ihre Lebensgeschichte, die so gut in diese Zeit passte. Am 31. Mai 2008 führten Bürgermeister Dr. René Pöltl und Stadtarchivar Joachim Kresin eine große Gruppe interessierter Schwetzinger durch die Stadt und erläuterten die Ausführungen vom Vortrag im Februar vor Ort. Prof. Dr. Karsten Ruppert von der Universität Eichstätt-Ingolstadt stellte am 15. Juni 2008 im Karl-Wörn-Haus einem kleinen Kreis eine der wichtigsten Persönlichkeiten aus der Stadtgeschichte vor: Politik als Leidenschaft: Die Karriere des Friedrich Daniel Bassermann (1811–1855). Ekkehard Holderbach erweiterte den stadtbezogenen Blickwinkel um die „Schwetzinger Festspiele im 18. Jahrhundert. Musik und Tanz, Oper und Theater im Schwetzinger Schloss zur Zeit des Kurfürsten Carl Theodor". Beiden sehr interessanten und fundierten Vorträgen hätte man mehr Besucher gewünscht.

Im Mittelpunkt des Vereinslebens standen zwei Mitgliederversammlungen. Leider war das Interesse an der Mitgliederversammlung des Landesvereins in Offenburg nicht sehr groß, so dass am 1. März 2008 entgegen der Erwartungen nur ein kleiner Kreis mit den privaten Fahrzeugen nach Offenburg in den Salmen fuhr. Die Mitgliederversammlung der Badischen Heimat Bezirk Schwetzingen am 7. April des Jahres wurde von etwa vierzig Mitgliedern besucht. Beide Veranstaltungen gingen zügig und in erfreulicher Atmosphäre von statten.

Traditionell fanden die gemeinsamen Feierlichkeiten der Stadt Schwetzingen und der Badischen Heimat zu Hebels Todestag wieder am Grab und im Palais Hirsch statt. Am 27. September 2008 gedachte man des alemannischen Dichters unter anderen mit einem Vortrag von Ulrike Müller zum „Unverhofften Wiedersehen". Darüber hinaus konnten wieder ein Schüler und eine Schülerin von Schwetzinger Schulen mit der Hebelmedaille ausgezeichnet werden.

Mit seinem Dia-Vortrag „Hinauf Patrioten, zum Schloss, zum Schloss" – Die Rheinpfalz, das Großherzogtum Baden und die Bergstraße zwischen dem Wiener Kongress 1815, dem Hambacher Fest 1832 und der Revolution 1848/1849 setzte Ekkehard Holderbach am 17. April 2008 einen neuen Akzent im Jahresprogramm. Im zweiten Halbjahr, am 12. November, folgte Dr. Ralf Wagner mit dem Thema „Als die deutschen Fürsten fielen. Zum Ende des Kaiserreichs".

Die Mehrtagesfahrt führte in diesem Jahr in das Münsterland und in das Ruhrgebiet. Vom 26. bis 30. November 2008, besuchte die vierzig Personen starke Reisegruppe die Stadt Münster, die sich selbst gern als „Stadt des Westfälischen Friedens" darstellt, Burg Vischering, Schloss Westerwinkel und Schloss Nordkirchen („Drei Kleinode Westfalens"), Schloss Hülshoff und Haus Rüschhaus von Annette von Droste-Hülsoff. Auf der Anreise galt ein Zwischenstopp dem Schiffshebewerk Henrichenburg, auf der Rückreise der Zeche Zollverein (Unesco-Weltkulturerbe) in Essen und dem Stadtteil Mathildenhöhe sowie der Villa Hügel mit der Folkwang-Ausstellung. Bei einem abschließenden Treffen im „Frankeck" wurde die Reise nochmals gewürdigt.

Das Veranstaltungsjahr 2008 ging mit dem Besuch der Ausstellung „Homer" im Reiß-Engelhorn-Museum am 22. November zu Ende. Die Ausstellung empfing die Besucher mit Darstellungen des Dichters, gefolgt von Exponaten aus der Zeit, über die Homer berichtete. Vasen, Gemälde und Statuen ließen den Mythos von Troja und den Irrfahrten des Odysseus lebendig werden.

Die Veranstaltungen waren unterschiedlich gut besucht, einigen hätte man eine größere Resonanz gegönnt. An der Qualität der Referenten lag der mangelnde Zuspruch sicherlich nicht. Auch die Fahrt war gut gebucht, und hätten nicht einige aus beruflichen Gründen kurzfristig absagen müssen, wäre sie vollbesetzt gewesen. Man darf insgesamt wohl der Überzeugung sein, dass das umfassende und anspruchsvolle Programm das richtige Angebot für die Mitglieder und interessierte Bürger bietet. Vorstand und Beirat werden sich weiterhin bemühen, diesen Standard zu erhalten und hoffen auf die Unterstützung seitens der Mitglieder und Freunde.

Abschließend sei an dieser Stelle allen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen für die geleistete Arbeit, ohne die das ehrgeizige Programm nicht durchzuführen gewesen wäre, herzlich gedankt. *Dr. Volker Kronemayer*

100 Jahre Badische Heimat – 58 Jahre Baden in Baden-Württemberg

Eine Umfrage der Redaktion

„Einen Menschen, der in Baden aufgewachsen ist, und auch manche andere, die erst im Laufe ihres Lebens hergezogen sind, hindert Baden-Württemberg aber nicht, sich als Badener zu fühlen und auf das Badische stolz zu sein. Es gibt auch heute noch ein Selbstbewußtsein und ein Gemeinschaftsgefühl der Badener, was man als badische Identität bezeichnen kann“.

Minister a. D. Prof. Dr. Helmut Engler (1999)

Das Zitat umreißt präzise den Themenkreis, um den es der Badischen Heimat geht. Badische Identität auch nach 58 Jahren Baden in Baden-Württemberg. Anlässlich des 100jährigen Jubiläums hat der Vorsitzende der Badischen Heimat und die Redaktion der gleichnamigen Zeitschrift verschiedenen Zeitungen, Institutionen, Verbänden, die „badisch“ im Namen tragen, angeschrieben mit der Bitte, sich zu folgenden Fragen zu äußern:

Was bedeutet Baden oder das Badische für Sie?
Wie sind Baden oder das Badische in Ihrem Bereich präsent?

Grußwort des Badischen Fußballverbandes e. V.

Im Namen von Präsidium und Vorstand des Badischen Fußballverbandes gratuliere ich dem Landesverein Badische Heimat ganz herzlich zu seinem 100-jährigen Jubiläum.

Während die Badische Heimat in diesem Jahr bereits auf ein ganzes Jahrhundert zurückblicken kann, reichen die Wurzeln des Badischen Fußballverbandes „nur“ bis ins Jahr 1946. Der Verband wurde nach dem 2. Weltkrieg als regionale Dachorganisation des Fußballsports gegründet und umfasst bis heute im Wesentlichen das Gebiet des Regierungsbezirkes Karlsruhe. Der bfv ist damit einer von 21 Fußball-Landesverbänden in Deutschland. Über 600 badische Vereine, 5000 Mannschaften und 200 000 Mitglieder finden sich im Nordbadischen Verband wider.

Unsere badische Intention wird bereits im Verbandsnamen verdeutlicht. Wir stehen mit unserer Organisation für Baden und die badischen Fußballvereine. Vorrangige Aufgabe ist die Koordinierung des Wettkampf- als auch Freizeit- und Breitensport auf badischer Landesebene. Für unsere Mannschaften nehmen wir somit eine wichtige Rolle bei der Durchführung der Fußballspiele ein. Hierbei werden die Interessen jedes einzelnen Vereins bestmöglichst berücksichtigt und untereinander abgestimmt. Aber nicht nur auf regionaler Ebene sehen wir uns als Partner der badischen Clubs. Wir vertreten natürlich auch den badischen Fußball national beim Deutschen Fußball-Bund. Dort vertreten wir unsere Ver-

eine und nehmen die Interessen des Fußballs allgemein aus badischer Sicht wahr. Unsere Vereine können somit auch auf höherer Ebene auf unsere Unterstützung bauen. Den Bezug zu Baden demonstrieren wir nicht zuletzt durch die Gestaltung unserer Verbands- und Sportschullogos in den badischen Traditionsfarben gelb und rot.

Daher bin ich durchaus auf die Leistungen unseres Badischen Verbandes mit all seinen Vereinen, Mitgliedern und Helfer/innen stolz, denn eine solch große, starke und moderne Gemeinschaft ist sicher bemerkenswert. Dass wir an der Spitze unserer Wettkampfmannschaften mit dem Karlsruher SC und der TSG Hoffenheim zwei verbandszugehörige Bundesligisten vorzuweisen haben, unterstreicht die nicht zu unterschätzende Bedeutung Badens. Wir als Fußballverband identifizieren uns mit diesen Vereinen, wie wir es auch mit allen anderen Clubs unseres Einzugsgebietes machen.

Ich wünsche Ihrem Landesverein Badische Heimat alles Gute und hoffe, dass der 100. Geburtstag zu einer „runden Sache“ wird. Mit meinen herzlichen Jubiläumsgrüßen verbinde ich gleichzeitig die Hoffnung, dass es Ihrem Verein weiterhin gelingen möge, die erfolgreiche Arbeit für das Badische Land fortzuführen.

Ronny Zimmermann
Präsident

Badisches Landesmuseum

Das Badische Landesmuseum ist Dokumentationsstätte der badischen Landes- und Kulturgeschichte. Seit 2007 haben wir alle Epochen der Geschichte wieder in den ständigen Ausstellungen präsent. Dabei geht es stets um den Dialog des Regionalen mit der „Weltgeschichte“ (wenigstens Abendland und Orient), wie es Hermann Hesse im „Alemannischen Bekenntnis“ so treffend formuliert hat: „… jedes alemannische Tal … hat seine Öffnung nach der Welt, und alle diese Öffnungen und Ausgänge zielen nach dem großen Strom, dem Rhein, in den alles alemannische Wasser rinnt. Und durch den Rhein hängt es von alters her mit der großen Welt zusammen.“ So ist das Badische immer mit der „großen Welt“ verschränkt. Und „badisch“ heißt nicht nur Weltoffenheit, Polykulturalität, vor allem nach Frankreich hin, Kultiviertheit, Liberalität. 2012 wollen wir mit einer „Großen Landesausstellung“ das Jubiläum „900 Jahre Markgrafschaft Baden“ begehen, und da ist die ganze „badische Identität“ gefordert.

Ich selbst fühle mich seit meinem Studienbeginn 1968 an der Universität Freiburg als „Wahl-Badener“ und finde es bedauerlich, dass oft an die Spitze badischer Kulturinstitutionen Persönlichkeiten berufen werden, die vorher wenig oder gar keinen Kontakt zum Land gehabt haben.

Prof. Dr. Harald Siebenmorgen

Badischer Genossenschaftsverband e. V.

„Tradition ist Bewahrung des Feuers und nicht Anbetung der Asche“, lautet ein Zitat des Österreichers Gustav Mahler, das mit Blick auf Baden treffender nicht sein könnte. Zwar blickt auch das frühere Großherzogtum auf eine wechselvolle Vergangenheit zurück, dennoch aber entstand spätestens mit der Gründung des „modernen“ Badens Anfang des 19. Jahrhunderts eine für Bürger und Institutionen zwischen Tauberfranken und Bodensee identitätsstiftende Klammer. Auch der Badische Genossenschaftsverband (Karlsruhe) und seine Rechtsvorgänger spiegeln dies mit ihrer Herkunft wider: Lange bevor die Fächerstadt zum endgültigen Sitz wurde, gab es Zentralen in Konstanz, Rastatt oder Freiburg. Und auch wenn sich die beiden Genossenschaftsverbände im Land nun zum neuen Baden-Württembergischen Genossenschaftsverband mit Sitz in Karlsruhe vereinigt haben, werden wir unsere typische badische Lebensart weiterhin pflegen. Hierzu gehört natürlich auch der badische

Wein, der in unserer Organisation einen besonders hohen Stellenwert einnimmt. Über 70 Prozent der in Baden erzeugten Trauben werden von unseren Genossenschaften ausgebaut und vermarktet. Und eine für viele Weinfreunde meist unbekannte Besonderheit des badischen Landesteils ist seine Zugehörigkeit zu der von der EU festgelegten Weinbauzone B – übrigens als einzige deutsche Anbauregion. Damit gelten in Baden wegen des überdurchschnittlich warmen Klimas bundesweit die höchsten Mindestanforderungen für den Qualitäts- und Prädikatsweinbau, vergleichbar mit den französischen Anbaugebieten Elsass, Champagne oder dem Loire-Tal. Dies ist in Deutschland ein absolutes Alleinstellungs- und vor allem Qualitätsmerkmal unter den Weinbauregionen.

Das Bekenntnis der Badener zu ihrem Landesteil darf aber keinesfalls als Verschlossenheit missverstanden werden. Im Gegenteil: Toleranz, Weltoffenheit vor allem aber die sprichwörtliche Liberalität sind Werte, die spätestens seit der Märzrevolution 1848 das Selbstverständnis der Badener prägen oder prägen sollten. Und eines steht ebenso fest: An der Wiege der deutschen Demokratie darf das Feuer der Tradition nicht erlöschen.

Gerhard Roßwog
Vorstandsvorsitzender
Badischer Genossenschaftsverband e. V.
Lauterbergstraße 1, 76137 Karlsruhe

Badische Neueste Nachrichten

Je globaler die Welt, desto wertvoller wird die Region

Es ist mehr als ein Stück historischer Reminiszenz, mehr auch als landsmannschaftliche Folklore, dass die Badischen Neuesten Nachrichten in ihrem Titel den Namen des geschichtsträchtigen Landesteils führen. Es ist Ausdruck eines Regionalempfindens, dass auch im 21. Jahrhundert an Bedeutung nichts eingebüßt hat.

Denn je globaler die Welt, je durchlässiger die Grenzen, desto mehr wächst die Wertschätzung für überschaubare Räume mit verlässlichen Strukturen. Die Schaffung leistungsstarker Regionen als Träger der Daseinsvorsorge, als Hüter der Ökologie, als Institution für soziales Miteinander war nie wichtiger. Und gerade in Zeiten weltweiter Krisen wird dies jedermann überdeutlich. Den Regionen stehen Aufgaben bevor, die derzeit zum Großteil noch ausschließlich in Expertenzirkeln diskutiert werden – von der Ausbildung bis zur Altenbetreuung, von der verbrauchernahen Erzeugung von Lebensmitteln bis zur dezentralen Energieerzeugung. Die Bundespolitik und die Europäische Politik haben die wachsende Bedeutung der Regionen längst erkannt und forcieren den Ausbau der Strukturen.

Dabei tut man sich dort besonders leicht, wo das Bewusstsein für einen intakten Raum bereits vorhanden ist. Gewachsene historische Räume erleichtern es, diese zukunftsträchtige Arbeit anzugehen.

Der badische Raum um Karlsruhe ist eine solch gewachsene Region. Ihren Wert ins Bewusstsein zu rücken, sich für ihren Erhalt und ihre Weiterentwicklung zu engagieren, auch das ist eine wichtige Aufgabe einer regionalen Tageszeitung. Politische, administrative oder wirtschaftliche Entscheidungen können die Entwicklung der Region empfindlich schwächen. Daher gilt es auch wachsam zu sein.

Dieser Aufgabe verpflichten sich die Badischen Neuesten Nachrichten. Eigene Korrespondenten in aller Welt, Mitarbeiter in Deutschland und Redakteure im Verbreitungsgebiet der Zeitung schaffen täglich ein attraktives Informationsangebot, das auf die Belange im modernen Baden zugeschnitten ist. Von Bruchsal im Norden bis Achern im Süden, von Pforzheim im Osten und im Westen ganz bewusst über die französische Grenze hinaus fokussieren die Badischen Neuesten Nachrichten aber auch und gerne das vielfältige Leben vor der Haustür: Die einzigartigen wissenschaftlichen Ressourcen. Die reichen

Kulturschätze. Die landschaftlichen Vorzüge. Das vielfältige Sportleben. Die Menschen.

Und sie schwelgen auch ein Stück in der großen badischen Geschichte und verschließen sich der badischen Folklore nicht: Buchbesprechungen über badische Themen gehören zu den Pflichtaufgaben. Aber auch Betrachtungen über das Badnerlied oder über die „sym-badische“ Mundart dürfen im Blatt nicht fehlen.

Dr. Klaus Gaßner
Redaktionsleiter

Badische Landjugend

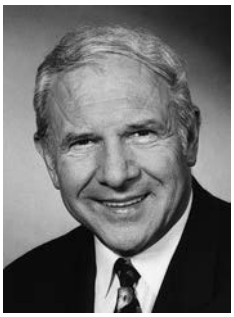
Was bedeutet mir Baden oder das Badische?

Schlaglichter des Vorstandes des Bund badischer Landjugend am Rande seiner Vorstandssitzung am 26. Februar 2009

- Baden ist, wo ich geboren, aufgewachsen und groß geworden bin!
- symbadisch – sagt doch alles!
- Rothaus
- Dialekt
- schönstes Land
- Schwarzwald
- Baden ist für mich ein Lebensgefühl
- gelb-rot-gelb
- Delikatessen
- Landjugend
- Baden ist nicht so schön wie die Toskana, sondern die Toskana ist so schön wie Baden
- von 100 m bis 1492 m – alles da!
- gutes Essen, guter Wein und nette Leute
- Lebensfreude
- Abwechslung
- Kaiserstuhl

Badischer Sängerbund

Die Bedeutung Badens und des Badischen und dessen Präsenz im Badischen Sängerbund



Wenn die Satzung den Badischen Sängerbund (BSB) als eine „Vereinigung von Chören im Gebiet des früheren Landes Baden“ umschreibt, so ist mit der geographischen Kennzeichnung zugleich ein verinnerlichtes Bekenntnis zu dieser Region ausgedrückt, zu einem Land, das in seiner Entwicklung besonders seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts für seine Bürger den Nähr- und Heimatboden abgab für den elementaren Aufbruch des Volkes zu einer neuen, aufgeklärten, freien bürgerlichen Gesellschaft, wo der Bürger zum Träger des Musizierens wurde und sich seine eigene Musikanschauung schuf mit dem Verein als Gemeinschaftsform seines Tuns.

So gab es damals im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts in den Städten Karlsruhe, Mannheim, Lahr und auch andernorts schon sehr aktive (Männer)-Chöre, die bereits Jahre vor der Badischen Revolution sich mehrmals zum „Fest der badischen Männergesangvereine“ zusammmenfanden und 1844 „Die Vereinigung Badischer Gesangvereine“ gründeten. Das Großherzogtum mit seiner liberalen Verfassung und eines liberalen Großherzogs als Repräsentant einer konstitutionellen Monarchie ließ Baden zum „Musterländle“ werden, ließ den Bürger an politischen Fragen teilhaben, schuf damit eine selbstbewusste Bürgerschaft mit Heimatverbundenheit, Identitätsbildung, Gemeinschaftssinn und auch Ethnizität als landesweit verwurzelte, geübte Tugenden und Eigenheiten. Es konnte sich so ausbilden, was als badische Kultur und Lebensart im Volke lebt und wirkt und was den Wunsch nach einem organisierten Verband wachsen ließ. So wurde 1862 in Anwesenheit

der Vertreter von 42 badischen Gesangvereinen in Karlsruhe, der „badischsten aller badischen Städte“, der BSB gegründet. Bereits 1864 wurde die erste Bundesfahne angeschafft: die entsprechende Heraldik auf zwei gelben Streifen, die einen roten umfassen. Das 1875 eingeführte Informationsorgan hieß bezeichnenderweise „Badischer Sängerbote“ (heute: Badische Sängerzeitung) und 1891 ging als Sieger eines Wettbewerbs der „Badische Sängerspruch“ hervor: „Vom See bis an des Maines Strand eint uns der Töne mächtig Band: Hoch deutsches Lied! Hoch Badnerland.“ Traditionsgemäß wird bis heute jede BSB-Jahreshauptversammlung damit beschlossen. Beim 50. Stiftungsfest des BSB 1913 in Mannheim wurde das Großherzogliche Paar mit eben diesem Sängerspruch begrüßt und die begleitenden Festdamen trugen gelb-rot-gelbe Schleifen.

Durch die Verhältnisse der Nachkriegszeit bedingt, zerfiel der BSB in einen selbständigen südlichen und einen selbständigen nördlichen Teil, wobei die Kurpfalz sogar Neigung zeigte, sich dem inzwischen erstandenen Württembergischen Sängerbund anzuschließen. So weit kam es erfreulicherweise nicht; im Gegenteil: 1950 kam es in Rastatt mit dem Zusammenschluss beider Landesteile zum neuen, alten BSB, der heute berufen ist, gleichermaßen Tradition und neuen Geist in sich zu vereinigen auf dem Boden badischer Kultur und Lebensart.

Als 1973 bei der Gebietsreform der größte Teil des vormaligen Bauländer- und Tauberländer Sängerbund Württemberg eingegliedert wurde, wollten die betroffenen Vereine die gewachsenen Bindungen zum Badischen erhalten und weiterhin als Chöre des „Sängerbund Badisch-Franken“ im BSB verbleiben.

Der „Badische Sängerbund“ ist in seinem Tun und Wollen unabhängig, frei und nach allen Seiten offen und bekennt sich zu den Wurzeln und Kräften seines Wachsens und Werdens. Auch wenn demnächst der „Sängerbund“ sich zu einem „Chorverband“ umbenennt: Badisch bleibt weiterhin Name, Herkunft und Lesart.

Rudolf Rolli
Hertzstraße 8
76689 Karlsdorf-Neuthard

Badischer Weinbauverband

Der badische Wein und die badische Weinwirtschaft sind mit ihren neun Bereichen Bodensee, Markgräflerland, Kaiserstuhl, Tuniberg, Breisgau, Ortenau, Kraichgau, Badische Bergstraße und dem Badischen Frankenland (jetzt Tauberfranken) dem Land Baden in den alten Grenzen ganz besonders verbunden. Wir leben im Bundesland Baden-Württemberg, sind aber weinbaulich sinnvollerweise von Württemberger Weinland vollkommen getrennt, unabhängig und selbstständig. Dies wird deutlich, weil das Weinland Baden als einziges deutsches Weinbaugebiet zur Weinbauzone B gehört und damit gleichbedeutend mit Elsass, Lothringen, Jura, Champagne, Loiretal und Savoyen die Weinbauzone B innerhalb der EU bildet. Alle anderen 12 deutschen Weinbaugebiete, so auch Württemberg sind der Weinbauzone A zugeordnet. Mit der Entscheidung für die Weinbauzone B im Jahr 1971 haben sich das badische Rebland und der Berufsverband hohe Ziele gesetzt, um mit geringeren Erträgen und höheren Eingangsmostgewichten in die jeweiligen Qualitätsstufen im internationalen Wettbewerb besser aufgestellt zu sein. Der Slogan „Badischer Wein – von der Sonne verwöhnt“ ist seit über 50 Jahren deutschlandweit und über die Bundesgrenzen hinaus bekannt. Wenn seit vielen Jahrzehnten von den Sängervereinigungen das Lied „Vom See bis an des Maines Strand“ ertönt, so umschreibt dieses Lied auch das ganze badische Rebland. Noch eine Besonderheit: In Württemberg spricht man von Weingärten und Weingärtnern oder Wengert und Wengerter. Im Gegensatz sind in Baden die Berufsbezeichnung Winzer, Rebleute oder Weinberge und Rebberge ein fester Begriff in der Umgangssprache. Eine weitere Unterscheidung besteht auch im Sortenspiegel und in der Rebfläche zwischen Baden und

Württemberg. In Baden sind 16 000 ha Reben im Anbau, in Württemberg sind es 11 400 ha. Der Schwerpunkt in Württemberg liegt bei den roten Sorten mit Trollinger und Lemberger bei einem Flächenanteil von 70 Prozent. Wir nennen Baden zu Recht Burgunderland mit 35 Prozent Blauem Spätburgunder (Pinot Noir), Schwarzriesling (Pinot Mineur), die weißen Burgunder Grauburgunder (Pinot Gris), Weißburgunder (Pinot Blanc) und Aux1rrois mit 20 Prozent, somit ein Burgunderanteil von 55 Prozent. Diese werden ergänzt durch die weißen Sorten Riesling, Müller-Thurgau, Gutedel, etwas Silvaner und den Bukettsorten Traminer, Gewürztraminer, Muskateller und Scheurebe.

Eine große Gemeinsamkeit ist beiden Weinbaugebieten Baden und Württemberg zu eigen. Sie sind sehr stark genossenschaftlich geprägt. So werden in Baden und Württemberg ca. 75 Prozent der Trauben von den Genossenschaften erfasst und vermarktet. Zwischen Genossenschaften und Weingütern herrscht ein edler Wettstreit innerhalb der jeweiligen Landesweinprämierungen, welche ein Ansporn für das gemeinsame Qualitätsstreben der Winzer ist.

Übrigens wurde von Professor Dr. Adolph Blankenhorn, welcher aus Müllheim im Markgräflerland stammte, 1874 der Deutsche Weinbauverband gegründet. Von 1874–1893 übte Blankenhorn als Präsident dieses Amt mit viel Sachverstand und Einsatz aus. Ferner pflegte er mit Friedrich Hecker in USA einen regen Briefwechsel über reblauswiderstandsfähige Rebsorten. Wenn Johann Peter Hebel sich über seine Heimat äußert und niederschreibt: „Rebland ist Lebland“, dann entspricht dies dem, was im Weinland Baden seit Jahrzehnten gepflegt wird: Wein, Speisen und Gastlichkeit ist badische Lebensart, welche durch die hervorragende Gastronomie eine wundervolle Ergänzung zum Weingenuss ist.

Möge auch in der Zukunft der badische Wein dem Verbrauchern und Gästen viel Freude bereiten. Wir wissen, moderater Weingenuss dient der Gesundheit und so ist dies auch ein wertvoller Beitrag zur Kostensenkung im Gesundheitswesen.

Gerhard Hurst
Präsident Badischer Weinbauverband

Badischer Winzerkeller

Natürlich Badischer Winzerkeller

Wir tragen „Baden“ in unserem Namen „Badischer Winzerkeller“ und im Herzen unserer angeschlossenen 6000 Winzer und Winzerfamilien. Unser Herz schlägt aber auch als „Doppelherz“ für unser Bundesland Baden-Württemberg, das sich durch Wirtschaftskraft und Qualität auszeichnet. Als größte Erzeugerkellerei Europas repräsentieren wir alle badischen Weinanbaugebiete von Tauberfranken im Norden bis zum Bodensee im Süden. Jede Flasche unseres Weines kommuniziert Qualitätsweinbau, Tourismus, Genuss und gute Laune als unzertrennbare Eigenschaften. Lebensart, Land & Leute und eine anspruchsvolle Genusskultur prägen den badischen Charakter. „Badischer Wein … von der Sonne verwöhnt“ ist weit mehr als nur ein weithin bekannter Slogan, er ist Botschaft und Verpflichtung zugleich, Baden als Weinland zu pflegen und stets die Gläser buchstäblich mit begeisterndem Inhalt zu füllen – eben typisch badisch!

Badischer Winzerkeller eG, Breisach
Henning Johanßen
Leiter Kommunikation/Werbung
Badischer Winzerkeller eG,
Zum Kaiserstuhl 16, 79206 Breisach

Landesvereinigung Baden in Europa e. V.

Der Blick vom Baden-Badener Hausberg Merkur über die seit 2000 Jahren lebendige Stadt, der Blick zur Ruine des Schlosses Hohenbaden, den Stammsitz der badischen Markgrafen und auf das Rheintal – für mich besonders wichtig – das

Elsass, hat mich von Kindheit an fasziniert. In ihrer Eigenartigkeit hat diese Landschaft, wo immer ich auf der Welt auf weiten Reisen oder auch in Lebensabschnitten, die ich aus beruflichen Gründen anderswo verbrachte, mir immer vor Augen gestanden.

Es ist seit 2000 Jahren eine bedeutende Kultur- und Kurlandschaft, die vor allem in Baden-Baden von Gästen aus aller Herren Länder gerne besucht wird. Wichtige Verkehrswege begünstigen die kulturelle, wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Entwicklung.

Diese Entwicklung wird nicht nur von den Nachkommen der einheimischen Bevölkerung, die auf die Alemannen und Franken zurückgehen, sondern insbesondere in den letzten drei Jahrhunderten, von Neubürgerinnen und Neubürgern aus aller Welt getragen. Die hohe Lebensqualität, das gute Essen und Trinken hat hier schon immer einen hohen Stellenwert. Selbstbewusste Bürgerinnen und Bürger und eine – für damalige Verhältnisse – fortschrittliche Verfassung, schufen bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zusammen mit den regierenden Großherzögen das „Musterländle“.

Liberalität und Toleranz sind im Land Baden vom Bodensee bis zum Maines Strand Tradition. Das Badnerlied, das nicht nur in den drei badischen Fußballstadien, sondern bei jeder sich bietenden Gelegenheit gesungen wird, verbindet die Kurpfälzer, die Einwohner der beiden badischen Markgrafschaften und die Menschen in den ehemals vorderösterreichischen Landen. Es zeigt die steigende Bedeutung des Heimatgefühls gegenüber einer die Menschen verunsichernden Globalisierung.

Als Vorsitzender der Landesvereinigung Baden in Europa ist es für mich und meine Mitstreiter eine wichtige Aufgabe, die dargestellte Bedeutung unserer Heimat und deren Geschichte im Bewusstsein der Mitbürgerinnen und Mitbürger wach zu halten. Wir haben die wichtige Aufgabe, den württembergischen Bürgerinnen und Bürgern, dem Landtag und der Landesregierung zu erklären, welche Bereicherung der badische Landesteil für das gemeinsame Bundesland darstellt. Daraus leiten wir aber auch ab, dass der badische Landesteil entsprechende Ansprüche erhebt und nicht – wie in der Vergangenheit oftmals – von den „Mächtigen“ in Stuttgart als „Almosenempfänger“ angeschaut wird. Der badische Landesteil hat entsprechend seiner Bevölkerungszahl, seines Bruttosozialproduktes und seines Steueraufkommens, um nur die wichtigsten Kriterien zu nennen, Anspruch auf Investitionen und Zuschüsse zur weiteren Entwicklung.

Dies gilt für den Ausbau der Schienenwege, wobei wir den Teil der „Magistrale“ von Straßburg nach Stuttgart fast genau so wichtig sehen wie „Stuttgart 21“ und vor allem aber auch für die Oberrheinstrecke von Mannheim bis Basel.

Der Ausbau des Flughafens Karlsruhe Baden-Baden muss mit der gleichen Landesbeteiligung vorangetrieben werden wie der Flughafen Stuttgart.

Ebenso ist der Ausbau der Autobahnen, der Bundes- und Landesstraßen im badischen Teil mindestens von gleicher Bedeutung wie im württembergischen Landesteil.

Der Hochwasserschutz am Rhein mit seinen Nebenflüssen ist in der Vergangenheit, im Gegensatz zum Neckar und seinen Nebenflüssen, stark vernachlässigt worden.

Das zentralistische Denken für Stuttgart mit dem großzügigen Ausbau von Landeseinrichtungen muss weiter zu Gunsten aller Regionen verändert werden. So kann es nicht sein, dass die Landesbibliothek Stuttgart, die noch genügend freie Kapazitäten hat, mit zweistelligem Millionenaufwand erweitert wird, aber ein verhältnismäßig kleiner Betrag für den Bau eines Magazingebäudes für die Landesbibliothek in Karlsruhe nicht zur Verfügung steht. Das Land leistet sich den Luxus, ein repräsentatives Gebäude mitten in Karlsruhe, das bereits vor dem 2. Weltkrieg Teil des Naturkundemuseums war, als Büchermagazin zu blockieren. Die Räume werden dringend benötigt, um Kinder- und Jugendliche näher an die Natur heranzuführen.

Wir erwarten endlich auch einen Finanzausgleich für den Verlust an Gewerbesteuern für die Städte Mannheim und Karlsruhe, die durch die Fusionen von Banken und Versicherungen an Stuttgart verloren gingen.

Von größter Bedeutung ist für uns seit Jahren die Schaffung einer „Europäischen Metropolregion am Oberrhein“. Die Gründung

der „Europäischen Metropolregion Rhein-Neckar“ ist ein erster Schritt zu einer grenzüberschreitenden europäischen Region mit Elsass, Nordschweiz und der Pfalz. Wir begrüßen die Aktivitäten der trinationalen Regionen Freiburg–Colmar sowie die enge Zusammenarbeit Straßburg–Ortenau und der „PAMINA“ am Mittleren Oberrhein. Wir appellieren aber an alle Verantwortlichen von beiden Seiten des Rheins, die Kräfte zu bündeln, um möglichst bald einen „Trinationalen europäischen Verflechtungsraum Oberrhein“ zu schaffen.

Robert Mürb

Badische Zeitung

Für einen geborenen Freiburger und Herausgeber der „Badischen Zeitung“ hat das Badische natürlich zentrale Bedeutung. Baden gibt unserer Zeitung ihren Sinn, ihre Identität und ihre Örtlichkeit. Wir fühlen uns als ein Sprachrohr Badens. Wir wollen sowohl die täglichen Ereignisse aus der ganzen Welt, aber auch die Vorkommnisse hier im südbadischen Land mit der badischen Brille betrachten und den Lesern unsere badische Sicht darlegen. Baden ist für uns geographische und lebenskulturelle Heimat. Baden ist eine identitätsstiftende Region in Baden-Württemberg und in der Republik. Baden ist ein Teil des alemannischen Sprachraumes, der einen eigenen Dialekt pflegt und sich als grenzüberschreitender Raum mit gemeinsamer Geschichte versteht. Baden ist natürlich auch eine herrliche Abgrenzung zum Schwabenland, weil die Badner halt so anders sind, als unsere Brüder und Schwestern in Württemberg. Baden hat eine lange Tradition des liberalen, freiheitlichen Gedankengutes und setzt eher auf bunte Vielfalt, statt Uniformität.

Die Badner, ob geborene oder zugezogene, sind eher Genießer, wissen, was gut ist und lassen gewähren. Sie lieben das gesellige Mit- und Nebeneinander, sie können aber auch nach Herzenslust streiten und löcken schon gerne wider den Stachel der Obrigkeit, wenn es denn ihrer Meinung nach sein muss. Die Badner lieben ihr Land und investieren viel, um es zu erhalten. Und dann gibt es natürlich die berühmten „Badischen Lösungen“, mit denen alle irgendwie leben können, aber von denen die wenigsten wissen, was sie eigentlich genau beinhalten oder wie sie überhaupt zustande gekommen sind. Leben und Leben lassen, damit ist Baden – und sein eher sanfter „Badischer Patriotismus“ – durchaus ein zukunftsträchtiges Gesellschaftsmodell für ein hohes Maß an Lebenskultur, eine Landschaft zum Wohlfühlen und ein Ort vielfältigster, innovativer Spitzenleistungen.

Baden findet so täglich auch in der „Badischen Zeitung“ statt. Baden ist mein Zuhause!

Dr. Christian Hodeige
Herausgeber Badische Zeitung

Badische Staatsbrauerei Rothaus AG

Was bedeuten Baden oder das Badische für Sie?

Das schönste Land in Deutschlands Gau'n, das ist mein Badner Land.

Wie sind Baden oder das Badische in Ihrem Bereich präsent?

So präsent, dass es nicht mehr zu steigern ist.

Ursula Lang
Leiterin des Vorstandssekretariats der Badischen Staatsbrauerei Rothaus AG